P. o.germ.
283
o-1

germ.
83 c - 1

<36618147930017

<36618147930017

Bayer. Staatsbibliothek

Antonio Foscarini.

Erſter Band.

Antonio Foscarini.

Von

Ida von Düringsfeld,

Verfasserin von „Schloß Goczyn".

In vier Bänden.

Erster Band.

Amar e soffrir,
Tacer e morir.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1850.

36. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

An Otto.

Es gibt ein Wort des Lebens,
Das heißt: amar e soffrir;
Es gibt ein Wort des Todes,
Das heißt: tacer e morir.
Der Worte erſtes ſprachſt Du
Mit Ernſt und Treu' zu mir,
Der Worte zweites hoff' ich
Zu flüſtern einſt mit Dir.

In einer Roſe voll Dornen
Da ſteht: amar e soffrir,
Auf einem kühlen Steine
Blinkt es: tacer e morir.
Wohl hängen an den Dornen
Viel Tropfen von rothem Schein,
Doch alle Wunden ſchließen
Sich unter dem kühlen Stein.

Der Worte erſtes klinget
Traurig und ſchmerzenreich,
Der leiſen Todtenglocke
Des Paradieſes gleich,
Und doch, frag' auf den Knieen
Den Engel Gottes in Dir,
Das Süßeſte, was iſt es?
Er ſagt: amar e soffrir.

Das zweite Wort, es athmet
Mit einem kalten Hauch,
Der alle Lichter auslöſcht,
Und alle Sterne auch,
Und doch, wenn um Dich Nacht iſt,
Und Qual und Angſt in Dir,
Was murmelt Deine Seele
Als Troſt? — **Tacer e morir.**

Von meinem Verhängniß weiß ich,
Es werde ganz allein
Ein ſtilles, ſorgendes Mühen,
Ein Lieben voll Thränen ſeyn.
Doch lägen tauſend Looſe
Voll Glanz zur Wahl vor mir,
Ich ſpräche jetzt, wie ehmals:
Amar e poi morir.

Laß' uns die Augen ſchließen
Und ſchau'n des Himmels Geſicht,
Da flimmern zwei neue Worte
In unvergänglichem Licht:
Das Wort des ewigen Lebens
Amar, senza morir,
Das Wort der ewigen Liebe
Amar, senza soffrir.

An einem kleinen Rio im Seſtiere von San Marco zu Venedig erhebt ſich aus einer Häuſerreihe ein nicht großer, aber ſehr anmuthiger Palaſt in dem Style der beiden Paläſte Giuſtiniani am großen Kanale. Gleich dieſen hat er im Erdgeſchoſſe auf den Rio eine Pforte mit gewundener Einfaſſung und tiefer ſpitziger Wölbung, im Entreſol viereckige Gitterfenſter, und in jedem ſeiner beiden Stockwerke eine helle Gallerie mit ſchlanken Säulen, auf denen Spitzbogen von Laubwerk ruhen, während zwiſchen dieſen durchſichtige Roſetten ſchimmern. Die vier Seitenfenſter jeder Gallerie enden ebenfalls in Spitzbogen und in denen iſt die durchbrochene Arbeit noch duftiger, ſo daß ſie faſt in Marmor ausgeführten Spitzenmuſtern gleicht. Die Einfaſſungen ſind gewunden, wie die an der Pforte; zwiſchen den Fenſtern bewundert man ſechs Medaillons von koſtbarer Marmormoſaik. Die ganze Façade hat das luftigſte Anſehen, um ſo mehr, da der Palaſt höher als breit iſt, indem die Gallerien nur aus drei Fenſtern beſtehen.

Die Balkone allein ſtimmen nicht mit dieſem Tone überein; ſie ſind ſpäter angebracht worden und daher für den gothiſchen Geſchmack zu reich. Indeſſen ſtört dieſer Widerſpruch nicht, ſondern gefällt vielmehr durch ſeine Ungewöhnlichkeit, und was da gefällt, iſt, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch entſchuldigt.

Durch die Pforte, zu der aus dem Rio nur einige Stufen hinaufgehen, tritt man in die lange Halle, welche im Jahre ſechszehnhundertſechszehn patriziſch-kriegeriſch mit Wappenſchildern, Rüſtungen und Waffen verziert war. Am Ende der Halle geſtattet eine andere rundgewölbte Pforte den Durchblick in den Hof, der ganz vom Palaſte umſchloſſen wird; rechts führt eine prächtige Treppe, deren Marmorſtufen damals ganz friſch waren, erſt zu einem Abſatz, auf welchem der Moſaikboden es noch jetzt iſt, und dann mit einer Wendung zu einem kleinen Vorſaal, wo ſich unter einem ſchönen Bogen von rothem veroneſiſchem Marmor die Thüre in den großen Saal öffnet.

Dieſer war vom Schiavone al fresco gemalt. An den beiden Hauptwänden, über den fünf Thüren, deren jede zwei Säulen von Verde antico hatte, in den Feldern, welche zwiſchen Arabesken von weißem Stuck das Karnieß darbot, endlich an der Decke, die ebenfalls von Stuckarbeit leuchtete, überall ſah man olympiſche Gruppen von

dem Pinsel dieses farbenkundigsten der venetianischen Maler. Prachtvolle Spiegel, Tische von Verde antico, schwere vergoldete Sessel mit rothen Sammtüberzügen vollendeten den Saal, aus welchem man zu beiden Seiten in eine Reihe von Gemächern kam, die ihm weder an Geschmack, noch an reicher Ausstattung untergeordnet waren. Tapeten von Seide und Sammt, Ueberzüge von Goldstoffen, Spiegel, Kamine, Thüreinfassungen und Tische von Marmor, Krystall, Stuck, Gemälde und Statuen, diese vom Vittoria, die Bilder von den großen Malern des vorigen Jahrhunderts — das Alles war zu sehen und zwar mit Befriedigung, indem die Anordnung als eine echt künstlerische erschien. Ein Beobachter hätte entschieden, daß dieser Palast im Besitz einer Frau seyn müsse.

Es war, wie schon gesagt, im Jahre sechszehnhundertsechszehn, heißer Sommer, und nach der jetzigen Uhr etwa gegen Eins. Das Gewässer des Rio hatte einen dunkelgrünen metallischen Glanz, auf welchem der glühendgoldene Sonnenschein sich spiegelte. Die Mittagsstille, welche im Süden die nordische Nachtstille ersetzt, begann schon. Dann scheint die ganze große Stadt auf ihrem Flutgrunde einzuschlafen, wie vor einem Zauberspruche, und man kann auf den kleinen Kanälen in fast vollkommener Einsamkeit umherfahren. Auch der Rio vor dem Palaste lag

ungeſtört in der goldenen Glut, und nur eine fremde Gondel war neben der Pforte angebunden.

Die Beſucher, welche in ihr gekommen waren, ſaßen in dem Gemach, das rechts an den Saal ſtieß und auf den Rio ſah. Es waren Piero und Tereſa Navager, ein Mann von einigen ſechszig und ein Mädchen von ſechszehn Jahren, Vater und Tochter. Zwiſchen ihnen ſaß eine Frau von einigen dreißig, Criſtina, eine Contarina alla Madonna dell' Orto, Wittwe von einem Contarini a Caſtello und Beſitzerin des Palaſtes. Dieſe kleine Gruppe bot ſo mächtige Gegenſätze dar, daß ſie einen gedankenvollen Blick lange gefeſſelt haben würde. Das verſchiedene Alter allein hätte genügt, maleriſche Abgründe zwiſchen den drei Geſtalten zu ziehen: ein junges Mädchen, eine gereifte Frau, ein greiſer Mann — die Ahnung, der Genuß, die Erinnerung des Lebens — das war Geſchiedenſeyn genug, um die deutlichſte Mannigfaltigkeit hervorbringen zu können. Aber außerdem erſchien jede einzelne Geſtalt ſo in anderer Abſicht gezeichnet, ſo mit andern Tinten gefärbt, ſo aus anderem Fleiſche gewachſen und mit anderem Blute gefüllt, und jede erzählte von ſo ganz andern Gefühlen, Gedanken, Bewegungen und Erlebniſſen, kurz von einem ſo beſondern Daſeyn, das ihr allein beſtimmt und aufgegeben war, und mit dem der beiden

Andern auch nicht die geringſte äußere oder innere Aehnlichkeit hatte, — die Gruppe hätte treffen müſſen, wäre Gelegenheit geweſen, ſie zufällig zu erblicken.

Der Navager, der einem ernſten, grünen Schatten zwiſchen zwei zarten, blühenden Gewächſen verglichen werden konnte, hatte ein Geſicht und eine Geſtalt, wie die Dogenbilder Tiziano's ſie uns betrachten laſſen. Die Bildung iſt edel, der Gliederwuchs gemäßigt, die Antlitzfarbe ausgelöſcht, die Zeichnung der Züge eher verwiſcht als härter geworden, der Ausdruck ein Gemiſch von Strenge und Milde, Nachdenken und Klarheit. Das Alter iſt ſo, wenn es auf einer kräftig ausgeſchäumten Jugend, auf einer bewegten und beſonnenen Männlichkeit ruht. Die Angelegenheiten bekümmern dann wohl noch, denn dieſes Alter hat ſich nicht in die Einſiedelei der Eigenſucht zurückgezogen, aber ſie nehmen den Geiſt nicht mehr ganz in Anſpruch — die Hälfte ſeiner Gedanken mindeſtens wendet ſich bereits einem nahen höhern Zuſtand zu. Daher iſt dieſes edle Alter ſtreng in ſeiner Selbſtprüfung und mild in den Ausſprüchen über die Jugend, ſorgenvoll wegen der Geſchicke ſeiner Geliebten und klar über ſeine eigenen Erwartungen — alles Eigenſchaften, die Ehrfurcht einflößen. Der Navager zeichnete ſich durch den reinſten Ausdruck derſelben aus und beſaß auch die allgemeine Achtung. In

den Aemtern, die ihm übertragen worden waren, hatte er sich ungestörter Anerkennung zu erfreuen gehabt, aber gegenwärtig jedes neue abgelehnt, da seine Gesundheit zu geschwächt war, um ihm die Erfüllung öffentlicher Pflichten auf die Art zu gestatten, welche allein ihm genügen konnte. Also lebte er in Ruhe, doch nicht in Abgeschiedenheit, denn der Doge Giovanni Bembo war sein Freund und berieth sich mit ihm ebenso oft und so ohne Rückhalt im vertraulichen Gespräche, wie früher, als der Navager im Collegio saß. Die einflußreichsten Mitglieder der Signoria kamen ebenfalls ihm ihre Ansichten vorzulegen und seine Erfahrungen darüber zu vernehmen, und so konnte man von ihm sagen, daß er, wenn gleich länger keinen Sitz, doch noch immer eine Stimme in dem erlauchten Rathe hatte, welcher die Republik verwaltete und beschützte. An rein persönlicher Anhänglichkeit mangelte es ihm ebensowenig. Cristina Contarina verehrte ihn mit fast töchterlicher Ehrerbietung und bemühte sich unaufhörlich, ihm irgend eine Freude des Herzens zu machen. Da der Navager schon seit der Geburt Teresa's verwittwet war und dieses sein einziges Kind seiner Schwester in Padua anvertraut hatte, konnten diese Bemühungen einer ganz uneigennützigen Neigung ihn nicht anders als sehr dankbar finden, und gerne hatte er sich von ihnen beinahe ausschließlich fesseln lassen. Auch jetzt,

wo durch den Tod der Schweſter ihm Tereſa zurückgegeben worden war und ſeine Einſamkeit nicht länger unerheitert ſeyn ſollte, blieb die Vertraulichkeit mit der gütigen Contarina das Bedürfniß ſeines Herzens, und er hatte ihr ſogleich nach der Ankunft der Tochter dieſe zugeführt, um das ſchöne Mädchen gewiſſermaßen derjenigen als einer Mutter zu übergeben, die ſo lange geſucht, ihm die Tochter zu erſetzen.

Die Contarina bot in der größten Vollendung den Typus der Biondina in Gondoleta dar. Friſches, ſchimmerndes, röthliches Fleiſch, wie die Muſchelthiere, welche eben aus dem Meere kommen, oder die weißen Kirſchen, die noch am Aſte ſtehen, es haben. Durchſichtige, zugleich thauige und mürbe Haut. Das Blut licht von Farbe, rieſelnd in der Bewegung. Die Lippen reif und granadenroth, die Wangen, das Kinn und die Nägel, deutlicher mit dem Roſa gefärbt, das wie ein ungewiſſer Schein um alle Glieder ſpielte. Die blauen, dunkeln Augen glühendfeucht, das lange, blonde Haar ſich in natürlichen Locken um die etwa ſchmeichelnden Finger wickelnd und ſeinerſeits mit einer ſeidenen Weichheit ſchmeichelnd. Die ganze Frau ein köſtlicher Genuß für alle Sinne. Selbſt bei alltäglichen Formen wäre die Contarina dieſes äußern Schmelzes wegen als Schönheit geprieſen worden;

aber ihr Körper war ebenſo vollkommen gebildet, wie reizend durch ſeine Farbe und Friſche. Zugleich beſaß die ſchöne Frau, ohne groß zu ſeyn, in den Beugungen des Halſes, in der Art den kleinen ſtolzen Kopf zu tragen, in jeder langſamen Bewegung der feinen, vollen Hand das Anſehen einer Königin, ſo daß ſie nicht minder zurückweiſen, wie anziehen konnte. Was ſie öfter gethan, darüber waren die Meinungen getheilt: die Männer behaupteten, ſie wären immer in der gehörigen Entfernung erhalten worden — die Frauen erklärten, die Männer müßten ihren Augen entſagt haben, um die Anlockungen der Contarina nicht ſehen zu wollen. Gewiß iſt es, daß kein Mund es gewagt hatte, Criſtina Contarina während ihrer Ehe anzutaſten. Aber als vor zehn Jahren ihr Mann geſtorben und ſie nach der geſetzmäßigen Trauer abermals in die Welt eingetreten war, als allmälig ein geiſtreicher Männerkreis ſich um die anmuthige Wittwe gebildet hatte, und ſie entſchloſſen ſchien, ihre Unabhängigkeit, wenn gleich nur mit Maßen, ſo doch ohne herkömmliche Beſchränkungen zu genießen, da begann der Neid zu tadeln und die Eiferſucht zu ſpähen, und der Ruf der ſchönen Contarina durfte nicht länger ganz rein genannt werden. Ihre äußere Stellung hingegen ließ ihren beſten Freunden Nichts zu wünſchen übrig. Beſitzerin dieſes Palaſtes, den ihr Mann für ſie

gekauft hatte, reich durch ihre Aussteuer schon, noch reicher durch die lebenslänglichen Einkünfte, welche ihr zugleich mit dem Palaste gesichert worden waren, sah sie sich nie genöthigt, eine ihrer Launen durch die hemmenden Worte: ich kann nicht, in eine unangenehme zu verwandeln.

Das war die zweite Gestalt, doch trotz ihrer ausgezeichneten Schönheit nicht die schönste in der Gruppe. Denn wenn auch die Contarina der Mehrzahl des männlichen Geschlechts wünschenswerther erschienen seyn würde, der Kenner hätte vielleicht einige Augenblicke zwischen ihr und Teresa Navager schwanken können, würde sich indessen zuletzt unfehlbar für diese ausgesprochen haben.

Gestalt gewordener Glanz, mit einem andern Ausdruck läßt die junge Teresa sich nicht schildern. Blenden, das war es, was sie that. Größer als die Contarina, glich sie noch einem biegsamen Reise, ohne jedoch an der Dünne krank zu seyn, an welcher unsere nordischen jungen Mädchen so lange und mit solcher Betrübniß leiden. Die jungen Italiänerinnen entwickeln sich gleich deutlich zu ihrer Bestimmung; ihre Jugend wird von dem Gold des südlichen Himmels besser genährt; blüht doch auch die Rose im italiänischen Frühling gleich mit auf, während wir im Norden ihr mit langer Erwartung entgegen zu sehen haben. Demnach besaß Teresa noch keine üppigen, wohl aber schon

ganz gerundete Formen. Beſonders vollendet waren der Hals, das Anſchmiegen des Buſens und die Hände. Die Finger konnte man wirklich geſponnen nennen. Die Bewegungen ſchienen noch in Schleier gehüllt, ebenſo die Mienen des länglichen Antlitzes. Dieſes Antlitz war für dieſe Geſtalt, was die Blüthe für die Pflanze iſt. Giorgione hat ſolche Geſichter gemalt, mit ſolchen Stirnen, die von einem göttlichen Finger mit irgend einem Zauber gezeichnet ſcheinen, mit ſolchen Zügen, die ſich nie genug anſehen laſſen, mit ſolcher himmliſchen Melancholie um einen Mund, welcher die Farbe und den Duft einer blaſſen Roſe hat, mit ſolchen Augen von goldnem Braun, wie mit glänzendem Nebel gefüllt, der halb den Himmel, halb einen Abgrund ahnen läßt. Auch die alabaſterne Bläſſe dieſer Giorgiones hatte Tereſa, nur war ihre Jugend noch zu geſund, um ihr nicht die Wangen etwas mit demſelben Roſenroth zu überhauchen, das ihre Lippen ſo zart machte. Aber die Bläſſe mußte über dieſes Geſicht kommen, das war unvermeidlich; Tereſa durfte nur mit der Empfindung beginnen, um gewiß zu erblaſſen. Das Haar war von dem goldenen, dunklen, gedämpften Braun der Augen und von atlaſſner Glätte, lag jedoch nicht ſchwer an, ſondern ſcheitelte ſich wellenförmig.

Die Geſchichte dieſes ſeltenen Geſchöpfes läßt ſich noch

in der größten Kürze erzählen. Sie war zu Padua in dem Hause ihrer verwitweten Tante so still und ernst wie in dem strengsten Kloster erzogen, am vorigen Abend von ihrem Vater empfangen und vor einer Minute der schönen Cristina Contarina vorgestellt worden.

Diese betrachtete das jugendliche Wesen mit dem wehmüthigen Wohlwollen, welches gereifte Frauen leicht gegen junge Mädchen empfinden; dann wandte sie sich an den Navager und sprach: „was für ein liebes Geschöpf! Wie freue ich mich mit Euch, und welches Vergnügen habt Ihr mir gemacht! Theure," fuhr sie, gegen Teresa gekehrt, freundlich fort, „Euer Vater ehrt mich mit seiner Freundschaft — ist es Euch so, als würdet auch Ihr mich ein wenig lieb haben können?"

„Wie wäre das anders möglich, Madama?" antwortete Teresa mit gemessener Höflichkeit.

„O das versteht sich nicht so von selbst," sagte die Contarina. „Die Neigungen werden nicht so unbedingt als Erbe angenommen, wie die Namen, und oft fassen die Kinder gerade da Abneigung, wo die Eltern die wärmste Anhänglichkeit gehegt. Ich sage das nicht von Euch und mir; zwischen uns wird es anders seyn, das hoff' ich sicherlich. Ihr werdet mich ein wenig lieben lernen, wenn Ihr mich erst kennen lernt und seht, daß ich eine aufrichtige

Freundin bin. Jetzt müßt Ihr Euch zuvörderst über den Verlust Eurer guten Tante trösten; Ihr habt viel an ihr verloren — Eure zweite Mutter."

Die Contarina hatte mit der lieblichen Geschmeidigkeit gesprochen, in welcher eine Frau, die gewinnen und fesseln will, geübt seyn muß. Teresa antwortete mit großer Zurückhaltung und nur in allgemeinen anerkennenden Aeußerungen. Das junge Mädchen war von einem ernsten Charakter und empfing nicht leicht neue Eindrücke, selbst wenn dieselben es unvorbereitet überraschten. Aber das war hier nicht der Fall; Teresa hatte von der sterbenden Tante die eindringlichsten Ermahnungen erhalten, der Contarina durchaus keinen Einfluß auf sich zu erlauben. Daß der Vater die Tochter sogleich der schönen Freundin zuführen würde, hatte die Kranke voraus gewußt und darum ihre letzte Beredsamkeit aufgewandt, das von ihr erzogene und gebildete Geschöpf gegen die Gefahren zu schützen, denen es entgegen ging. „Beleidige deinen Vater nicht, — betrage dich mit äußerlicher Hochachtung gegen die Contarina, sey scheinbar entzückt von der Ehre, die sie dir sicherlich erweisen wird, — aber laß sie mit ihren Schmeichelworten nicht bis an dein Herz kommen; ihre Stimme würde die der Tugend in dir zauberisch einschläfern; du ahn'st nicht die Gewalt solcher Frauenzimmer; was die alten Dichter von den Sire-

nen erzählen, das läßt ſich ganz auf ſie anwenden; glaube mir, gibſt du der Contarina nur in etwas Gehör, ſo wirſt du dich bald auf demſelben Pfade befinden, auf welchem ſie in der Beurtheilung aller ehrenhaften Frauen ſo tief herabgeſtiegen iſt. Wäre deine Mutter nicht geſtorben, ſo würde dein Vater ſich einer ſolchen Bekanntſchaft nie hingegeben haben; denn ich weiß, was für Forderungen er damals an weibliche Anſtändigkeit machte; aber die Einſamkeit erzeugt das Bedürfniß des Zerſtreutwerdens, und gewiß iſt es: keine Frau verſteht durch Liebenswürdigkeit und Heiterkeit beſſer zu unterhalten, als die Contarina. Dieſe Gabe hat ſie mit allen ihres Gleichen gemein; Geſchöpfe, die keine Rückſichten mehr achten, können ſich weit freier bewegen und daher mehr Reize entwickeln, als die Frauen, welche durch die Beſcheidenheit unſers Geſchlechtes zurückgehalten werden. Daher drängen auch die Männer ſich immer mit äußerſter Begier zu ihrer Geſellſchaft, und erblickt man ſie ſo umgeben von Huldigungen, ſo könnte man ſich mit dem Glauben täuſchen, es würde ihnen aufrichtige Verehrung bezeigt. Dem iſt jedoch nicht ſo, im innerſten Herzen halten die Männer ſich über dieſe Schönheit auf, welche ſie dem äußern Anſchein nach anbeten, und könnteſt du, meine Tochter, dieſen äußerlichen Anſchein der ächten innerlichen Schätzung je vorziehen? Gewiß nicht, und ſelbſt wenn

du alle deine Freunde betrügen könnteſt, daß ſie dir auch da noch Achtung zollten, wo du ihrer nicht mehr würdig wäreſt, ſo würdeſt du doch ohne deine eigene immer unglücklich ſeyn. Die aber gibſt du Preis, ſobald du dich den Beſtrickungen der Contarina überläſſeſt.“ Auf dieſe Art gewarnt, erſchien das junge Mädchen in der verführeriſchen Gegenwart der Contarina.

Die Rolle, anſcheinend voll Hingebung und eigentlich voll Starrheit zu ſeyn, war jedoch eine zu feine Aufgabe für eine ſo ungeübte Darſtellerin. Gewöhnt, auf die Anklänge zu lauſchen, welche ihrer Anmuth aus der Empfindung ihrer Geſellſchafter antworteten, erkannte die Contarina augenblicklich, daß Tereſa ihr mit Steifheit gegenüberſitze. Schüchternheit annehmend, ſetzte die Contarina, welche in der Tochter dem geprüften Freunde gefallen wollte, ihre ſchmeichelnden Berührungen fort, erhob die verſtorbene Tante, erkundigte ſich nach ihren Leiden und ihrem Abſchied aus dem Leben, war ſehr wißbegierig, was Tereſa gelernt, von wem ſie unterrichtet worden, wie ihre Stunden eingetheilt geweſen, und was dergleichen Dinge mehr ſind, worüber man von jungen Mädchen, die eben aus der Erziehung gekommen ſind, Auskunft begehrt und mit großer Langeweile anhört. Tereſa antwortete mit eben ſolcher Gewiſſenhaftigkeit, als ſäße ſie vor Gericht, daß die Tante und der

Beichtvater ihr abwechſelnd Unterricht gegeben, daß ihre Stunden zwiſchen Gebet, Studien und Handarbeiten getheilt geweſen, daß die Tante drei Monate tödtlich krank gelegen und vor acht Tagen genau um Sonnenuntergang geſtorben ſey. Aber von der Begeiſterung, in welche dieſes feierliche Sterben ſie verſetzt, von der Märtyrerruhe, womit die Kranke ausgehalten, von den Gelübden, die ſie auf den Knien neben der heiligen Hülle gethan, von allen dieſen innerlichen Begebenheiten ſprach Tereſa nicht; denn ſie ſagte ſich voll Geringſchätzung, daß eine Contarina unmöglich dergleichen erhabene Dinge zu würdigen vermöge.

Als das junge Mädchen ſich unverändert ungelenk verhielt, konnte die Contarina ſich nicht länger darüber täuſchen, daß ſie hier weder auf mädchenhafte Schüchternheit, noch auf jugendliche Kälte, ſondern auf eine Entſchließung geſtoßen ſey, die ganz gefaßt ihre Annäherungen erwartet habe, um ſie geräuſchlos, aber entſchieden abgleiten zu laſſen.

Dieſe Entdeckung genügte, um der Contarina in einem Augenblick das ganze Gewebe zu offenbaren, in welches, um ihr trotzen zu können, das junge Mädchen gehüllt worden war. Die Schilderungen von ihr, die Ermahnungen gegen ſie, glaubte ſie gehört zu haben, ſo vertraut war ſie mit dem Inhalt derſelben. Und wieder einmal fühlte ſie ſich innerlich tief erbittert und gedemüthigt, erlitt wieder einmal

eine jener Kränkungen, wodurch eine Frau die Freiheit büßen muß, welche ſie ſich ungeduldig genommen hat. Ich ſage ausdrücklich, welche ſie ſich ungeduldig genommen hat, alſo ohne Ueberlegung, nur die Neigung anhörend, ſich aus Inſtinkt den ſeidenen Schlingen entreißend, die uns feſſeln und nicht feſſeln. Eignet eine Frau, kaltblütig und entſchloſſen, aus Grundſatz ſich mehr Freiheit zu, als die Geſellſchaft es ihr geſtattet, ſo wird der Entſchluß mit der Kraft gepaart ſeyn, die Steine und Pfeile nicht achtet. Aber iſt eine Frau dem Herkömmlichen nur wie eine Schwalbe davongeflattert, ſo kann ſie es nicht begreifen, warum man ihr Thüren und Fenſter ſchließe, und immer wieder fliegt ſie mit dem Köpfchen an die Scheiben oder an das Holz. Auch die Contarina begehrte, ſich unvereinbarer Genüſſe zugleich zu erfreuen; ſie wollte ungehindert die Huldigungen der Männer empfangen können, und darum doch nicht in den Augen der Frauen anders als bisher erſcheinen. Sie wollte nicht daran denken, daß die Frauen faſt nie mit den Männern auf einem Altar opfern, ausgenommen, wenn die Gottheit alt und mit Ehrfurcht zufrieden iſt, und dieſes eigenſinnige Beharren auf einem Beſitz, den ihr Geſchlecht ihr ebenſo eigenſinnig verweigerte, war ein Dornenzweig in der blühenden Fülle ihres Daſeyns und verwundete ſie jetzt wieder einmal recht ſchmerzlich.

Der Navager, welcher friedlich in seinem Sessel lehnte, und aus dem Gespräche nur gehört hatte, daß seine Freundin gütig gewesen und seine Tochter sich artig und dankbar bezeigt, machte jetzt die Bemerkung, wie ähnlich Teresa der verstorbenen Mutter sey. Die Contarina sagte: „Ihr habt Recht, doch Eure Tochter ist schöner, viel viel schöner.“ Teresa erröthete brennend, und empfand zugleich bittere Scham über ihre Eitelkeit, und noch mehr darüber, daß diese Schwäche gesehen worden war. Die Contarina lächelte mit einiger Schadenfreude und fragte: „hat man Euch noch nie gesagt, daß Ihr schön seyd?“

„Und wer sollte es mir gesagt haben, Madama?“ fragte Teresa empfindlich, wie bei einer Beleidigung.

„Welche Unschuld!“ äußerte die schöne Frau bewundernd gegen den geschätzten Freund; aber der Ton, worin sie sprach, klang nicht mehr wie der, mit welchem sie vorhin ausgerufen: „was für ein liebes Geschöpf!“ Eine Mutter würde herausgehört haben, daß die Bewunderung der Contarina nicht länger aufrichtig sey; der Vater, befangen und unbefangen zugleich, vernahm nur die Worte und erwiederte sie mit einem dankbaren Blicke, während er sie zugleich durch das Neigen seines Hauptes bestätigte.

Denn der Navager glaubte an sein Kind, nicht nur in der Vergangenheit, auch in dem jetzigen Augenblicke und für

die Zukunft. Die Schweſter hatte ihm auf ihrem Todbette geſagt: „ich übergebe ſie dir ſo rein wie ihre Mutter war, da du ſie heiratheteſt, und gleich ihrer Mutter wird ſie eine gute und treue Gattin werden.“ Ganz ruhend in dieſem Glauben, erquickte er ſich an der Betrachtung ihrer jungen Schönheit, und fand es nur natürlich, daß ſeine Freundin ebenſo entzückt ſey.

Die Contarina ſcherzte nun. „Ihr werdet Euch daran gewöhnen müſſen, Eure Schönheit preiſen zu hören, ſonſt kämt Ihr aus dem Erröthen gar nicht mehr heraus. Unſere Stadt iſt reich an Feſten, wie der Himmel an Sternen, und wenn Ihr in deren Glanz erſcheint, ſo werdet Ihr alle Augen auf Euch gerichtet ſehen.“

„Ich werde in Dunkelheit leben, Madama!“

„Auch wenn Ihr heirathet? Oder wollt Ihr vielleicht nicht heirathen?“

„Das hängt von meinem Vater ab, Madama!“

Die Contarina blickte lächelnd den Vater an, der Navager machte auch lächelnd eine Miene, mit welcher er der Freundin zu verſtehen gab, man könne über Dergleichen im Beiſitzen des Kindes nicht reden. Tereſe, die ſchon mehrmals mit Aufmerkſamkeit ein Gemälde angeſehen hatte, das ihr gegenüberhing, fragte beſcheiden: „erlaubt Ihr mir, Madama, daß ich jenes ſchöne Gemälde beſſer betrachten darf?“

„Thut nach Euerm Gefallen," erwiederte verbindlich die Contarina; „es iſt vom Carpaccio und wird ſehr geſchätzt."

Tereſa erhob ſich mit der Art, die junge Mädchen für Anſtand halten. Schöne junge Geſtalten kleidet dieſe ſteife Feierlichkeit ſehr hübſch; es iſt die Haltung der weißen Lilien, welche noch aufblühen ſollen. Das Bild hing in einiger Entfernung und ſtellte eine der lächelnden, überirdiſchen Jungfrauen Carpaccio's dar, wie ſie mit der Anmuth der Gnade das Antlitz auf einen jungen Anbeter herabneigte. Tereſa ſchien die jungfräuliche Himmelsfürſtin ſehr aufmerkſam anzuſchauen, wurde aber eigentlich von den mannigfachſten Gedanken bewegt. Gern hätte ſie mit angehört, was zwiſchen dem Vater und der Contarina von nun an gedämpft geſprochen wurde, aber es war ihr zu ſehr Ernſt um ihre jugendliche Ehrenhaftigkeit, als daß ſie ſich auch nur ein halbes Horchen hätte geſtatten ſollen.

Die Contarina war ihr mit dem Blicke vor das Bild gefolgt. Als ſie davor ſtehen blieb und ſich augenſcheinlich zu einer langen Betrachtung anſchickte, konnte die Contarina ſich des Gefühles nicht erwehren, daß dieſes junge Geſchöpf ihr ſo gut wie an Schönheit auch an Geiſt überlegen ſey. „Sie hat es errathen, daß ſie uns

hinderte," dachte sie; „habe ich Dergleichen bei solcher Jugend je erlebt?"

Auch der Vater erkannte die Absichtlichkeit, mit welcher Teresa sich entfernte, freute sich indessen darüber, als über einen Beweis von Bescheidenheit. Eben wollte er nun das ungestörte Gespräch beginnen, da kehrte die Contarina sich mit einer plötzlichen Bewegung nach ihm um und fragte: „seyd Ihr auch gewiß, daß sie noch keinen Liebhaber hat?"

Etwas unangenehm berührt, fragte der Navager, wie sie zu diesem Gedanken komme. Sie bat herzlich: „seyd nicht unwillig über meine Frage; ich that sie, als wäre ich die ältere Schwester Eurer Tochter — aus liebevoller Aengstlichkeit. Teresa ist so klug, daß es mich erschreckt. Die Mädchen lernen eine solche Klugheit fast immer erst, wenn sie lieben — die Unschuld ist einfältiger. Gewöhnlich, sage ich; bei manchen auserwählten Mädchen ist die Klugheit angeboren, und ihren Augen nach kann Eure Tochter sehr wohl unter ihnen seyn. Ich bitte Euch nochmals, theurer Freund, entschuldigt meine Befürchtungen und lasset Euch nicht von ihnen beleidigen; mit der größten Freude will ich von Euch den Glauben annehmen, daß Eure Teresa noch nie einen Jüngling angeblickt habe."

Der Navager lächelte über dieſe ächt weibliche Bereitwilligkeit, die lebhafteſten Zweifel mit der allergrößten Gewißheit zu vertauſchen, dann beruhigte er die Freundin durch die Darlegung der vollkommenen Unmöglichkeit, daß Tereſa eine heimliche Liebe habe anknüpfen können. Weiter erzählte er ihr, wie die Tochter ihm freiwillig das feierliche Verſprechen geleiſtet, ſich hier ebenſo zurückgezogen zu halten, wie zu Padua, und nie außer ſeiner Gegenwart auf die Anrede irgend eines Mannes zu antworten.

„Dann bin ich beruhigt," ſprach anmuthig die Contarina. „Theurer Freund, was für Freude werdet Ihr an Eurer Tochter erleben! Ein Edelſtein iſt ſie: jung, klug, ganz unſchuldig, eine Tochter von Euch, und mit dieſer wahrhaft unglaublichen Schönheit! Ich hätte es wahrlich nicht für möglich erachtet, eine ſolche je lebend vor mir zu ſehen. Daß doch der Tiziano noch lebte! ahnte man nur halb, welches Kleinod Euer Haus jetzt enthält, Ihr würdet mit Bewerbungen belagert werden."

„Die Lebhaftigkeit Eurer Güte trägt Euch fort," erwiederte der Navager. „Glaubt mir, eine gute Bewerbung genügt mir, und ich kann Euch wohl anvertrauen, daß ſich mir bereits eine dargeboten. Euer Onkel, Paolo, hat mit mir, noch ehe ich nach Padua abreiste, für den Anzolo geſprochen!"

Die Contarina fand dieſe Bewerbung nicht ſo beſonders glänzend. Sie konnte ihren Verwandten, den jungen Anzolo Balbi nicht geringſchätzen; er war ein artiger junger Patrizier, der gut gondelte, gut ritt, gut ſprach. „Aber mehr iſt an ihm nicht,“ meinte ſie. Auf keine Art unterſcheidet er ſich; ſeines Gleichen gibt es nicht nur zu Dutzenden, ſondern zu Hunderten. Glaubt Ihr, daß ein ſolcher Bewerber Eurer Tereſa genügen werde? Ich befürchte, oder vielmehr ich hoffe, ſie werde von einem Ehemanne mehr begehren, als nur gefälligen Anſtand, angenehmes Betragen und einige alltägliche Geſchicklichkeiten. Geſteht es ein, der gute Anzolo iſt nicht vom Heldengeſchlecht; er könnte keinen Tancrede, keinen Rinaldo ſpielen. Auch die friedlichen Auszeichnungen ſind für ihn ſaure Trauben; Ihr könnt Geduld bis zum jüngſten Gericht haben wollen, es wird kein Kanzler von l'Hopital, kein Sully aus ihm. Da er alſo den Geiſt weder als Feuer, noch als Schärfe beſitzt, bleibt an ihm nichts, als ein hübſches, lächelndes Geſicht, geſunde Zähne, eine geläufige Zunge, und endlich eine erträgliche Geſtalt, die ſich leicht zu bewegen und vor unſerm Geſchlecht zierlich zu neigen verſteht. Glaubt Ihr, Eure Tochter werde ſich ganz an Schmeicheleien und

Bücklingen genügen laſſen, oder wollt Ihr Euch nach ihrer Neigung gar nicht erſt erkundigen?"

Der Navager ſagte mit ſcherzender Ruhe: „das iſt ein rechtes Frauengemälde. Dieſer arme Anzolo! Gut, daß keine Damen im großen Rath ſitzen, er bekäme nie eine Stimme, und müßte da nothgedrungen ewig bleiben was er iſt!"

„Spottet nur. Ihr wißt es recht gut, daß faſt unſer ganzes Geſchlecht Jünglinge von der Gattung dieſes Eures Anzolo gar zu zärtlich liebt, folglich erhielte er in einem weiblichen großen Rathe gewiß alle Stimmen außer einer, welche die meinige wäre, denn ich bleibe bei meinem Glauben, daß er bis zum jüngſten Gericht nie eine Welt entdecken würde, weder in einem Meere, noch in ſeinem Gehirne."

Dieſe Zuverſicht hegte auch der Navager keineswegs zu dem jungen Balbi, nur war er der Anſicht, daß die Begabung zu ſolchen Entdeckungen nicht unmittelbar nothwendig ſey, um eine Ehe glücklich zu machen, und daß die Contarina im Allgemeinen zu viel verlange. „Gern erkenn' ich es an, eine Frau, wie Ihr, könne nur einem ausgezeichneten Manne angehören," ſprach er: „aber begehret nicht, daß Euer ganzes Geſchlecht nur durch Auszeichnung gewonnen werden ſolle; denn glaubt mir, es

ließen ſich dann gar zu wenig Heirathen ſchließen. Die wahrhaft ausgezeichneten Männer werden eben ſo ſelten geſchaffen, wie die tadellos ſchönen Frauen."

„Ich kenne ihrer in meinem Kreiſe allein genug," verſetzte die Contarina, „und irgend einen von dieſen gönnte ich Eurer Tochter."

Darauf nannte ſie ihm mehrere junge Männer, an denen der Navager keine Ausſetzungen fand. „Nur haben ihre Verwandte nicht mit mir von ihnen geſprochen, und Euer Onkel hat es über Anzolo gethan," ſchloß er, „ſo daß ich für das Erſte blos dieſe eine Bewerbung zu erwägen habe. Auch geneigt bin ich für ſie, das geſtehe ich Euch offen. Das Vermögen iſt gut, Anzolo mündig, unabhängig. Gegen ſeinen Charakter könnt ſelbſt Ihr nichts einwenden, und wenn er gleich keiner der erſten Geiſter iſt, ſo glaubt mir, daß ich Jünglinge gekannt, die unbedeutender als Anzolo ausſahen und ſpäter ſchwierige Aemter glücklich verwaltet haben. Aber ich werde mich nicht beeilen; der Geſchäfte ſind jetzt ſo viel, daß Euerm Onkel ein Aufſchieben ſogar willkommen ſeyn wird, und auf jeden Fall befrage ich Tereſa. Ich wünſche, ſie zufrieden zu ſehen; gefällt Anzolo ihr gar nicht, ſo ſoll er ihr nicht aufgeredet werden."

„Da redet mein guter Piero," ſagte ſchmeichelnd die

Contarina. Dann ſetzte ſie lachend hinzu: „denkt an mich, Anzolo gefällt der Tereſa nicht.“

„Nun wohl, da wird es ſeyn,“ erwiederte gemüthlich der Navager und rief der Tochter, indem er den Beſuch endigen wollte. Tereſe kam mit demſelben Ernſt von der Beſchauung des Bildes zurück, mit welchem ſie hingegangen war, aber als die Contarina ſie etwas ausführlich um ihre Meinung darüber zu befragen anfing, erröthete ſie, und wußte nicht, was ſie antworten ſollte. Es war deutlich, daß ſie das Gemälde ganz gedankenlos betrachtet hatte.

Der Abſchied war von Seiten der Contarina liebenswürdig — Tereſa blieb in ihrer ſchlecht geſpielten Rolle. Der Navager leitete die Tochter in die Gondel, welche die ungemeine Schönheit bald dicht verbarg. Die Contarina warf ſich in ſichtlicher Aufregung auf ein Ruhebett im Saale. „Gott, was dieſes Mädchen ſchön iſt!“ murmelte ſie, während ihr Auge faſt mit einem Ausdruck von Angſt auf den üppigen Gruppen des Schiavone umherirrte. „Verhängnißvoll ſchön — ſo viel erwartete ich nicht. Wenn er ſie ſieht — er! Antonio, mein Antonio, nachdem ich oft vor Einbildungen gezittert, werde ich dich jetzt in Wahrheit verlieren?“

Der Geliebte, an welchen die Contarina ſelbſt in

seiner Abwesenheit so leidenschaftliche Anreden richtete, war Antonio Foscarini, Cavaliere und Senator; und wenn auch nicht an Reichthum, so doch an Geist und Aussichten einer der bedeutendsten Patrizier. Geboren in dem Jahre, wo Cypern der Republik entrissen ward, stand er jetzt in der Mitte der Vierzig mit allen seinen entwickelten Kräften da, blickte mit gerechten Erwartungen in die Zukunft und konnte sich doch schon so reicher Erlebnisse erinnern, daß der kleinste Antheil daran einem alltäglichen Geschick genügt hätte. Die ersten großen Glaubenskämpfe in Europa waren während dieser Jahrzehnte ausgestritten worden; der eherne Sixtus V. war wie ein christlicher Donnerer erschienen; das heitere Gestirn Heinrich IV. von Frankreich hatte sich erhoben, das düstere Philipp II. von Spanien sich gesenkt. Dieser Geburtszeit der neuen Geschichte wohnte der junge Antonio mit dem ganzen Antheil bei, zu welchem sowohl seine Anlagen wie auch die Freundschaft ihn befähigten, womit Leonardo Donà, dieser unübertreffliche Gesandte, ihn auszeichnete und bildete. Man sieht, es fehlte dem Antonio eben an keiner Nothdurft des Geistes, weder an großen Dingen zu sehen, noch an kostbaren Reden zu hören. Denn Leonardo Donà hatte einen Mund voll Süßigkeit bei einem Kopfe voll Weisheit; wo es nur zu

überreden galt, da ſandte die Republik den meiſterhaften Donà, der in Madrid einen Bund gegen den Türken und dann wieder in Conſtantinopel den Frieden mit dem Türken ſchließen, Sixtus V. in ſeinem Grimm beſänftigen, allen nachfolgenden Päbſten gefallen mußte, und eben auch Paul V. mit der Stadt des heiligen Markus verſöhnen ſollte, als er zu ihrem Dogen gewählt wurde und nun anſtatt als Geſandter zu beſtechen, als Fürſt achtunggebietend zu reden hatte. Und dieſer herrlich geſchickte Mann erkannte den jungen Antonio, zog ihn zu ſich heran, machte ſich zu ſeinem Lehrer, begeiſterte ihn durch ſeltene, aber darum auch köſtlichere Lobſprüche, vertraute ihm allmälig und erlaubte zuletzt dem Schüler, ſein Freund zu werden.

Dazu die Anſchauungen, die Antonio täglich genießen konnte, das Meer, die Häfen und die Laguna mit ihrer unbeſchreiblichen Belebung, die Meiſterwerke der Baukunſt, die Abwechſelung der Gemälde. Sanſovino hatte ſchon geſchaffen, Scamozzi bereits ſeine phantaſtiſchen Paläſte gebaut, die venetianiſche Malerei eben ihre üppigſte Blüthe entfaltet. Die meiſten der beſten Maler lebten noch in Antonio's Jugend hinein, und mit dem älteren Palma und dem Veroneſe war er gut bekannt, mit dem alten Genieoriginal aber, dem groben und gewaltigen

Tintoretto, gar so gut heimlich, wie öffentlich vertraut gewesen. Tiziano's erinnerte er sich ebenfalls; der Künstlergreis hatte kurz vorher, ehe er an der mächtigen Pest starb, den damals fünfjährigen Knaben seiner kindlichen Schönheit wegen mehr denn ein Mal gelobt und geliebkost. Als Dankopfer für die Erhaltung der Republik bei dieser Seuche sah der Knabe den unvergleichlichen Redemtore gründen, nachdem Leonardo Donà, dem allgemeinen Ansuchen gemäß, auf der Giudecca die Stelle der neuen Kirche gewählt hatte. Die Rialtobrücke sah er zehn Jahre später wölben und deßgleichen ungewöhnliche Feste feiern. Die erste Erinnerung dieser Art war der Anblick des Königs Heinrich III. von Frankreich, wie er im Palaste Foscarini ai Carmini als Gast von dem Antonio verwandten Jacopo, den Spielen der Niccoloti zugesehen hatte, dann war die Erklärung der Bianca Cappello zur Tochter der Republik, dann die Krönung der Dogaressa Morosina Grimani gekommen, die letzte Fürstenkrönung, welche von der Republik erlaubt worden war.

Als Lonardo Donà Doge wurde, blieb Antonio nicht länger unter den jungen Patriziern verborgen. Zwar hatte er schon mit großer Geschicklichkeit die Regierung von Chioggia verwaltet, doch war dieses Auszeichnen immer nur ein gewöhnliches, und die wahre Gelegenheit, seinen

Geiſt zu entfalten, gab der Senat ihm erſt, als er, durch den Dogen veranlaßt, ihm den Auftrag ertheilte, die außerordentliche Geſandtſchaft von Heinrich IV., welche den Frieden zwiſchen der Republik und dem Pabſt vermitteln ſollte, in ſeinem Palaſte aufzunehmen und ihre Geheimniſſe zu erforſchen. Das Gelingen, deſſen er ſich erfreute, gewann ihm die größte Zufriedenheit der Väter, und bald ging er ſeinerſeits als Geſandter an Heinrich nach Frankreich, wo er eine neue Nationalität, ein ganz anderes Staatsleben, einen Hof, den guten, ſchlauen, launigen und ſchwachen Bearner und die mannigfaltigſten und wichtigſten Perſönlichkeiten kennen lernte. Drei Jahre ſpäter empfing er eine Sendung an den König Jakob, den er durch ſeine Antworten in klaſſiſchem Latein ſeiner Geburtsſtadt ſehr geneigt machte. Nach der erſten Geſandtſchaft war er Cavaliere, nach der zweiten Senator geworden, und noch jetzt bekleidete er ſeine Stelle in Pregadi, indem der große Rath ihn mit jedem Jahr wieder darin beſtätigt hatte.

Auf alle dieſe Arten unterſtützt und gefördert, war Antonio in ſeiner Ausbildung bis zu ſeinem gegenwärtigen Standpunkt gelangt, und die Väter waren wohl berechtigt, auf dieſen ihren Sohn mit großen Hoffnungen zu ſchauen und den Tag vorauszuſagen, wo er einſt Doge ſeyn würde. In den Reihen des Volkes geboren, wäre er

Spion geworden — jetzt, als Patrizier, war er der geborne Staatsmann, bestimmt zu ergründen, zu entwirren und neu zu verknüpfen. Alle seine Anlagen beurkundeten diese Bestimmung — der entschiedene, lebendige Charakter, der das Gegebene, sobald er es begriffen, bei Seite ließ, um auf neuen Pfaden an ein neues Ziel zu dringen. Die geistigen Eigenschaften, welche die Klugheit ausmachen — die rein praktischen Neigungen. Die Studien selbst, so glücklich er sie getrieben und noch trieb, waren für ihn nur Hülfsmittel, niemals eigentliche Beschäftigung, ebensowenig Erholung. Das Staatsleben machte seine Beschäftigung aus, und der Erholung bedurfte er nicht, indem er sich nie an Fremdem oder Schwierigem ermüdete. Dazu würden für ihn die Feinheiten eines Dichters, die Dunkelheiten eines philosophischen Systems gehört haben. „Du weißt, ich lese nicht als Kenner," sagte er einst zu einem gelehrten Patrizier, der in einem literarischen Streit eine Entscheidung von ihm haben wollte. „Aber wenn unsere Verfassung noch nicht geschaffen wäre, würdest Du sie erfinden," erwiederte der Freund, lächelnd über seine bescheidene Miene. Diese Antwort traf ihn ganz. Der heimathlichen Staatsverfassung, diesem so ganz auf Verstand gegründeten und durch Verstand vollendeten Kunstwerke, erkannte Antonio sich so innerlichst geistesverwandt, daß

er für daſſelbe den einzigen Enthuſiasmus empfand, deſſen er bisher fähig geweſen. Daraus ergibt ſich von ſelbſt, daß er durch und durch venetianiſcher Patrizier war und die Erhaltung des Patrizierthums als ſeine einzige Aufgabe annahm. Sogar Chriſt und Katholik war er nicht eifriger, als der Staat, dem Namen nach die alte venetianiſche Republik, in Wahrheit aber der Staat der venetianiſchen Patrizier, es ihm erlaubte. Denn trotzdem, daß die Stadt dem heiligen Markus geweiht war, trotz der Ehrfurchtsbezeigungen gegen die übrigen Heiligen, gegen die Körper derſelben und endlich gegen die Inhaber des heiligen Stuhles, bekannte Venedig den Katholicismus doch immer nur mit Bedacht. Der Fanatismus gedeiht nicht in der Helle, die Schwärmerei nur auf der Höhe der Hingebung — im venetianiſchen Senat ſaßen nie weder Eiferer, noch Schwärmer. Die Helden Venedigs kämpften unter dem Banner San Marco's nicht für den Himmel, ſondern für ihre Stadt. Dem höchſten Gott ſelbſt brachte die Republik Dankopfer dar für die Siege, die er ihr zu Theil werden ließ, für die Errettungen, mit denen er ſie begnadigte; nicht mittelbar, nicht vom Pabſt empfing ſie Heil oder Strafe — unabhängig wie auf dem Meere, erhielt ſie ſich auch im Geiſte, und unabhängig von allen hemmenden Satzungen war gleich ihr, ſeiner Mutter, Antonio

Foscarini, und die tiefe, feurige Vaterlandsliebe seine eigentliche Religion.

An diesem Geliebten hing die Contarina mit dem stärksten Gefühl, welches sie noch gekannt. Nicht ihr erster Geliebter war Antonio, wohl aber ihr erster Gebieter, und zwar ein ganz unumschränkter. Es ist nicht selten der Fall, daß ein Weib sich erst mehrere Male gibt oder leiht, bevor es wirklich unterworfen wird; eben so wenig sind die Verhältnisse ungewöhnlich, welche mit der Leidenschaft des Mannes beginnen und mit einer größeren von Seite der Frau aufhören. Dieses besondere wurde jedoch durch die Menschen interessant, die es mit einander verband. Die gegenseitige Bekanntschaft war schon lange gemacht worden, wenn es eine Bekanntschaft heißen kann, daß man weiß: die ist die, und der ist der. Da die öffentlichen Festlichkeiten so ziemlich immer ganz Venedig vereinigten, wäre es wirklich schwer gewesen, in Venedig geboren, erzogen und dreißig Jahr alt zu werden, ohne einander bei irgend einer Gelegenheit zu sehen und gegenseitig die Namen zu erfahren. Anders jedoch kannten Cristina und Antonio sich nicht, bis Antonio von seiner Gesandtschaft aus London zurückkehrte. Da erzählte er in engen Kreisen so dramatisch gut von König Jakob dem Lateiner, daß die Contarina die Neugier aussprach, den satyrischen Foscarini auch ein Mal

zu hören. Augenblicklich beeiferte ſich einer ihrer älteren Freunde, die gleich dem Navager ihre Anmuth uneigennützig liebten, Antonio von der Ehre zu benachrichtigen, welche die geiſtreichſte und liebenswürdigſte Frau der Stadt ihm erweiſe. Antonio, die Artigkeit ſelbſt gegen Frauen und gerne in ihrer Geſellſchaft, ließ ſich bereitwillig einführen, die Contarina entzückte ihn. Die Art ihrer Reize entſprach beſonders ſeinem Geſchmacke, indem ſie ihn an Frankreich erinnerte, deſſen Damen ihm ſo außerordentlich gefallen hatten. Mit angenehmen Empfindungen bemerkte die Contarina den neuen Eindruck, welchen ſie gemacht; ſie fand den Foscarini bedeutend und liebenswürdig, und einem ſolchen Manne mag eine Frau immer gern gefallen, ſelbſt wenn ſie beſchäftigt iſt, wie die Contarini eben mit einem jungen Corner war. Es iſt eine große Gabe, mit Grazie untreu werden zu können; die Contarina beſaß, außer ihren übrigen Gaben, auch dieſe. Ihr erſtes Verhältniß als Wittwe hatte ſie ſo in zärtliche Gleichgültigkeit aufzulöſen gewußt, daß der Gegenſtand deſſelben ſich für vollkommen befriedigt erklärte, als es ſanft und faſt unmerklich geendigt hatte. Bei dem zweiten nahm ſie eine Heirath wahr, welche dem jungen Liebhaber vorgeſchlagen wurde. Mit einer rührenden Aufopferung für ſein äußerliches Glück drang ſie in ihn, dieſes Aner-

bieten anzunehmen, überredete ihn, ſah ihn in Frieden verheirathet, ſich mit gutem Gewiſſen frei und folgte ihrer neuen Neigung zu dem jungen Corner, der ſich eben im Beſitz der allgemein angebeteten Frau göttlich glücklich nannte, als Antonio in den Kreis des ſchönen Palaſtes eintrat, und bald ſeinerſeits zu der Gewißheit kam, der Beſitz dieſer blonden Schönheit müſſe göttlich-glücklich machen. Antonio begnügte ſich nie damit, zu begehren. Auch hier eilte er, ſich zu bewerben. Der junge Corner war entrüſtet, die Contarina lachte — Antonio blieb ungeſtört. Abend auf Abend redete er die Contarina mit ſeiner Stimme voll Schmeichelei an, ließ ſeinen Geiſt in allen Schilderungen ſpielen, und richtete ſein mächtiges Auge ſo lange auf die Contarina, bis einſt ihr Herz anders klopfte, als es je gethan.

Dieſes allmälige Bezaubern durch einen feſten brennenden Blick kann auch aus einem ganz flammenden Herzen entſpringen. Aber dann wird es nicht mit ſolcher Macht durch alle andere nur mögliche Verführungen unterſtützt, denn die Flammen des Herzens betäuben den Geiſt, und laſſen ihn nicht ſeine Kräfte und Feinheiten entwickeln. Antonio bezauberte rein abſichtlich, angetrieben von ſeiner leidenſchaftlichen Begier; die Wirkung auf die Contarina war jedoch ganz ſo, als hätte er es mit dem wahrſten

Gefühl ſeines Herzens gethan. Das ihrige ergab ſich ihm unbedingt. Angebetet von einem ſchönen feurigen Jünglinge, dem ſie kaum noch mit der wärmſten Zärtlichkeit geantwortet, empfand ſie, wie das Auge Antonio's ſie unwiderſtehlich anzog und ihre ganze Innerlichkeit umwandelte. Bis jetzt ſinnlich, launenhaft und leichtfertig, war ſie von nun an leidenſchaftlich, eintönig in ihren Empfindungen, ernſt, faſt ſchwermüthig, oft unglücklich. Eines Jahres hatte es bedurft, ehe Antonio ſie in ſeine Gewalt hatte locken können, dafür aber beſaß er ſie nun auch, wie ſich noch nie eine Frau von ihm hatte beſitzen laſſen, ſo viele in ſeine Arme zu ziehen ihm auch immer gelungen ſeyn mochte. Er erfreute ſich des koſtbaren Eigenthumes mit aufrichtigem Entzücken und zugleich mit der edelſten Achtung vor den Gefühlen ſeiner Geliebten. Erſchrack die Contarina bisweilen vor der Erkenntniß, wie ganz ſie gefangen ſey, entſetzte ſie ſich vor der übernatürlichen Beherrſchung, unter der ſie lebte, weinte, klagte ſie, ſo kniete Antonio vor ihr, beugte ſeinen ſtolzen, herrlichen Kopf, nannte ſich ihren Sklaven, ſie ſeine Gottheit, flehte ſie an, ihm ſein Glück nicht zu entziehen, erhob ſie wieder in ihren eigenen Augen, beruhigte ſie, nahm ſie dann an ſeine Bruſt, berauſchte ſie und machte ſie auf das Neue bewußtlos und traumhaft ſelig. Allmählich gewöhnte ſie

ſich an den Gedanken, der ihr anfangs dämoniſch vorgekommen war, und ergab ſich darein, nur in Antonio noch zu leben, mit ihrem Schickſal nur noch von ſeinen Augen abzuhängen, mit ſeinem Geiſte zu denken. Antonio ließ nun mit den Bezauberungen nach und behandelte ſeine ſchöne Geliebte mehr ſeiner allgemeinen Art gemäß, die eine ruhige und klare war. Dabei erlaubte er ſich Nichts, was der Contarina hätte Anlaß zur Klage geben können; im Gegentheile, es konnte kein Freund aufmerkſamer, rückſichtsvoller und zärtlicher ſeyn, als Antonio. Es lag das in ſeiner Natur, die ganz von angebornet Geſittung und innerlichem Anſtand geleitet wurde. Antonio konnte eben ſo wenig roh und widerlich verfahren, wie grobgeborne Menſchen mit Zartheit und Schonung zu Werke gehen können. Dieſe unwillkürliche Höflichkeit hatte ihn bei den Frauen von ſeiner früheſten Jugend an beliebt und annehmbar gemacht; jetzt machte ſie die arme Contarina ſo glücklich, wie man es in der Sklaverei nur ſeyn kann.

Denn eine Sklaverei bleibt eine Liebe immer, die ausſchließlich einnimmt und nur einſeitig iſt. Wir ſind gefeſſelt und feſſeln nicht; wir geben Alles, ja, uns ſelbſt, und erhalten nur einen Theil von dem Leben des Geliebten dafür zurück, vielleicht einen großen, vielleicht ſelbſt den beſten Theil, immer jedoch nur einen Theil, — ein

Gefühl für das Herz — die Erde für das All. Die Contarina beſaß von Antonio mehr, als er bisher noch irgend einer Frau eingeräumt hatte — auch für ihn war es eine Gewöhnung geworden, ſie zu beſuchen, ſich ihr mitzutheilen, ihr ſchön zu thun, ſie lieb zu haben. Die liebſte Geſtalt dünkte ſie ihm, die er umfangen, das treueſte Gemüth, das er je gekannt; alle Gedanken, welche er übrig hatte, gehörten ihr; gewiß, er hatte ſie ſehr lieb. Aber das Vaterland war ſein Ideal; das Vaterland liebte er, dem Vaterlande gehörte er, nicht der armen unterworfenen Criſtina. Die gehörte ihm und wußte es, daß ſie nur ſeine Nebenliebe ſey. Wie wenig liebte ſie jetzt Venedig mehr, wie wünſchte ſie oft: „daß dieſe Stadt in das Meer ſinken möchte, während eine Gondel mich und ihn zu einer Inſel trüge, wo er Venedigs vergäße und mich allein liebte!“ Auch vor Frauen hatte die Contarina ſich oft gefürchtet; denn wo könnte wohl ein Mann einer des Geſchlechtes angehören, ohne daß ihn das übrige nicht mit Verführungen abwendig zu machen verſuchte. Aber die tiefſte, heftigſte Eiferſucht empfand ſie doch immer gegen die Vaterſtadt. Jenen Bemühungen entzog Antonio ſich ſo leicht und ſo ſpottend, daß die Contarina immer bald wieder beruhigt athmen konnte; der Vorzug hingegen, den er ſeiner Geburtsſtadt gab, der war wirklich, und

Antonio leugnete ihn ſogar nicht. Sagte die Contarina: „Du würdeſt mich aufgeben, wenn Du zwiſchen dieſer Stadt und mir zu wählen hätteſt,“ ſo antwortete er ſanft: „ich liebe Dich mehr, als mich ſelbſt, aber mehr als Dich meine Vaterſtadt.“ So lagen auch oft Wolken über ſeiner Stimmung, die zu zerſtreuen der Contarina mit allem Aufwand des Herzens nicht gelang. „Die öffentlichen Angelegenheiten ſind mächtiger, als alle meine Zärtlichkeit,“ ſagte ſie dann muthlos. „Wie ſoll ich glücklich ſeyn, wenn ich das Vaterland bedrückt ſehe?“ fragte Antonio darauf einfach. Jetzt beſonders kämpfte die arme Criſtina oft mit dergleichen Stimmungen bei ihrem Freunde: die Republik befand ſich nicht gerade in der ſicherſten Stellung. Karl Emanuel, der große Herzog von Savoyen, hatte vor drei Jahren die kaum beigelegten Erbſtreitigkeiten wegen Montferrat wieder aufgenommen. Da er entſchieden im Unrecht war, hatte die Republik ſich für Mantua erklärt und dem Herzog Ferdinand Unterſtützung gewährt. Aber zugleich hatte auch Spanien ſich in die Angelegenheit gemiſcht und dieſelbe allmälig ſo gedreht, als ſey Karl Emanuel nicht länger blos der Gegner Mantua's, ſondern ein Rebell gegen die ſpaniſche Krone. Dieſe Behandlung verwandelte auf ein Mal das ganze Anſehen der Sache, welche nun, anſtatt der des Herzogs von Savoyen, die der

noch übrigen italieniſchen Freiheit wurde. Karl Emanuel näherte ſich dem Senat, und der Senat weigerte ſich nicht, ihm Gehör zu geben. Noch durfte man auf eine Ausgleichung, auf eine allgemeine Zufriedenſtellung hoffen; der Pabſt, der Kaiſer Matthias, Venedig verſuchten das Möglichſte. Spanien ließ jedoch bald die entgegengeſetzteſten Neigungen errathen und kurz nachher geradezu feindliche Abſichten fürchten. Der Marquis von Inojoſa, welcher mit Karl Emanuel den Vertrag von Aſti geſchloſſen, wurde von ſeiner Gouverneursſtelle zu Mailand abberufen, und Don Pedro von Toledo, Marquis von Villafranca, der ihn erſetzte, weigerte ſich unter allerlei Vorwänden, den Vertrag zu erfüllen. Das war mehr als bedenklich — es war drohend; Karl Emanuel rüſtete ſich gegen den Toledo, und Venedig ließ nicht nur für ihn Werbungen machen, ſondern bewilligte ihm auch bedeutende Geldunterſtützungen.

Dergleichen laſſen ſich indeſſen ſelbſt aus einem Staatsſchatze nicht ohne Erſchöpfung gewähren, beſonders wenn der Staat eben für einen eigenen Krieg anſtrengende Ausgaben zu machen hat. Und das war hier der Fall, indem die Republik ſeit dem Jahre vorher mit dem Erzherzoge Ferdinand von Steyermark, dem Vetter des Kaiſers, in offenen Feindſeligkeiten ſtand. Dieſe hatten ſchon lange

dumpf gegrollt, dann angefangen in einzelnen Blitzen zu leuchten, und waren nun zum entschiedenen Ausbruche gekommen. Die Ursache dazu lieferten die Uskoken, die Flüchtlinge aus den slavischen von den Türken eroberten Landschaften, welche sich am Golfe von Quarnero niedergelassen hatten und aus Armuth und günstiger Gelegenheit allmälig Seeräuber geworden waren.

Durch die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. eine Zeitlang unschädlich gemacht, indem man sie in den Türkenkriegen gebrauchte, kehrten sie nach Beendigung derselben zu ihrem Gewerbe zurück und bewiesen sich so hornissenhaft unverschämt, daß die Pforte endlich die Geduld verlor und unter allerlei Androhungen von den Venetianern die Ausrottung dieses Meerübels begehrte. Die Venetianer hätten antworten können: „ei, helft Ihr uns;" denn die Uskoken griffen so gut den Löwen, wie den Halbmond an; allein der Senat erachtete es nicht als wünschenswerth, die Turbane in so unmittelbarer Nähe zu sehen. Daher wendete er sich lieber mit Vorstellungen wegen der Gefahr, welche für die ganze Christenheit aus der unaufhörlichen Aufreizung des Türken entstehen könnte, an den Erzherzog Ferdinand, der das Glück genoß, die Uskoken als Unterthanen zu besitzen. Der Erzherzog erkannte die Gründe des Senats für gewichtig und das Gesuch um Unter-

drückung des Uskokenhandwerks für gerecht an — dabei aber blieb es; die Uskoken raubten nach wie vor, und die Pforte ward abermals ärgerlich. Neue Geſuche, neue Verſprechungen, Verträge zu Wien, Verſicherungen vom Kaiſer, ſcheinbare Maßregeln des Erzherzoges, und dann wieder das alte Uebel. Die Republik wurde noch ungeduldiger als die Pforte, und begann kurz und gut, ſich ſelbſt ihr Recht zu nehmen, nämlich die Uskoken zu ergreifen, wo ſie ſich antreffen ließen. Nochmals wurde das Spiel der Verſprechungen wiederholt. Dann kam auf ein Mal der Ernſt. Die Republik eröffnete den Krieg, und das arme Friaul mußte für die Habgier der erzherzoglichen Miniſter büßen; denn allgemein hieß es, die Uskoken wären nur deßhalb geſchont worden, weil ſie die Früchte ihrer Räubereien mit den Miniſtern getheilt. Die Schuld mochte nun ſein, weſſen ſie wollte, genug, der Feldzug hatte in aller Form angefangen, und beide Heere lagerten jetzt in feindlicher Nachbarſchaft auf der Ebene von Gradisca.

Das war die Lage, welche den Senat ernſtlich genug beſchäftigte. Nicht daß die Erfolge der Feindſeligkeiten bisher ungünſtig für die Republik geweſen wären — im Gegentheile, das Glück ſchien ſich im Ganzen mehr zu dem venetianiſchen Heere zu neigen; aber wo Zufälle ſpielen, da können auch Unfälle fallen, und ſchon mußte

ein großer beklagt werden, indem der General Pompeo Giuſtiniani, da er eben dem öſterreichiſchen Heere über den Liſonzo hatte folgen wollen, von einem Musketenſchuſſe tödtlich getroffen worden war. Und wenn nun Spanien für den verwandten Erzherzog in die Schranken trat? Schon rüſtete der Toledo ſich, nachdem er durch den Marquis von Lara an den Senat die ausſchweifendſten Forderungen gethan, ſo ausſchweifend, daß der Senat die Vermittlung der ſpaniſchen Krone erzürnt zurückgewieſen und alle Unterhandlungen kurz abgebrochen hatte. Rückte der Toledo ein, wie dann? Der Senat fand es ſchwierig, ſich zu verſtärken. Die Werbungen in der Schweiz hatte Spanien zu hintertreiben gewußt, bei den Generalſtaaten durch Drohungen daſſelbe verſucht. Daß dieſe nicht darauf achten würden, ließ ſich hoffen; ebenſowenig gab der Pabſt den Einflüſterungen Gehör, die ihn zu bewegen ſtrebten, ſich gegen die Republik zu erklären. Das war jedoch nur das Glück der Venetianer — Spanien hatte es anders gewollt. Frankreich zeigte ſich ſeit der Regentſchaft ganz ſpaniſch geſinnt; die italiäniſchen Fürſten hatten dem Gouverneur von Mailand Hülfstruppen gegen Karl Emanuel geſchickt. In Neapel war der Herzog von Oſſuna, den man als einen der ehrgeizigſten Granden kannte, zum Vicekönig ernannt worden. Alles war möglich, Alles zu

fürchten, ſo ſprachen die klügſten Köpfe der Republik, ſo ſagte auch Antonio, der noch hinzuſetzte: „ſeit Spanien Kaiſer Karl an ſeiner Spitze geſehen, meint es ſich zu aller Herrſchaft berufen.“

„Laſſen wir es denn bei uns verſuchen,“ ſprach Paolo Contarini, derſelbe, welcher mit dem Navager wegen ſeines Neffen geredet hatte; „es wird ſich dann überzeugen, daß die Herrſchaft ſich nicht überall nur ſo nehmen läßt.“

„Die Gründe, um es zu überzeugen, müſſen nur blutig ſeyn,“ erwiederte Antonio.

Das war auch der Gedanke, welcher den ganzen Senat leitete, ihn jede Aufwallung dämpfen ließ und das Gehör den Friedensvorſchlägen immer geneigt erhielt. Der Sieg würde wohl zu erringen ſeyn, meinten die Väter, aber die Republik müßte ihn mit dem Geld und dem Blut ihrer Söhne bezahlen. Ein Krieg gegen die ſpaniſche Macht ſollte nicht auf Koſten der Würde abgewandt, wohl aber durch alle ſchickliche Mittel ſo lange wie möglich, und ließ es ſich thun, ganz vermieden werden.

Die Geſinnungen der Krone von Spanien mochten nun friedlich oder feindlich ſeyn, ſo beſaß ſie bei der Republik einen Geſandten, dem ſie eine jede Abſicht gleich unbedingt anvertrauen konnte. Es war Don Alfonſo de la Cueva, Marquis v. Bedmar, nach der Schilderung eines

franzöſiſchen Schriftſtellers, einer der mächtigſten Genies und einer der gefährlichſten Geiſter, die Spanien je hervorgebracht. „Aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften erſieht man,“ fährt dieſer Schriftſteller fort, „daß er ſowohl aus den alten, wie aus den neuen Geſchichtſchreibern Alles wußte, was einen außerordentlichen Mann bilden kann. Er verglich die Dinge, welche ſie berichteten, mit denen, die ſich zu ſeiner Zeit zutrugen. Genau beobachtete er die Verſchiedenheiten und die Aehnlichkeiten zwiſchen den Vorgängen und berechnete, in wiefern die Verſchiedenheit die Aehnlichkeit aufhebe. Gewöhnlich folgerte er ſchon aus dem Entwurf und der Begründung einer Unternehmung den Ausgang derſelben. Fand er ſpäter, daß er falſch gerathen, ſo ſtieg er bis an die Quelle ſeines Irrthums zurück und ſuchte zu ergründen, wodurch er getäuſcht worden wäre. Durch dieſes Studium hatte er die ſichern Wege, die wahren Mittel und die hauptſächlichen Bedingungen erkannt, welche großen Plänen einen glücklichen Erfolg verſprechen und ſie faſt immer gelingen laſſen. So ſehr hatte er durch dieſe unausgeſetzte Gewöhnung zu leſen, zu überlegen und zu beobachten ſeinen Scharfſinn verfeinert, daß ſeine Schlüſſe über die Zukunft im ſpaniſchen Staatsrath beinahe für Wahrſagungen galten. Und mit dieſer tiefen Kenntniß der Geſchäfte waren die größten Fähigkeiten

zur Behandlung derselben verbunden: eine Leichtigkeit, sich sowohl schriftlich wie mündlich mit unbeschreiblicher Anmuth auszudrücken, eine bewunderungswürdige angeborne Menschenkenntniß, ein immer offenes und heiteres Ansehen, welches weit eher lebhaft als ernst und so frei von aller Verstellung schien, daß es bis zur Naivetät ging — eine unbefangene und hingebende Art, die um so undurchdringlicher war, je leichter zu durchschauen ein Jeder sie meinte — ein liebenswürdiges, bestechendes und einschmeichelndes Betragen, welches auch die verschlossensten Herzen zur Offenheit verlockte — endlich mitten in der heftigsten innern Aufregung der Anschein einer vollkommenen Geistesruhe."

Dieses Bild hätte genügend vor dem Original schützen können, aber es war damals noch nicht gezeichnet, und das Original wußte so meisterhaft zu täuschen, daß es von allen Vätern für den unschuldigsten Gesandten gehalten wurde, der je zur Republik gekommen sey.

Antonio redete an diesem Abend bei der Geliebten lebhaft über solche fast allgemeine Blindheit. „Ich bekenne," sprach er, „daß mir der Gedanke, so viele venetianische Augen von diesem einen Spanier geblendet zu sehen, ganz unleidlich dünkt, und dennoch muß ich ihn in Geduld aushalten lernen, denn es ist geradezu unmöglich, unter

den Vätern Mißtrauen gegen den Spanier zu erwecken. Ich habe mich angeſtrengt, die Freunde haben ſich bemüht — es war vergebens — ſie beharren darauf, er ſey ein rechtlicher Mann, die Aufrichtigkeit in Perſon, ein Bewunderer der Republik und ein Freund unſeres Volkes. Daß ſeine Betheurungen niemals mit dem übereinſtimmen, was die Gouverneure thun, erklären ſie durch den Glauben, ſeine Krone täuſche ſo gut ihn wie uns. Ich habe ſie an die Geſchicklichkeit erinnert, mit welcher er uns, als der Lara hier war, zum Abbruch der Unterhandlungen reizte, indem er ſich verlauten ließ, daß wir nur aus Bewußtſein unſerer Schwäche, alſo eigentlich aus Furcht, ſo geneigt zum Frieden wären. Sie ſagen, das ſey eine unvorſichtige Aeußerung ſeines Nationalhochmuthes geweſen und er würde ſie gern ungethan machen. Ich ſage: Satan würde auf dieſe Art unvorſichtig ſeyn; eine ſcheinbare Unvorſichtigkeit iſt oft die feinſte Berechnung, gerade wie man die Wahrheit am beſten verbirgt, wenn man ſie unumwunden ſagt. Indeſſen, Nichts ſteht feſter als ein falſcher guter Ruf, und ſo müſſen wir in Ergebung abwarten, bis der des Spaniers durch irgend ein Erdbeben umgeworfen werde."

Die Contarina hörte dem Geliebten geduldig zu. Es war ungefähr fünf Stunden nach dem Beſuch der beiden

Navager, der Rio ſchon dunkel, doch nicht mehr todt wie am Mittage. Die melodiſche Abendbewegung durchzog ihn; Gondeln glitten an dem Palaſte vorbei; Badende ſchwammen durch die lauen Flutſchatten; Frauen, leicht gekleidet, Blumen hinter dem Ohr, ſaßen auf den Balkonen. Das Geräuſch auf den äußern Kanälen klang ſchwirrend herein; der Himmel, der die kleine Gewäſſerſtraße bedeckte, ſchimmerte in dem luftigen Blau der letzten Tageshelle; die Luft, welche in den Saal kam, erquickte. Gewiß, dieſe Stunde war zum Geſchwätz der Liebe geeignet; wo wollte man noch von Liebe flüſtern, wenn nicht in einem venetianiſchen Palaſt, an einem geheimnißvollen Rio, bei der Muſik des Abends? Aber Antonio dachte nicht daran; der ſpaniſche Geſandte und deſſen mögliche Abſichten beſchäftigten ihn, und die Geliebte war ihm für den Augenblick nur ein geprüfter Freund, dem er ſich ganz anvertrauen konnte. Die Contarina dachte wohl daran, wie ſüß es jetzt ſeyn müßte, an der Bruſt des ſchönen Mannes zu liegen und ſeine Lippen auf der Stirn zu fühlen, doch ſollte ſie um Liebkoſungen bitten? Oft hatte ſie es gethan, wenn ihr Herz gar zu klagend danach begehrt hatte, und Antonio war dann auch immer bereit geweſen, ihr mit Zärtlichkeit zu antworten. Allein nicht immer mag ſelbſt die demüthigſte Frau bitten; manchmal will

auch ſie angegangen werden. Das war heute bei Criſtina der Fall; die Bitterkeit, welche ſie bei dem politiſchen Geſpräch empfand, überwog die Weichheit, die der Abend in ihr aufgelöst hatte. Darum ſaß ſie ganz gelaſſen neben dem Freunde und unterbrach ihn mit keiner Sylbe, und als er ausgeredet hatte und der Gegenſtand für dieſes Mal abgehandelt war, ſprach ſie nicht von ſich, ſondern von dem Beſuch, den ſie heute empfangen, und von der Schönheit der jungen Tereſa. Lebhaft ſchilderte ſie dieſelbe und ließ ſich ſo ganz von einer abſichtlichen Begeiſterung hinreißen, daß ihrer Beſchreibung nach Tereſa gar nicht ihres Gleichen hatte.

„Du malſt ein Wunder,“ erwiederte Antonio in dem Tone, wie man auf etwas höchſt Gleichgültiges antwortet. „Ich glaube Dir es nicht, daß ſie ſo ſchön iſt wie Du.“

Die Contarina fühlte ſich durch dieſe freundlich, aber gedankenlos ausgeſprochene Schmeichelei verletzt, ja ſogar tief gekränkt. Die Liebe darf nie anders als aus voller Seele ſchmeicheln; begnügt ſie ſich, gleich der alltäglichen Artigkeit, es nur mit den Lippen zu thun, ſo können ihre Redensarten das Geſchick der gewöhnlichen erfahren, nämlich, gar keine Antwort erhalten. Die Contarina machte es nicht anders, ſondern ſagte ganz einfach:

„Du wirſt mit eigenen Augen ſehen, daß ich nicht übertrieben gemalt habe.“

„Wohl, wir werden ſehen,“ meinte Antonio wie vorher.

Die Contarina ſchwieg einige Augenblicke; dann ſagte ſie: „ich will Dir einen Vorſchlag thun, Antonio. Der Vater gedenkt das Mädchen bald zu verheirathen; bewirb Du Dich um ſie.“

Antonio blickte die Freundin unangenehm befremdet an, denn er haßte es, in irgend einer geiſtigen oder körperlichen Ruhe geſtört zu werden, und geſtört wird man durch alles Unverſtändliche. Darum fragte er auch nicht gerade freundlich: „was iſt das, Criſtina? Beleidigte ich Dich ſo, daß Du auf dieſe Art eine augenblickliche Empfindlichkeit ausläſſeſt, oder redeſt Du ernſthaft? Dann würdeſt Du mich nicht mehr wollen, und weßhalb? Gefalle ich Dir nicht länger? Biſt Du mir untreu geworden?“

Man ſah es, daß er dieſe Fragen nur der Möglichkeit wegen that, nicht im Geringſten aus einem Glauben. Auch erwiederte die Contarina, ohne ſich zu beeilen: „Du weißt ſehr gut, Antonio, daß ich ganz die Deinige bin. Wollte ich es auch läugnen, ich könnte nicht, ebenſowenig es abändern; deßhalb will ich weder das Eine noch das Andere erſt verſuchen. Ich weiß, daß ich Dir ſehr wenig

bin; doch Dir nicht mehr anzugehören, überlebte ich nicht, und ſo werde ich mich auch künftig mit den Broſamen Deines Herzen begnügen. Aber —"

Antonio unterbrach ſie halb verſtimmt, halb ſanft: „Du weißt Deinerſeits recht gut, daß Du mir nicht wenig biſt, ſondern im Gegentheile Alles, was eine Frau mir nur ſeyn kann — eine liebe Freundin, eine werthvolle Geliebte. Ich kann nicht als Poet lieben, mit einem entzündeten Hirn und einer überſtrömenden Zunge, ebenſowenig als Jüngling, der immer entweder raſt oder ſchmachtet; indeſſen Du haſt ja wenigſtens die Jünglingsanbetung kennen gelernt und ſie hat Dich nicht befriedigt — da durfte ich hoffen, daß Dich die vernünftige Neigung eines Mannes glücklich machen würde; doch es ſcheint nicht ſo."

„Beklage ich mich?" fragte die Contarina, ihm in die Augen blickend.

„Ich finde es."

„Vergib mir denn, wenn Du das denkſt," ſagte ſie auf die Art, wie man um eine Verzeihung anſucht, deren man ſich nicht bedürftig glaubt. Antonio wandte das Antlitz ab, ohne zu antworten. Chriſtina ſchmiegte ſich an ihn. „Lieber Antonio," ſprach ſie ernſtlich, „Du thuſt mir Unrecht. In meiner Rede war keine Klage der verletzten

Empfindlichkeit, ſondern nur die ſtolze Demuth, die ihre Feſſeln zeigt, und ſagt: ich bin Sklavin."

„Criſtina," begann Antonio. „Laſſe mich doch," unterbrach ſie jetzt ihn. „Wenn es nun mein Stolz iſt, mich Deine Sklavin zu nennen? Gefällt Dir der Name des Herrn nicht? Laſſe mich, mein Allerliebſter; ich will nie mehr die Contarina, immer nur noch die Geliebte des Foscarini ſeyn."

„Nun wohl, Närrin, die Du biſt," ſprach er lächelnd, „was faſelſt Du denn da von einer Frau des Foscarini?"

„Weil ich ernſthaft ſprach, Antonio."

Antonio bat ſie jetzt gleichfalls ernſtlich um eine Erklärung. „Denn die Einfälle der Frauen zu enträthſeln, darauf mache ich keinen Anſpruch," ſagte er.

„Sieh, Theurer, Du wirſt Dich doch ein Mal verheirathen.

„Wer ſagt das? Ich habe nicht wieder daran gedacht, ſeit Du mich nicht anhören wollteſt."

„Die Deinen wünſchen es aber doch, ich weiß es."

„Ja, vor einem Monat ſchlugen ſie mir eine Tochter von Zaccaria Tron vor, die noch im Kloſter iſt, aber ich wiederholte ihnen, daß ich niemals eine Andere zur Gattin

nehmen würde, als Dich, und da Du nicht wolltest, würde ich mich nicht verheirathen."

Die Contarina blickte seitwärts auf den Boden. Durch die Demüthigung, welche sie heute von der jungen Teresa erfahren, waren alle bittern Gefühle, die ihre Liebe enthielt, wieder vom Grunde aufgestört worden. Gewiß glaubte nicht eine der ihr feindlichen Frauen, der Geliebte habe ihr je die Ehre angethan, sie zur Gattin zu begehren. Dieser Beweis, daß sie vom Foscarini nicht minder geachtet als geliebt werde, wie würde er alle diese neidischen, höhnischen Zungen verstummen machen! Ob Antonio sie noch genug liebte, um den Antrag, den er ihr vor anderthalb Jahren gethan, ein anderes Mal zu wiederholen? Dieses Alles ging wie ein Gedränge durch ihr Herz. Antonio betrachtete sie nachsinnend und liebevoll. „Bist Du mir unhold, daß ich Dir das nicht erst erzählt?" fragte er. „Du weißt, ich nenne alle Erzählungen, die Nichts bezwecken, thöricht und selbst schädlich. Was hätte Dir an einer Mittheilung des Vorschlages liegen können? Du hättest auf meine Verwandten gezürnt, daß sie mir ihn gemacht, Du hättest Dich vielleicht sogar gegrämt. Dein Gesicht ist mir aber lieber, wenn es heiter sieht, und darum schwieg ich. Nun hast Du es doch erfahren; das Geheimniß scheint auf Erden eine Unmöglichkeit."

„Ich erfahre es eben erſt durch Dich," erwiederte die Contarina.

„Dann begreife ich Dich gar nicht," ſagte er mit peinlich gerunzelter Stirn.

„Antonio," rief die ſchöne Frau, ſich ihm mit einem Ausbruch um den Hals werfend, „habe Mitleid mit der Tollheit der Liebe. Ich bin eine Närrin, ich weiß es. Immer bebe ich, Dich zu verlieren, Dich von größerer Schönheit, von einer friſchen Jugend mir entriſſen zu ſehen. Still, geliebtes Herz, ſprich nicht, verſichere mir Nichts. Ich weiß, daß Du mich liebſt, daß ich in Deinem Herzen bin, daß Du ein Engel biſt — aber ſieh, eine Arme, die da liebt, fürchtet immer. Sie iſt wie ein Kind allein im Dunkeln. Auch wenn es weiß, daß die Mamma wiederkommt und Licht bringt, weint es doch und ſchluchzt: die Mamma kommt nicht wieder. Ich bin Deine arme Kleine, Antonio — Du biſt mein Licht; ich weine, wenn ich Dich nicht ſehe. Madonna, ein armes Weiberherz iſt nicht ſtark, wie das eines Mannes. Du haſt ernſte Beſchäftigungen, mußt nachdenken, mußt zu überzeugen ſuchen, kämpfſt, ereiferſt Dich, genießeſt dann des Gelingens oder mußt Dich in das Mißlingen finden — Dir bleibt keine Stunde, um Dich zu ängſtigen wegen der Criſtina — Dich zu fragen, ob ſie Dich noch liebe — Dir allerlei

einzubilden. Ich ſitze hier und thu' das Alles — Du willſt ſagen: es ſey das ſehr albern von mir — ich geſtehe es ein, Herz mein, aber, Theurer, ich bin ein Frauenzimmer. Und ſieh," fuhr ſie äußerſt geſchwind fort, „als ich nun dieſe Tereſa ſo ſchön ſah, da dachte ich: es iſt beſſer, der Antonio heirathet ſie, als daß er ſich in ſie verliebt. Nun haſt Du mein Bekenntniß, ſprichſt Du mich nun frei?" endete ſie ſchmeichelnd.

Dieſe rührenden Albernheiten der wahrſten Leidenſchaft überwanden den ernſten Senator, zärtlich wie ein Bräutigam nahm er die reizende Frau dicht in ſeinen Arm und verſchwendete ſeine Liebkoſungen wie aus einem Schatz. Dann, als er ſeine zahme, hungrige Taube wieder ein Mal mit Liebe geſättigt, fragte er tändelnd: „fürchteſt Du Dich nun noch?"

Als Antwort ſah ſie ihn aus naſſen, leuchtenden Augen an.

„Ich muß mich dieſer Tereſa ſehr verpflichtet bekennen," ſprach er nun; „Du biſt ſo ſchön, wenn Du glücklich biſt, und ich mache Dich nicht immer glücklich. Still jetzt Deinerſeits, ſüße Seele mein, läugne es nicht ab — entſchuldige mich nicht vor mir ſelbſt. Glaube mir, ich ſehe recht gut ein, wie wenig liebenswürdig ich meiſtens bin, und daß Du ganz Recht haſt, manchmal zu zweifeln, ob

man Dich lieben und doch ſo hölzern und ſteinern ſeyn könne. Aber, Theure, das Herz wird nicht zu Stein und Holz; mein dummer Mund vergißt nur immer Dir zu ſagen, daß es auch lebendig und unverändert Dein ſey.“

„O, ich bin ſo geſegnet, wenn nur bisweilen eine ſolche Stunde kommt!“

„Theure, Theure! Wie wenig begehrſt Du von mir für Alles, was Du mir gibſt. Sage mir, Chriſtina, kann der Antonio Dir mit irgend etwas eine Freude machen, wo möglich eine recht große, neue, ſchöne? Ich bitte Dich, erweiſe mir die Gnade, mir es zu ſagen.“

„Ich wüßte keinen Wunſch, den ich hätte, Nichts, das ich wollen könnte,“ antwortete ſie, in lieblicher Ruhe den Kopf ſchüttelnd. „Was ſoll ich denn noch wollen, wenn Du mich liebſt — ich meine, wenn Du mir's ſo gut ſagſt, daß Du mich liebſt?“

„Gott hat mir in Dir einen Schatz gegeben. So lange ich Dein Herz ſchon kenne, immer öffnet es mir noch neue Tiefen und alle voller Gold. Ich bin an Gefühl ein Bettler gegen Dich.“

„Und wenn ich, um Dich zu lieben, das Herz Gottes ſelbſt hätte, dünkte es mir für Dich nicht zu viel: Was verdienteſt Du nicht?“

„Alſo würdeſt Du mir eine Bitte gewähren?“ fragte

Antonio, in Ernſt übergehend. „Da Du nicht bitten willſt, will ich es.“

„Was wünſcheſt Du?“ rief ſie, und ihre Augen blitzten vor Freude. „Sage mir's geſchwind, geſchwind. Madonna, eine Bitte von Dir hören, welches Glück! Du machſt mich zu glücklich heute, Antonio; mir bangt, daß ich morgen ſterben muß.“

Antonio ſprach einfach; „nun wohl, Theure, ſo nimm mich zum Manne.“

Elektriſch berührt fuhr die Contarina zuſammen, und dieſes erſte Gefühl war ganz triumphirend. Dann erblaßte ſie, wandte den Kopf etwas ab und ſchlug die Augen nieder.

Immer noch, Criſtina?“ fragte Antonio ſanft. „Was eine Frau doch an einem Gedanken hängen kann!“

„Sey mir nicht böſe! Einziger Geliebter mein, vergib mir. Ich wußte, Du würdeſt das ſagen; ich hoffte es, und doch —“

„Criſtina, wie iſt es möglich, daß Du auf einer ſo thörichten Einbildung beharrſt? Als ich das erſte Mal um Dich warb, konnte ich mir Dein Nein erklären. Du hatteſt Dir einen entſchiedenen Grundſatz gebildet — der hieß: eine Frau kann nicht zugleich Geliebte und Gattin ſeyn. Dieſer Grundſatz war den Erfahrungen in Deiner

Ehe gemäß; jede Frau urtheilt ihrer Ehe nach über alle andere. Auch hätteſt Du vielleicht bei hundert Ehen Recht, aber, Criſtina, man kann hundert Mal Recht und doch ein Mal Unrecht haben. Und wenn Du nun bei einer Ehe zwiſchen uns Unrecht hätteſt? Du haſt mir ſo oft geſagt, ich ſey eine Ausnahme von meinem Geſchlecht, aber Du behandelſt mich gleich dem ganzen Geſchlecht, da Du aus Furcht vor der Vernachläßigung nicht meine Gattin werden willſt."

„O, Dich wie Dein Geſchlecht behandeln, wie kannſt Du von mir das meinen? Dich, deſſen Gleichen ich noch nicht ſah und mir auch nicht denken kann! Du biſt, wie die Sonne am Himmel — einzig — unter den übrigen Männern eine ſchöne Cypreſſe inmitten ärmlicher Geſträuche."

„Aber als Ehemann erwarteſt Du von mir nicht mehr als von jedem Andern? Criſtina, darin irrſt Du eben. In allen andern Fällen erhebeſt Du mich zu ſehr, und in dieſem einen gerade ſchätzeſt Du mich zu gering, oder vielmehr mein Gefühl für Dich. Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin — mit zwanzig andern Frauenzimmern würde ich nur ein Ehemann ſeyn, wie Du ihn ſchilderſt — aber, Dich liebe ich, Criſtina, gegen Dich werde ich anders, beſſer ſeyn. Du wirſt mit meinen

Schwächen dieſelbe Geduld haben müſſen, wie bisher; ich werde Dich oft durch Ungleichheit, ſelbſt durch Unfreundlichkeit kränken, — Du wirſt weinen, und ich werde Schuld daran ſeyn. Aber ich werde nicht aufhören, Dich zu lieben, ich werde Dein Antonio bleiben, derſelbe, den Du bis jetzt gehabt haſt, und da Du ſo lange mit meiner Unvollkommenheit zufrieden wareſt, warum ſollteſt Du es nicht auch als meine Frau ſeyn?"

Die Contarina legte die Schläfe zwiſchen beide Hände und ſtützte ſich ſo mit den Ellenbogen auf die Kniee. Antonio, der ſeinen Arm noch immer um ihre Schultern geſchlungen hielt, ſprach herzlich und dringend weiter.

„Ich bitte Dich, Theure, mache mir dieſe Freude. Mir iſt, als müßte der Augenblick, in welchem ich Dir den Ring geben dürfte, der ſüßeſte ſeyn, den wir noch mit einander erlebt. Oft ſchon habe ich wieder mit Dir davon reden wollen; denn es iſt mir niemals aus den Gedanken gekommen, Dich ganz mein nennen zu können. Ich dürſtete ordentlich danach, aber hielt immer an mich — Dein Nein war ſo beſtimmt geweſen. Da Du nun ſelbſt die Gelegenheit gegeben haſt, höre mich an und laſſe Dich überwinden. Liebende, mögen ſie einander auch noch ſo treu ſeyn, ſind doch nicht ſo heilig vereint, wie Eheleute. Criſtina mein, Du weißt es wohl, daß es mir nicht um

die Ehe an und für ſich zu thun iſt. Als ich mich um Dich bemühte, habe ich nicht daran gedacht, Dich heirathen zu wollen, — das weißt Du gleichfalls. Auch haſt Du es nicht begehrt, haſt keinen Preis auf Deine Liebe geſetzt, ſondern Dich mir einfach gegeben, weil ich Dich bat und Du mich liebteſt. Jahre lang genügteſt Du mir als Geliebte — dann auf ein Mal dünkte es mir, ich müßte Dich durchaus als Gattin haben — mein Glück hinge davon ab. Ich bat Dich — Du verweigerteſt Dich mir, wollteſt meinen Ring nicht nehmen. Ich liebte Dich zu ſehr, um Dir zürnen zu können; ſelbſt Dein Mißtrauen ließ ich mir geduldig gefallen; aber traurig im Herzen hatteſt Du mich gemacht, und niemals konnte ich den Wunſch wieder einſchläfern: wenn ſie deine Frau wäre. Glaube mir auch, Criſtina, wir werden noch glücklicher ſeyn. Wie getrennt leben wir ſo in zwei Häuſern — faſt die ganze Stadt liegt zwiſchen Dir und mir — das iſt in Augenblicken, wo man des geliebteſten Gegenſtandes bedarf, ganz ſo gut wie der halbe Erdkreis. Ich komme ſo oft ich kann — gewiß; aber die Stunde, die ich brauche, um Dich zu erreichen, genieße ich die? Die Erwartung iſt nur bei einer Jünglingsleidenſchaft Genuß; der Mann, welcher die richtige Schätzung der Güter gelernt, zieht die Gegenwart der Geliebten unendlich vor. Dein

Anblick iſt mir gleich lieb, auch wenn er nicht durch Erwartung gewürzt worden. Dann, wenn ich einſt erkranken ſollte — denke daran, Du würdeſt mich pflegen wollen, aber ich würde es nicht dulden; die Frau darf nicht zum Geliebten kommen. So müßte ich denn doppelt leiden, durch die Krankheit und durch die Trennung von Dir, und auch Du würdeſt Qualen empfinden."

„Oh!" hauchte die Contarina.

„Zwei Freunde, die eine Seereiſe mit einander machen wollen, werden ſich nicht auf verſchiedenen Fahrzeugen einſchiffen, wo Stürme ſie trennen und den einen in den Hafen führen können, während der andere unter den Meereswogen begraben wird. Ein Schiff werden ſie beſteigen, einem Glück ſich anvertrauen, beide entweder an das Reiſeziel gelangen, oder, ehe ſie es erreicht, untergehen. Ahmen wir dieſen beiden Freunden nach. Bis jetzt ſind wir Jedes einſam auf einem Schiffe gefahren, — beſteige das meinige und laſſe uns von nun an ungetrennt dahinſegeln, ſo weit, wie Gott uns mit ſeiner Genehmigung begnadigt."

Als die Contarina noch nicht antwortete, fuhr Antonio nach einem augenblicklichen Innehalten wieder fort. „Und wenn dieſe Möglichkeit, getrennt von einander krank zu liegen, die einzige wäre; aber im Gegentheile, es gibt

mehrere, die noch weit verhängnißvoller ſind. Der Argwohn, die Eiferſucht, die Verleumdung, — wir können ſie nicht auseinanderätzen, auseinanderſchleudern! Sprich ſelbſt, Theure, ſind wir nun nicht ſchon über vier Jahr verbunden, haben wir nicht ſo viele und ſo ſüße gemeinſchaftliche Erinnerungen, daß ſie, gleich mächtigen Reliquien, uns vor allem Schwanken im Glauben an einander ſchützen ſollten? — Nun wohl, Du haſt es heute geſehen — ein ſchönes junges Mädchen beſucht Dich, und Du fürchteſt augenblicklich für unſere ganze geprüfte und bewährte Liebe — es dünkt Dir unmöglich, daß ich dieſe neue Schönheit nicht Deiner mir ſchon bekannten vorziehen ſollte — Du bebſt, Du weinſt, Du marterſt Dich. Weiter — Du kennſt die wenig gute Geſinnung der Meinen gegen Dich — es iſt natürlich, Criſtina, daß ſie ſolche Geſinnungen hegen — immer noch meinten ſie, einſt meine Abneigung gegen die Ehe überwinden zu können — jetzt iſt ihnen durch Dich jede Ausſicht darauf abgeſchnitten — daher kannſt Du Dich nicht wundern, wenn ſie Dich nur als eine Störung anſehen. Ebenſo zu entſchuldigen aber iſt es auch, daß Du mißtrauiſch wirſt, ſobald Du mich mit ihnen verkehren ſieheſt. Ich rede mit ihnen durchaus nicht von Dir, indeſſen Du denkſt es, und dieſer Gedanke quält Dich, weil er falſch iſt, nicht weniger, als wenn er

wahr wäre. Endlich ich — Du glaubſt mich ſtets ruhig über Dich — dem iſt nicht ſo — auch ich habe Anwandlungen, in denen ich mich frage: wird ſie mich immer ſo lieben — immer mein bleiben? Sie iſt ſo ſchön, wird ſo angebetet, kann unter den ausgezeichnetſten unſerer Edeln wählen — wird ſie immer wieder Dich wählen? Siehe, ſo wird uns Beiden durch unſer Glück die Ruhe verdorben, und warum? einzig, weil mir auf Dich und Dir auf mich die anerkannten Rechte der Gatten fehlen. Darum glaube mir, meine Geliebte, laß Dein Vertrauen in mich und in Dich ſtärker als eine Einbildung ſeyn; laß uns Gatten werden."

„O Antonio!" rief die Contarina, indem ſie ſich aus ihrer Stellung aufrichtete und, die Hände noch an den Schläfen, ihn mit innerlichſter Leidenſchaft anblickte. „Du theuerſter, Du geliebteſter unter den Männern! Gott, wie ich Dich liebe! Wenn Du mich willſt, ſo nimm mich, wozu Du mich willſt."

„Nicht alſo, Theure," erwiederte Antonio ernſt, „nicht alſo will ich Dich empfangen. Nicht meiner Ueberredung, Deinem eigenen freien Willen Dich verdanken. Nicht Dich im Netz der Ueberraſchung gefangen nehmen und als Beute feſthalten. Nein, ich laſſe Dich jetzt allein. In einer Stunde komme ich zurück; dann kannſt Du genug

geſchwankt, alle Gründe gegeneinander abgewogen, Dich zu einem Entſchluſſe geſammelt haben. Nur noch ein Wort: wie Du auch entſcheideſt, ob Glaube, ob Mißtrauen die Oberhand behalte — ich werde Dich nach wie vor lieben — unverändert Dein Freund ſeyn; daher laſſe Dich durch keine Furcht beſtimmen."

Den Arm, der um ihren Nacken lag, leiſe zurückziehend, erhob Antonio ſich. Mild ſah er auf die ſchöne Frau herab, deren Antlitz mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck zu ihm erhoben war. „Addio," ſprach er ſanft, neigte ſich und küßte ihre Stirn. „Sage auf Wiederſehen!" flehte ſie, mit ihren Lippen nach den ſeinen langend. „Auf Wiederſehen," erwiederte er mit einem andern Kuſſe auf ihren Mund.

Als die Contarina allein war, ging ſie voll der höchſten Aufregung im Saale und in allen Gemächern umher, rang die Hände, weinte, ſtreckte glühend die Arme aus, lächelte lieblich, drückte das Schattenbild des Geliebten an den Buſen, küßte die Luft, warf ſich auf die Knie, betete, den Kopf auf die gefalteten Hände geſenkt, ſprang auf, ſtand wie erſtarrt, rief „Antonio, o Antonio!" und: „Gott! Gott!" Die eben erlebte Stunde war ein Meteor an ihrem glänzenden aber eintönigen Himmel geweſen, und hatte ſie zugleich erſchreckt und entzückt. Das Gefühl,

als Königin zu ſitzen, war ihr wieder ein Mal geſchenkt worden; denn ſobald ein Mann eine Frau anfleht, erhebt er ſie auf einen Thron, und thut es der Geliebte, ſo erhöht der Thron ſich noch. Criſtina hatte lange nicht gethront; nicht daß Antonio je gefordert hätte — er war zu ganz Cavalier, um nicht immer zu bitten, doch ſeine Bitten geſchahen ſtets nur der Form wegen. War er nicht der unbedingten Gewährung gewiß? Criſtina hatte über dieſe Gewißheit des Geliebten oft geweint, ja, gezürnt, und dann ſich doch immer wieder eingeſtehen müſſen, daß ſie ſelbſt ihm dieſelbe eingeflößt. Daher war es ihr heute ein mächtiger Genuß geweſen, ihn wieder ein Mal wahrhaft begehrend und dadurch geſpannt, ungewiß und erwartungsvoll zu ſehen.

„Ich bin noch Etwas, denn ich kann ihm noch Etwas gewähren," ſagte ſie ſich dabei; „er liebt mich noch, denn er hängt noch an meinen Lippen."

Doch das Begehren ſelbſt, über welches ſie zu entſcheiden hatte, erſchreckte ſie, machte ſie beben, trieb ſie umher. Alles, was Antonio ihr vorgeſtellt, hatte ſie ſchon tauſend Mal ſchmerzlicher, als er es ſchildern gekonnt, in den Fieberträumen ihres Herzens durchgelitten. Gewiß gibt es im ganzen All der Liebe keine noch ſo geheime Möglichkeit, die ſich vor der Phantaſie einer liebeskranken

Frau zu verbergen vermöchte. Alle Höhen, alle Tiefen werden von der Frau mit ſibylliniſchen Blicken gemeſſen, alle Geiſter geſehen, alle Stimmen gehört. Antonio hatte der Geliebten daher keine unbekannte Schrecken zu Gemüthe geführt. Dann kann auch der Mann die Ehe, wenn ſie nicht die Bedingung des Beſitzes bildet, gar nicht ſo innig wünſchen, wie die Frau, vorausgeſetzt nämlich, daß ihre Natur ungetrübt und ihre Neigung eine aufrichtige iſt. Criſtina war ſowohl rein in ihrer Natur, wie redlich in ihrem Gefühl, und es hätte ihr ſo gut wie das Paradies gedünkt, die Hausfrau des Geliebten zu ſeyn. „Wie kann Antonio meinen, daß ich nicht alles Glück einſehe, deſſen Quelle die wahre Ehe ſeyn kann?“ ſprach ſie. „O, er kennt mich doch immer noch nicht. Gott, ihn jeden Morgen aufwachen ſehen, jeden Abend empfangen können, ſeinen Ring am Finger fühlen, ſich die Foscarina nennen! Daran kann eine Frau ſterben wie an Blumenduft. Mein Gott, und ich weiß ja gleichfalls, wie viel heiliger es iſt, ſich als Gatten, denn als bloße Liebende zu haben!“

Sie ſetzte ſich an einen Tiſch, auf dem Bücher lagen, nahm die Briefe der Lucrezia Gonzaga und las ſich laut, mit dem tiefſten Ausdruck, den einen vor, welchen die

ausgezeichnete Frau an eine Mutter ſchreibt, deren Tochter die Ehe dem Kloſter vorgezogen hat.

„Wenn Eure Tochter nicht Nonne werden wollte, ſondern es vorgezogen hat, einen Mann zu nehmen, ſo habt Ihr deßwegen durchaus keine Veranlaſſung, Euch zu beklagen. Wollet die Vortrefflichkeit und die Würde des ehelichen Standes betrachten, welcher weder von Auguſtinus, noch von Baſilius, ſondern von Gott ſelbſt eingeſetzt wurde, Gott heiligte ihn mit ſeinem eigenen Munde und heiligte ihn im irdiſchen Paradieſe, wo unſer gemeinſchaftlicher Vater auch alle die erhabenen Geheimniſſe dieſes Sakramentes erfuhr. Und das Alles geſchah zu der Zeit der Unſchuld, da der Reſt der Sünde noch nicht geſehen worden war, und dieſer Stand allein ward als heilig und unbefleckt vom göttlichen Zorne verſchont, als der das ganze menſchliche Geſchlecht durch die Fülle und die Gewalt der ſtrömenden Waſſer zu vertilgen gedachte. Damit Ihr noch beſſer einſehet, wie Eure Tochter, indem ſie ſich verheirathete, keineswegs ein Unrecht begangen, möget Ihr bedenken, daß der Sohn Gottes ſo lange im Fleiſche zu erſcheinen zögerte, bis die Königin des Himmels ſich durch dieſes Band gebunden hatte, und daß Jeſus nicht nur eine Hochzeit mit ſeiner anbetungswürdigen Gegenwart beehrte, ſondern ſie ſogar durch ein erſtaunenswerthes Wunder

verherrlichte. Außerdem kann ich mir nicht ausreden laſſen, daß Eure Tochter nicht irgend ein Mal folgende heilige Worte des geſegneten Hieronymus geleſen habe: „wenn man die Jungfrauſchaft preist, warum ſchätzt man da nicht die Ehe, aus welcher die Jungfrauen uns geboren werden?“ Gleicherweiſe kann ich nicht glauben, daß ſie im Ambroſius nicht geleſen habe, wie die Ehe nicht allein die Welt, ſondern auch das Paradies bevölkere. Darum beruhigt und tröſtet Euch darüber, betrübt Euch nicht und gebt ihr Euern Segen, indem Ihr Gott bittet, daß er uns von ihr Nachkommenſchaft ſehen laſſe, welche ihrer Ahnen würdig ſey.“

„Wie gut das iſt,“ ſprach gedankenvoll die Contarina, indem ſie das Buch wieder auf den Tiſch legte, „und doch auch wieder, wie kalt es iſt! Man ſieht, daß ſie aus dem Geiſte und nicht aus dem Herzen ſchrieb, daß ſie in der Ehe nur die Pflicht, nicht die Seligkeit kannte. O, wenn ich ſo ſchreiben könnte, wie die Gonzaga, wie anders, um wie viel wärmer und farbiger wollte ich die wahre Ehe malen; dieſes Fühlen mit einem andern Herzen, dieſes Sehen mit andern Augen, dieſes Eſſen von einem Brode, dieſes Trinken aus einem Becher, dieſes Schlummern in einem Schlafe, dieſes Wandern mit demſelben Schritte, — die wahre Ehe, die nur einen Gott und ein Leben hat,

die uns das Selbſt nimmt, um uns das Geliebte zu geben, in welcher Ich Du heißt, in welcher es nicht länger ein Mein und Dein, nur noch ein Unſer gibt — Antonio, in dieſer Ehe mit Dir getraut ſeyn — es wäre mehr als Eden — es wäre der Himmel.“

Die Contarina blickte in einer jener Entzückungen aufwärts, von denen Frauen bei der Betrachtung einer innerlichen Fata morgana leicht ergriffen werden; aber ſelbſt in dieſem Augenblick erſchien ihr am Eingange des Eden, welches ſie ſich ſo gut zu ſchildern gewußt, der Engel mit dem Flammenſchwert, den ſie aus ihrer Einbildung geſchaffen und bewaffnet hatte, der Gedanke: die Ehe erzeugt die Gleichgültigkeit. Aengſtlich verſuchte ſie die Augen von dem Phantome abzuwenden; umſonſt — mit übernatürlicher Größe erfüllte es den Raum, und ſie konnte nicht vermeiden, es anzuſehen. Der Geiſt, welcher ſich einem Phantom ergeben, lebt in einer dämoniſchen Gewalt, und die abzuwerfen, bedarf es eines Glaubens, an dem es der armen Contarina gebrach. Mehr als ein Mal näherte ſie ſich dem Muthe, dem Geliebten unbedingt zu vertrauen. Immer ſchrack ſie von Neuem zurück und fragte ſich: „aber wenn ich Alles opferte?“ Die meiſten Frauen kommen mit einem wahrhaft verderblichen Inſtinkt des Eigenſinnes wieder und wieder auf ihre Irrthümer und Einbildungen

zurück, und die Contarina that in dieſem wichtigſten Falle ihres Lebens nicht anders; denn nach den inbrünſtigſten Anrufungen der Jungfrau und des heiligen Antonio von Padua, nach Ergießungen in Thränen, nach Händeringen, Schluchzen und Jammern kam ſie endlich doch zu dem Beſchluſſe, daß ſie lieber etwas weniger glücklich ſeyn, als es darauf wagen wollte, entweder ganz ſelig oder ganz elend zu werden; „die Ehe nach dem Geſetze Gottes war in den Tagen der Einfalt möglich,“ ſagte ſie, „jetzt in unſerer ſittenloſen Geſellſchaft wird ſie nicht mehr gefunden, und Thorheit wäre es, eine ſolche Hoffnung zu hegen. Daß Antonio ſich frei weiß, erhält mir ihn; gebunden würden ſeine Neigungen ſich unruhig bewegen. Ich will mich begnügen und nicht Alles begehren, um nicht das Mindere preiszugeben, das ich beſitze. Die Gegenwart kann dieſes Alles nicht gewähren, ſie iſt an Tugend und Treue zu ſehr geplündert worden.“

Wer die Gegenwart als zahlungsunfähig annimmt, der entſagt dem Glücke; denn die Gegenwart iſt die einzige wahre Glücksgöttin. Die Contarina hatte entſagt. Als Antonio wieder bei ihr eintrat, ging ſie ihm mit bleichem Antlitz und verweinten Augen entgegen und zitterte gleich einer Schuldigen. Stammelnd wollte ſie zu reden anheben, doch Antonio hielt ſie an und ſagte: „ſprechen wir nicht

mehr darüber." — „Verzeihst Du mir?" rief sie weinend und in Angst. „Ja, ja, Cristina," antwortete er und küßte sie auch; aber ach, was für ein anderer Kuß war das, als der, welchen sie noch auf den Lippen fühlte! Das bedauernswerthe Geschöpf schauerte fröstelnd zusammen. Antonio hatte Mitleid und fragte liebevoll, ob sie mit ihm ausfahren wolle. Hastig willigte sie ein; draußen, dachte sie, könne man nicht so dem Ersticken nahe seyn. Die Gondel fuhr also bald in den glänzenden Sonnenuntergang hinaus. Der Abend war ein einziges krystallnes Blau. — Die Riva, der Campanile, die Segel spiegelten sich auf dem geschliffenen Goldgrunde, welcher unter den durchsichtigen Gewässern vor der Piazetta lag. Ganz glatt schimmerten die Kanäle. Das Festland und der Horizont ruhten in ihnen; dieser hatte eine unbeschreiblich luftige und doch brennende Iris. Die euganäischen Hügel schwammen im Licht; die kleine Insel San Giorgio in Alga erschien wie in Glas. Der Meerwind ruhte sich aus; die Luft war lau und lind und leicht wie Flaum. Das Lido leuchtete der Gondel entgegen, die sich mit weicher, wollüstiger Bewegung auf ihrem schönen Pfade dahinwiegte. Dennoch war die Fahrt schrecklich und dünkte der Contarina endlos. Kaum vor einer Stunde hatte sie in den vollsten Sonnenflammen der Liebe gestanden, und

jetzt saß sie erstarrend im Frost. Denn daß Antonio's Stimmung eine ganz andere geworden, offenbarte sich unläugbar, und konnte es anders seyn? Was er der Freundin versprochen, war mehr als er zu halten vermochte. Nichts kränkt empfindlicher als Mißtrauen, und Nichts erkältet tiefer als Kränkung. Darum bringt sie auch für alle Gefühle der Neigung die größte Gefahr hervor. Der Zorn rast, die Eifersucht tobt, die Bitterkeit greift an, — aber alle diese Affekte vermögen nicht der Liebe etwas zuzufügen. Die Kränkung dagegen ist ein langsames Gift; die Liebe kann daran siech werden und sogar sterben. Und dieses Gift hatte die Contarina heute dem Geliebten gereicht, und gerade in dem Augenblicke gereicht, wo er sich mit der größten Hingebung ihr ganz angeboten. Die Aermste ahnte etwas von dem Elend, welches sie sich bereitet, und saß in schwerer Trostlosigkeit neben Antonio, der ihr Nichts sagte. Das war kein Grollen von ihm — er hatte ihr nur Nichts zu sagen. Dabei entschuldigte er sie innerlich und bemühte sich, ganz dieselbe Liebe wie vorher für sie zu empfinden, indessen die Liebe läßt sich nur empfinden, wenn sie will; will sie es nicht, so muß an ihrer Statt die Kälte herrschen. Die Kälte aber ist zu dem südlichen Element ein so unnatürlicher Gegensatz, daß sie im Süden tödtet, während sie im Norden nur

betäubt. Die Eiche hält ſie aus — der Orangenbaum vergeht in ihr. Der Contarina, der geborenen ächten Tochter des Südens, wo es in der Luft und in der Liebe warm ſeyn muß, kam es vor, als müſſe ſie neben dem erkalteten Freunde ſterben.

Während dieſe Beiden ſo gequält und verſtimmt dahinfuhren, empfing die junge Tereſa Navager den Beſuch einer Jugendfreundin, die eine Paduanerin von Geburt und ſeit zwei Jahren an einen Memo verheirathet war. Tereſa hatte ihr am Morgen Briefe aus dem elterlichen Hauſe geſchickt, und ſie kam jetzt, um das junge Mädchen ſehr lebhaft zu begrüßen; denn trotz der zwei Jahre Ehe und Welt war ihr noch ſo viel Naivetät übrig geblieben, daß ſie ſich auf ein Mädchengeſchwätz freuen konnte. Auch verſicherte ſie: „ich wäre am liebſten gleich dieſen Morgen zu Dir gekommen, aber ich konnte nicht — wir hatten Gäſte zu Mittag. — ich ſage Dir, ich habe alle Tage welche, immer drei oder vier, manchmal den ganzen Tiſch voll — ich ſage Dir, das iſt eine Mühe mit der ewigen Bewirthung. Ich fahre weit lieber aus; da hat man keine Mühe; aber mein Mann will es nicht, bittet alle Patrizier, die nur eſſen können, in unſer Haus und wieder in unſer Haus, und immer wieder in unſer Haus — denkt dadurch ſich Stimmen zu ſichern — der Dummkopf! er wird

niemals etwas werden — der ganze große Rath weiß was er werth iſt. — Sie eſſen bei uns, trinken bei uns, laſſen ſich alle Bewirthung gefallen und lachen dann meinen Mann aus, mich nicht, aber meinen Mann, und iſt das nicht eigentlich ebenſo ſchlimm, als wenn ſie mich auslachten? Ich ſage Dir, ich ſchäme mich ſeiner — er iſt ein Eſel Und ein Stock obenein. Ich ſage Dir, ſchneidet er mir nicht Fratzen, weil wir noch kein Kind haben? Als ob es an mir läge! Ich will ein Kind bekommen, ſo gut wie eine, zu jeder Stunde, aber wie iſt es denn möglich mit einem ſolchen Stock?" Und ſie vertraute dem jungen Mädchen ſämmtliche Geheimniſſe an, die eine Frau in allen Fällen für ſich behalten ſollte.

Darauf fuhr ſie fort: „aber ich bin gar zu glücklich, daß Deine Tante geſtorben und Du hergekommen biſt. Jetzt hab' ich doch eine Paduanerin. Du glaubſt gar nicht, Tereſa, was die hieſigen Damen unerträglich ſind. Hochmüthig ſage ich Dir, als ob das ganze Dogad gegen die Herrſcherſtadt gar nicht anzuſehen wäre. Ich frage Dich aber, worüber denn der gute Doge in dieſer erlauchten Stadt herrſchen ſollte, wenn das Dogad nicht da wäre? Indeſſen dem Dogen wäre es gleichgültig; er hat ja doch Nichts zu befehlen. Ich ſage Dir, der Doge von Venedig iſt — Du weißt ſchon — ich wollte irgend einen Vergleich

machen. Genug, der arme Doge hat ſeinen Mund einzig zum Eſſen und zum Trinken. Da lobe ich mir ſo einen König von Frankreich oder von Spanien. Du weißt, Ludwig XIV. iſt jetzt König von Spanien, nein doch, von Frankreich. Von Spanien iſt es Philipp III., deſſen Tochter, die Infantin Anna, den König Ludwig geheirathet hat. Ein recht kindiſches Paar muß das ſeyn, ich glaube, ſie ſind Beide kaum ſechszehn Jahr. Ich meine nicht Beide zuſammen, ſondern alle Beide. Auch regiert noch die Königin Mutter, welche der Republik durchaus nicht günſtig iſt. Die Republik hat an König Heinrich IV. unendlich viel verloren. Das Alles iſt Dir neu, aber ich bin ſehr eingeweiht in die Politik; ich höre ſie immer bei Tiſche mit an. Ich werde Dich auch einweihen, damit Du nicht unwiſſend erſcheinſt. Du brauchſt mir dafür nicht zu danken — ich theile gerne mit, Du weißt, daß ich Dir auch in Padua immer Alles erzählte. Ach Gott, unſer liebes Padua! Ich ſage Dir, dieſe Venetianerinnen ſind nicht auszuhalten. Närrinnen an Stolz und Katzen an Bosheit. Ach, ich vergaß, Du biſt ja auch von Geburt eine. Aber Du biſt doch in Padua erzogen, alſo eigentlich eine Paduanerin. Ach, das liebe, das geſegnete Padua! Erzähle mir doch davon, recht viel — bitte! Es muß ſich ſo verändert haben! Ich würde es gewiß

kaum wiederkennen.“ Und nun übereilten ſich Erkundigungen und Fragen nach Häuſern und Familien, nach Großeltern und Enkelkindern, nach der Univerſität und den Studenten, nach den Klöſtern und den Mönchen, nach Heirathen und Todesfällen, nach Hunden und Katzen, und dazwiſchen kamen immer von Neuem die Ausrufungen: „wie muß es ſich verändert haben!“ und: „ob ich es wiederkennen würde?“ Genug, es war, als müßten zu Padua zwei Jahr die Umwandlung von wenigſtens zwei Jahrzehenten bewirken können.

„Um die Wahrheit ehrlich zu geſtehen,“ ſprach ſie dann vertraulich und Tereſa mitten in ihren Antworten unterbrechend, „viel iſt an unſerer guten Stadt Padua nicht. Hier iſt es ganz anders. Die Gärten ſogar ſind viel ſchöner, als zu Padua, obgleich Du mir das nicht glauben wirſt — aber ich kann es Dir verſichern — komm nur erſt nach Murano. Der Bruder meines Mannes hat dort auch ein Landhaus — ich ſage Dir, es iſt eine Schönheit. Blumen, aber Blumen wie nur irgend, Du biſt ganz im Himmel, wenn Du in dieſem Garten biſt. Ich fahre oft hin — der Schwager iſt ſehr artig gegen mich. Das iſt kein ſolcher Stock, wie mein Mann. Ja, wenn ich den geheirathet hätte! Das ſagte auch er mir, aber er iſt ſchon ſeit zehn Jahren verheirathet und hat ſieben

Kinder — da ging es nicht gut. Sieben Kinder — der Segen iſt etwas zu groß — nicht wahr? Vier Knaben ſind es und drei Mädchen. Ach, Jungfrau Maria, ich bin doch recht unglücklich, daß ich kein Kind habe! Wenn ich nicht einen ſolchen hölzernen Mann hätte, da ſollteſt Du ſehen! Ich ſage Dir, unter zehn machte ich es gar nicht. Ich bin ein bejammernswerthes Geſchöpf. Mein einziger Troſt iſt die allgemeine Bewunderung meiner Schönheit. Ich ſage Dir, die Augen hängen an mir, überall, wo ich mich zeige, wie Bienen an einer Blüthe. Auch wirſt Du mich ſehr verſchönert finden. Ich habe mehr Farbe, mehr Fülle, mehr Feuer. Und dann weiß ich mich zu benehmen und anzuziehen. In der guten Stadt Padua kennt man das nicht — aber hier! Ei, wenn Du die Damen ſäheſt, wie ausgeputzt! Ich ſage Dir, gerade wie die Pferde. Der gute Styl iſt eigentlich die höchſte Einfachheit — auch habe ich ſie angenommen, und genieße, wie geſagt, der allgemeinen Bewunderung. Unter uns, die Venetianerinnen ſind nicht ſchön — es iſt natürlich, daß ich Aufſehen errege. Aber ich ſage Dir auch ſo. Da iſt die Memo — da iſt die Memo! — ſo geht es auf der Piazza, ſobald ich erſcheine. Die Memo — die Paduanerin! Gott, was iſt ſie ſchön! Welche prachtvolle Frau! Seht, dieſe Augen, dieſen Mund, dieſes Lächeln!

Man glaubt, Venus oder die Madonna lächeln zu ſehen. So murmeln die jungen Patrizier — ich ſage Dir, zu Dutzenden folgen ſie mir immer nach. Ich ſollte es eigentlich nicht erzählen, indeſſen der Freundin! Dir muß es ja ſchmeichelhaft ſeyn, daß Deine Freundin ſo bewundert wird. Ich ſage Dir, Du ſollſt mich nur erſt ein Mal im Glanz ſehen, ſo wie ich auf den Ball gegangen bin, den unſer jetziger durchlauchtigſter Prinz nach ſeiner Krönung gab. O, welches Feſt! Ich ſage Dir, eine Pracht! Und die Krönung war gerade ſo, wie Deine Tante uns immer die vom Cicogna beſchrieb. Das iſt doch ſonderbar, daß die Krönungen ſo ganz gleich ſind? Aber eigentlich macht der Name dabei keinen Unterſchied — es iſt immer der Doge, der gekrönt wird. Schade nur, daß ſie immer ſolche alte Dogen wählen. Ein junger Doge würde ſich weit beſſer ausnehmen. Ich glaube, ſie machen es ebenſo, wie die Kardinäle mit den Päbſten, um recht oft neue wählen zu können. Ach, wenn doch der Bembo bald ſtürbe, damit Du einen neuen Dogen krönen ſäheſt. Ich freute mich toll, als der Memo ſtarb. Ohnedieß konnte ich den nicht leiden. Denke Dir, als ganz naher Verwandter hat er auch nicht einen Finger für meinen Mann gerührt. Erbärmlich, nicht wahr? Eigentlich konnte er Nichts thun, denn der Doge vermag ein für alle Mal

Nichts, aber doch war es sehr Unrecht von ihm; so dumm wie mein Mann sind Viele. Ach Gott, wenn doch nur der Bembo stürbe, damit Du einen solchen Ball zu sehen bekämest!"

„Begehe doch nicht eine Sünde um Nichts," sprach ernsthaft verweisend Teresa. „Wenn auch der durchlauchtigste Prinz stürbe, ich könnte doch den Ball nicht sehen, der darauf erfolgte."

„Warum nicht? Du könntest es wohl. Auch wenn Du noch Mädchen wärest, könntest Du es. Da wird ein Geflecht von Seidenbändern gemacht und vor einen abgeschiedenen Raum ausgespannt, so hoch, wie die Brust — dahinter sitzen die vornehmen Mädchen, die das Fest mit ansehen wollen. Ich sage Dir, man sieht viel schöner aus, wenn man hinter diesem Gitter sitzt. Das sah ich recht; denn die Mädchen waren alle nicht schön, und die Patrizier blickten doch so unablässig nach ihnen hin, daß ich ordentlich ärgerlich wurde. Ich hätte sie sammt und sonders beim Arme nehmen und in ihre Stuben zurückführen mögen, denn ein Mädchen darf sich eigentlich gar nicht sehen lassen; es ist das ein Eingriff in die Rechte der verheiratheten Frauen. Die Männer sind nun einmal so, daß sie einem jeden neuen Gesichte nachgaffen und wenn auch gar Nichts daran ist. Ich sage Dir, ich kann

mich in meiner größten Schönheit zeigen, und es kommt eben eine Frau an, die ſpäter geheirathet hat, ſo ſieht kein Mann auf mich, ſondern zieht mit den Augen hinter der neuen Frau her. Soll man da nicht toll werden? Ich ſage Dir, ich könnte dann alle männliche Augen auskratzen. Und wenn nun gar erſt die Mädchen ſich hinſetzen und die Blicke auf ſich ziehen, das iſt eine Unverſchämtheit, die mich außer mir bringt. Ein Mädchen darf noch gar nicht gefallen; es kann warten, bis es Frau wird. Ich habe auch warten müſſen und lange genug. Achtzehn Jahr war ich ja ſchon. Du ſiehſt alſo, Tereſa, daß Du einen ſolchen Ball ſehr wohl mit genießen könnteſt."

„Ich werde mich als Mädchen nicht zeigen," verſetzte Tereſa trocken.

„Wie!" rief Giulietta, die Hände aufhebend. „Haſt Du noch nicht genug vom Kloſterleben gehabt? Noch nicht genug vom Gefängniß? Denn Du warſt ſo gut wie gefangen. Gott, immer nach dem Garten hinaus ſitzen, und im Hauſe nur die Tante und den alten Giuſeppe, und die alte Anna und den Hund, und den Fra Girolamo, und Deine Tauben und Hühner! Welches Daſeyn, und das willſt Du hier fortſetzen, wo Du frei ſeyn könnteſt? Biſt Du denn menſchlich — biſt Du ein Weib, wie ich? Ein jeder Gefangener ſehnt ſich doch nach Freiheit —

Vögel kommen ja ſogar in ihre geöffneten Käfige zurück, aber Du — nein. Ich bitte Dich, wie willſt Du denn einen Mann bekommen, wenn Du Dich nicht zeigeſt?"

Tereſa antwortete gehalten: ihr Vater werde ihr ſchon einen Mann wählen.

„Und Den willſt Du ſo unbeſehen annehmen, den Mann des Vaters? Ich beſchwöre Dich, Tereſa, bei meiner Freundſchaft für Dich, bei dem Andenken Deiner ehrwürdigen Tante, thue das nicht. Es iſt ja ſo gut, als würdeſt Du wie ein Stück Seide verhandelt. Ich hätte mir das nie gefallen laſſen, eher mich aus meinem Fenſter geſtürzt. Ach, ich war oft nahe daran, es zu thun, wenn ich verzweifelte, daß ich ſo alt würde, ohne zu heirathen. Gott, nicht zu heirathen, das hätte ich nicht überlebt. Nonne werden — nein, da wäre ich geſtorben. Denke Dir, im Kloſter von San Zaccaria, da iſt eine Verwandte von mir, die iſt Benedictinerin. Denke Dir, iſt das nicht drollig — Benedictinerin?"

„Da ſie in San Zaccaria iſt, muß ſie Benedictinerin ſeyn," meinte Tereſa ohne Ironie.

„Ja, aber es iſt doch ſehr drollig. Ach das Kloſter ſollteſt Du ſehen, und die Kirche! Es iſt eine Schönheit! Und wenn der Doge ſeinen Beſuch dort macht — Du weißt doch — alle Jahr — ich ſage Dir, es iſt eine

Pracht! Die Aebtiſſin ſchenkte dem Dogen das herzogliche Horn — d. h. nicht dem Bembo, ſondern einem Dogen in den alten Zeiten.“

„Der Doge war Piero Gradenigo, damals Tradonico genannt, und die Aebtiſſin hieß Agoſtina Moroſini,“ ſchaltete Tereſa kaltblütig ein.

„Und dafür kommt nun der Doge alle Jahre am Oſterſonntage und hält der Aebtiſſin auf einem Becken das Horn vor,“ fuhr die Schwätzerin ungeſtört fort. „Ich ſage Dir, wie das feierlich ausſieht, wenn der Doge der Aebtiſſin das Becken mit dem Horne vorhält! Und das Horn — das iſt ein Wunder, ich ſage Dir, ein Wunder aus dem Paradieſe. Denke Dir, ganz von Gold, aber von reinem Golde, nicht etwa von vergoldetem Silber, oder gar nur von vergoldetem Kupfer, ſondern von reinem, wirklichem, lauterem Golde. Das Gold iſt doch das koſtbarſte Metall — denke Dir alſo, wie koſtbar das Horn ſeyn muß. Rund herum vierundzwanzig Perlen wie die Birnen aus dem Orient, — Du weißt, da wo die Türkei liegt und das heilige Grab. Glaubſt Du, daß wir das heilige Grab noch ein Mal befreien werden?“

Tereſa drückte ihre Unwiſſenheit darüber aus. Giulietta fuhr fort: „oben auf der Spitze — es hat eine Spitze, das kannſt Du Dir denken — als Horn muß es eine

Spitze haben — da iſt ein Diamant — ein Diamant, ich ſage Dir, wie die Sonne. Vorne ein Rubin, aber ein Rubin — wie der Mond. Und in der Mitte iſt ein Kreuz — ein Kreuz — Tereſa, ich ſage Dir, wenn ich die Smaragden davon hätte, ich ließe mir gleich ein Halsband aus ihnen machen. Du glaubſt nicht, was ich die Smaragden liebe. Eigentlich trage ich ſie nicht gern, ſondern habe die Rubinen lieber. Die Smaragden machen zu blaß, und um ſchön zu ſeyn, muß man rothe Farbe haben. Auch Du biſt zu blaß, Tereſa; Du mußt Dich ſchminken. Rubinen dagegen — Du ſollſt mich nur ein Mal in Rubinen ſehen — wie ich da ausſehe! Ich ſage Dir, wie eine Nacht mit Sternen. Und in Perlen erſt — ich ſage Dir, in Perlen bin ich die wahre Roſe im Thau. Iſt das aber nicht ſchrecklich, daß alle Patrizierinnen nur fünfzehn Jahr vom Tage der Trauung an Perlen tragen dürfen? Ich habe nur noch dreizehn Jahr, dann hört meine Freude auf — iſt das nicht ſchrecklich! Die Dogareſſa und die Töchter und Schwiegertöchter von Dogen — die können dagegen immer Perlen tragen, — ſo lange es ihnen gefällt — hundert Jahr nach der Hochzeit, — iſt das nicht ungerecht? Ich ſage Dir, es kann gar keine größere Ungerechtigkeit geben. Die Dogareſſa iſt eine Patrizierin — nichts weiter. Die Töchter und Schwiegertöchter des

Dogen ſind auch nur Patrizierinnen und nichts weiter. Ich könnte jeden Augenblick Dogareſſa werden, wenn mein Mann nicht ſo dumm wäre. O Gott, was iſt doch das für ein Elend, einen Mann zu haben, der nie Doge werden kann!' Denke Dir nur, nie Dogareſſa werden zu können — das iſt ein Gram. Ich würde mich mit ſolchem Anſtand über alle Patrizierinnen erheben; aber ich bin zum Elend beſtimmt. Tereſa, wenn Du glücklich leben willſt, heirathe nicht, Arme. Du ahnſt gar nicht, was eine Ehe für Jammer bringen kann. Nein, heirathe nicht, oder laſſe Dich wenigſtens auf keinen Fall ſo blind verheirathen. Ich habe meinen Mann vorher auch kennen gelernt."

Da Tereſa nicht antwortete und überdieß eine ſehr ſtrenge Miene machte, rief Giulietta: „aber was Du auch ernſthaft biſt, Tereſa! Du ſieheſt aus, wie eine Nonne oder wie eine Großmutter. Glaube mir, bei dieſem Geſichte wird nie ein junger Mann ſich in Dich verlieben, höchſtens ein alter, der allein auf gute Aufführung ſieht. Oder haſt Du am Ende gar ſchon einen Liebhaber und betrauerſt ſeine Abweſenheit? Da muß er Dich auch nicht beſonders lieben, wenn er Dir nicht von Padua nachgefahren iſt."

„Du irrſt Dich — ich habe keinen Geliebten," entgegnete Tereſa kalt und ſtolz.

„Dann weiß ich wirklich nicht, warum Du ſo ernſthaft ausſiehſt. Oder Du betrauerſt doch nicht etwa Deine alte Tante? Heiligſte Madonna, ich dächte, bei Der hätteſt Du zur Genüge geſeſſen. Ganzer achtzehn Jahr!“

„Sechszehn,“ verbeſſerte die unerſchütterliche Tereſa.

„Ei, das iſt ja ganz einerlei, ob ſechszehn oder achtzehn. Du ſiehſt wie zwanzig aus, meine Theure; glaube mir das. Es iſt nicht Deine Schuld, Aermſte, und Du biſt trotzdem doch recht ſchön und wirſt ſchon gefallen, wenn Du Dich erſt anzuziehen weißt. Du verſtehſt es noch nicht, das iſt natürlich; aber da ich gut bin, werde ich Dir Anleitungen geben und Du wirſt ſchon gefallen. Ganz ſo, wie ich, nicht — das iſt nicht möglich, aber doch genug. Du biſt jetzt in Angſt darüber, und deßwegen wirſt Du wohl ſo ernſthaft ſeyn — nicht wahr? Ja, ich ſehe es, doch tröſte Dich — ich werde Dich unterſtützen. Dann wirſt Du Dich erheitern und ſehen, was Venedig für eine Stadt iſt. Ach, ich ſage Dir, es iſt das Paradies ſelbſt: Feſte und Feſte und immer Feſte. Du wirſt Dich im Himmel glauben, beſonders in San Marco. Ich ſage Dir, da Du San Marco noch nicht geſehen haſt, darfſt Du noch gar nicht reden. Es iſt ein Wunder, der Doge kommt am erſten Januar im goldenen Mantel herunter, um das allerheiligſte Sakrament anzubeten. Ich ſage Dir,

das iſt eine Pracht. Und wenn Du erſt eine Stierhetze im Hofe des Palaſtes geſehen haben wirſt! Welcher Jubel, welch' Geſchrei, welche Begier, dem Stier die Ohren abgeriſſen zu ſehen! Es macht ein unermeßliches Vergnügen, wenn der Stier erſt ſo recht toll geworden iſt. Wer mag nur zuerſt auf den glücklichen Gedanken gekommen ſeyn, Stiere mit Hunden hetzen zu laſſen? Gewiß war er geſcheidt. Der Hof iſt ausgezeichnet dazu, weil der Stier ſo hübſch eingeſchloſſen iſt, und man aus den Loggien ſo bequem herunterblicken kann. Denke Dir, bei der letzten Regatta hatte ich meine Peota zur Inſel Cypern einrichten laſſen, auf der ich als Venus thronte. Ich ſage Dir, ich ſah wirklich wie die Göttin ſelbſt aus. Auf welche Art wirſt Du Dich denn darſtellen, wenn Du erſt eine Peota haſt? Dann frage mich nur — ich bin gut, ich werde Dich unterſtützen. Ach, als Maske zu gehen, das iſt göttlich! Wie Dir da die Hände gedrückt werden — was Du da für Süßigkeiten zu hören bekommſt! Signora Maske hier, Signora Maske da. Und Blicke und Seufzer! O, ich bin immer ganz berauſcht, denke Dir, der Einfaltspinſel, mein Mann, iſt eiferſüchtig, wenn ich als Maske gehe. Ich bitte Dich! Als ob eine Frau ſich nicht mit der größten Tugend anbeten laſſen könnte. Das hat mich ganz um alle Geduld gebracht, aber Du wirſt

ſehen, was Venedig für eine Stadt iſt. Bis jetzt haſt Du noch gar Nichts geſehen?"

„Den Palaſt Contarini," antwortete Tereſa.

„Was ſagſt Du?" rief Giulietta lebhafter noch, als ſie bisher geweſen. „Den Palaſt Contarini? Zu der Contarina hat Dein Vater Dich geführt, zu der Contarina? Und das heute ſchon? Es ließ ſich wohl erwarten, aber es iſt unglaublich, zu der Contarina! Weißt Du denn was für eine Frau das iſt? Ihr Mann iſt wegen ihrer Aufführung geſtorben — ich bitte Dich, haben dergleichen Frauenzimmer Glück! Wittwe zu werden mit dreißigtauſend Dukaten jährlich und einem ſolchen Palaſt. Keine Kirche iſt ſo prächtig, wie dieſer Palaſt; als ob der heiligſte Gott nicht beſſer wohnen ſollte, denn ſolch' eine Frau! Ich will einmal ſehen, wenn ich Wittwe werde und mit was für Geld. Da ſoll man tugendhaft ſeyn. Aber daß Dich Dein Vater zu ihr hingeführt hat! Anſtändige Frauen dürfen ſie eigentlich gar nicht beſuchen. Ich ſage Dir, ſie hätte am liebſten alle Monat einen andern Liebhaber! Findeſt Du ſie denn ſchön?"

Tereſa bejahte einfach und beſtimmt.

„Wie kannſt Du das ſagen!" rief verdrießlich Giulietta. „Schön! ich möchte wiſſen, wo ihre Schönheit ſäße."

„In ihrer Perſon," erläuterte Tereſa.

„Ich finde es nicht," erklärte geärgert die junge Frau.

„Sie hat ja aber rothe Farbe," wandte das junge Mädchen mit Bosheit ein.

„Ei, die rothe Farbe macht nicht allein die Schönheit aus," rief Giulietta. „Das wäre gut für die Bäuerinnen. Nichts da, meine Theure. Die Contarina iſt durchaus nicht ſchön. Dieſe Augen, wie Waſſer, und dieſes fahle Haar und dieſe weichliche Geſtalt! Wenn ich ein Mann wäre, ich möchte ſie wahrhaftig nicht, und wär' es ſelbſt zum Geſchenk. Aber die Männer ſind ſolche verrückte Geſchöpfe; deren Geſchmack kann man nur bemitleiden. Du haſt doch gewiß ſchon vom Foscarini gehört, vom Antonio Foscarini, der Senator iſt? Ich ſage Dir, wenn der Doge vom Senat begleitet wird, da bin ich immer in der Kirche. Der Foscarini macht mich toll; ich kann ihn nie genug anſehen. Den möcht' ich zum Liebhaber haben, aber die Contarina hat ihn und läßt ihn nicht los. Denke Dir dieſe Frechheit. Als ob ein Foscarini für ſie geſchaffen worden wäre und nicht vielmehr für eine anſtändige Frau. Ich ſage Dir, Du kannſt Dir einen Mann, wie der Foscarini iſt, gar nicht vorſtellen. Ein Antlitz und zwei Augen — o Himmel! Blendend, ſage ich Dir, Du biſt verwirrt — Du athmeſt nicht. Und die Haltung — er

ſcheint der Meiſter des ganzen Senates — und ihn beſitzt die Contarina. Es empört. Und wenn ſie ihm noch treu wäre! Aber einem ſolchen Geliebten untreu zu ſeyn — das kann ich gar nicht überwinden."

„Weißt Du es gewiß?" fragte Tereſa aus dem Fenſter blickend, als wäre ſie gleichgültig bei der Erkundigung.

„Ei, ein ſolches Frauenzimmer kann ja nicht anders, und doch hängt er an ihr."

Tereſa fragte, warum er ſie nicht heirathe — ob er etwa ſchon eine Frau habe?

„Nein, er hat keine Frau, aber darum wird er doch die Contarina nicht heirathen — dazu achtet er ſich zu ſehr, und dann würde auch ſeine Familie es nicht leiden. Du weißt ja, die Familie meines Mannes wollte auch nicht leiden, daß er mich heirathen ſollte. Nein, heirathen kann er ſie nicht; aber er liebt nur ſie allein."

„Wie macht ſie's?"

„Sage mir's — ich weiß es nicht. Niemand weiß es — Jedermann wundert ſich. — Alle ſchöne Frauen in Venedig haben verſucht, ihn ihr abwendig zu machen — vergebens. Als ich ihn zum erſten Male ſah, empfing ich einen Schlag mitten ins Herz. O Madonna, was für ein Mann — wenn Du dem gefallen könnteſt! Ich verſuchte Alles — Nichts half mir. Sieh mich an — Du

wirſt der Gerechtigkeit die Ehre geben und bekennen müſſen, daß ich eine ganz andere Frau bin, als die Contarina. Nun wohl, meine Schönheit half mir zu Nichts. Der Foscarini achtete kaum auf mich. Wie ſie's macht — das weiß ich nicht. Sie muß einen Zauber angewendet haben, wie ſie ſagen, daß ſolche Geſchöpfe thun. Ich glaube nicht an dergleichen Gerede, aber es muß wahr ſeyn; denn ſonſt wäre die Blindheit eines Mannes, wie der Foscarini, gar zu unnatürlich.

Tereſa hatte bereits die geſchwätzige Freundin mit der Contarina verglichen. Giulietta war die reine Gewöhnlichkeit, aber allerdings als ſolche vollendet. Die friſcheſten Farben, die vollſten Formen, das längſte, ſchwärzeſte Haar, die feurigſten, dunkelſten Augen, die rötheſten, üppigſten Lippen, — dennoch fand Tereſa es durchaus nicht unnatürlich, daß der Foscarini für Giulietta blind und dagegen für die Contarina ſehend ſeyn ſollte. Laut bemerkte ſie: „er kann nicht mehr jung ſeyn?“

„Aber ſchön,“ rief Giulietta, „o ſchön wie ein Heiliger. Kein Gemälde iſt ſo ſchön. Du wirſt ihn ſehen und geſtehen müſſen, daß ich die Wahrheit ſage. Du wirſt Dich ſelbſt in ihn verlieben, aber es wird auch Dir zu Nichts helfen. Da ich ihm nicht gefallen habe, wirſt Du ihm noch weniger gefallen. O Gott, wie grauſam

iſt doch die Liebe — wie viel habe ich ſchon durch ſie gelitten! Du wirſt dieſe Martern kennen lernen, wenn Du den Foscarini lieben wirſt."

Tereſa unterbrach die Schwätzerin hier ziemlich empfindlich und erſuchte ſie, gefälligſt für ſich allein ſprechen zu wollen.

„Du wirſt es erfahren, daß ich recht prophezeie," war die Antwort. „Den Foscarini muß man lieben, wenn man ihn ſieht — keine Frau kann anders, und Du wirſt ihn ſehen, denn Dein Vater wird Dich hoffentlich bald verheirathen. Laſſe Dir nur einen Mann geben, der viel Geld und einen Palaſt an einem Canaletto hat; denn an einem Campo zu wohnen, wie hier, iſt gar zu traurig. Ich bitte Dich, wie ſoll denn eine Frau ſich am Fenſter bewundern laſſen, wenn ſie an einem Campo wohnt? Wer kommt an einem ſolchen Palaſte vorbei? Niemand. Auch ein Palaſt am Kanal iſt nicht gut — da wird man wieder zu ſehr geſehen. Ich wohne am günſtigſten, an einem kleinen Rio, zwiſchen Gärten. Du wirſt ſehen, wie bequem das iſt. An dieſem Campo fängſt Du im ganzen Jahre nicht einen Liebhaber, und ohne Liebhaber wird eine Frau geringgeſchätzt. Das iſt auch ganz natürlich; was ſoll man denn von einer Frau denken, die keinen Liebhaber hat? Du wirſt auch ſchon welche bekommen —

einen wenigſtens, denn ich werde Dich begleiten und Dich möglichſt gelten machen. Nur bitte Deinen Vater um einen reichen Mann, damit Du Dich recht prächtig anziehen könneſt. Ich werde Dir dann Deine Kleider ausſuchen, damit Du ſie nicht etwa ſchöner, als meine wähleſt, denn das wirſt Du wohl einſehen darf nicht ſtattfinden, wenn ich Dich begleiten ſoll. Du wirſt indeſſen beſcheiden ſeyn — ich kenne Dich ja, und ich werde Dir in irgend einer Kirche oder in einer Geſellſchaft den Foscarini zeigen, und denke an mich, Du wirſt Dich ſo in ihn verlieben, daß Du darüber ſterben wirſt. Habe ich mich ſo in ihn verliebt, wirſt Du nicht klüger ſeyn; es wäre ſonderbar, wenn Du etwas vor mir voraushaben ſollteſt, da wir doch Jugendfreundinnen ſind. Ei, dieſe Contarina — ich könnte ihr die Augen ausreißen. Denke Dir, ſie hat die Anmaßung, unſern heiligen Antonio vorzugsweiſe zu verehren, als wenn das nicht einer Paduanerin gebührte. Dabei iſt ſie mit allen ihren Fehltritten ſo ſtolz, daß man glauben ſollte, ſie ſäße mit den Heiligen zu Tiſche. Sprechen wir nicht mehr von ihr; ſie iſt es gar nicht werth, daß anſtändige Frauenzimmer von ihr reden. Ich ſage Dir Addio — ich muß in eine Converſazione bei meinem Schwager. Die Schwägerin kann ich auch nicht ausſtehen — ſie iſt eine Trevisan und hochmüthig, als ob

ſie aus Spanien wäre. Schade, daß der ſpaniſche Geſandte, der Bedmar, nicht auch da ſeyn kann — ein ſchöner Spanier das und verliebt in mich — oh! Nun wohl, bleibe geſund. Ich habe mich ausnehmend gefreut, Dich wiederzuſehen und Dich ſo ſchön zu finden. Kann ich, komm' ich morgen wieder."

Als Tereſa ihren Beſuch bis an die Treppe geleitet hatte, kehrte ſie in ihr Gemach und zugleich mit ihren Gedanken zu den beſprochenen Beiden, dem Foscarini und der Contarina, zurück. Daß der Foscarini die blonde reizende Frau liebte, war ihr ſchon vor ihrem Beſuch in dem Palaſt derſelben bekannt geweſen; ſie fand es, nachdem ſie die Contarina kennen gelernt, auch ganz erklärlich; aber es erbitterte ſie.

Der Foscarini war ihr Ideal, und war es auf eine ſehr einfache Art geworden. Jugendfreundin ſeiner Mutter, liebte die Tante, als ſie noch verheirathet in Venedig wohnte, den geiſtvollen Knaben mit der Zärtlichkeit, die Frauen ohne eigene Kinder leicht denen ihrer Schweſtern oder Freundinnen zuzuwenden pflegen. Der Jüngling, welcher ſich ſo verſprechend entwickelte, war ſo gut ihr Stolz, wie der ſeiner Mutter; dem Manne, den ſie ehrte, erſetzte ſie die Mutter, die ſeine wirkliche Auszeichnung nicht mehr erblicken ſollte. Als die Tante Wittwe wurde und ſich

nach Padua zurückzog, hörte darum die Achtung nicht auf, welche Antonio ihr ſtets bewieſen hatte. Mehrere Male beſuchte er ſie in ihrem ſtillen Wittwenhauſe, welches außer ihm keinen fremden Mann einließ. Die kleine Tereſa erſchien bei dieſen Beſuchen nicht, aber ihre Wärterin erzählte ihr geſchwätzig von dem ſtattlichen Cavalier, der dageweſen und gewiß der künftige Bräutigam ihrer ſchönen Kleinen ſey. Tereſa hörte gern und neugierig zu und veranlaßte durch Fragen die alte Frau zu immer neuen Erzählungen. Der Anzug, die Geſtalt, die Freundlichkeit Antonio's, Alles prägte ſich, wieder und wieder ausgemalt, mit Farbenmacht in die Einbildungskraft der Kleinen ein. Kam der künftige Bräutigam, was vielleicht alle Jahr ein Mal geſchah, ſo wurde ſie unruhig, und ihr Geſichtchen war roth und verwirrt. Die Tante ahnte nichts von dieſem Geſchwätz und ſeinen Folgen; den Gedanken indeſſen, ihren ſchönen kleinen Pflegling für Antonio aufzuerziehen, hatte auch ſie längſt gehabt und mit ſtiller Befriedigung in ſich reifen laſſen. Da wählte Antonio die Contarina, und von allen Herzen, die es gut mit ihm meinten, war keines ſo ſchmerzlich betroffen, wie das der Tante, welche ihre geträumte Beglückung ſo plötzlich ſcheitern ſah. Redlich wie ſie war, ließ ſie bei dem nächſten Beſuche Antonio's dieſen ihre mißbilligende Geſinnung

unverſchleiert erkennen. Antonio ehrte die vortreffliche Frau zu ſehr, um ihr ungeduldig oder verletzt zu antworten — er kam nur nicht mehr wieder. Die Wärterin war erzürnt, Tereſa traurig, die Tante ſehr gekränkt. Dennoch liebte ſie den Mann, den ihr Herz einſt an Sohnes ſtatt angenommen, unverändert, und als Tereſa erwachſen war und die Tante anfing, ihr die Welt zu ſchildern, in welche ſie eintreten ſollte, da ward Antonio's nicht nur erwähnt, er ward geſchildert und geprieſen. Getadelt freilich auch. „Gerade von ihm hätte ich das nicht erwartet," ſagte die Tante, „von ihm, der alles Edle ſo zu ſchätzen weiß, ſelbſt ſo ganz edel iſt. Es iſt eine Heimſuchung für ſeine Freunde, für mich beſonders; denn ich hatte Dich für ihn beſtimmt, Tereſa. Geleitet von ihm, als Deinem Gatten, ſollteſt Du von mir ſcheiden; dann wäre ich beruhigt über Dich geweſen, hätte das Bewußtſeyn mit mir in's Grab nehmen können, Dich ganz glücklich zu wiſſen — doch reden wir nicht mehr davon, denken wir nicht mehr daran — es wäre eitel."

Denken wir nicht mehr daran, das läßt ſich ſehr leicht ſagen und durchaus nicht thun. Tereſa dachte nur um ſo ununterbrochener an Antonio, je beſtimmter ſie erfahren hatte, daß er ihr verloren gegangen ſey. Dieſer Verluſt dünkte ihrer jungen Phantaſie ein grenzenloſer;

er umfaßte nicht weniger als ſämmtliche Hoffnungen ihrer Zukunft, und ſie glaubte gar nicht Trauer genug um ihn tragen zu können. Sich mit Stolz von einem Manne freizumachen, der eine Andere liebte, das kam ihr nicht in die unglücklichen Gedanken. Ein ächtes junges Mädchen iſt nur äußerlich ſtolz, innerlich lauter rührende Demuth. Es weint darum nicht minder, weil es ſeine Thränen verheimlicht. Auch Tereſa weinte. Sie, die nie ein fremdes männliches Antlitz erblickt hatte, weinte um einen Mann. Der grüne Garten, die Einſamkeit, der Geliebte, die Liebestrauer — Nichts fehlte an dem innerlichen Roman der jungen Südländerin, welcher ſich nur dadurch von dem einer jungen Nordländerin unterſchied, daß der Gegenſtand ein wirklicher und kein geträumter, und das beweinte Glück eine einfache Heirath und nicht irgend ein unmögliches Gefühl war. Am liebſten hätte Tereſa ſich in eine Zelle eingeſchloſſen, und das Alles, weil der Foscarini nicht, um zu lieben, auf ihre Erſcheinung gewartet. Konnte die Einbildung mehr herrſchen? Die Tante hatte durch die einzigen unvorſichtigen Aeußerungen, welche ſie je gethan, ihre ganze folgerechte und übereinſtimmende Erziehung aufgehoben.

Allmälig beruhigte jedoch die Trauer ſich, und die Thränen verſiegten. Ein Schmerz, der aus der Einbildung

entſtanden iſt, wird einem geſunden Gemüth bald langweilig. Aber auch die Eintönigkeit hörte auf, für Tereſa heimiſch zu ſeyn. Die Jugend trieb ſie im Garten hin und her, ließ ſie unruhigen Auges die Vögel verfolgen, malte ihr Venedig mit ſeinen Gondelfahrten vor. Die Tante erkannte bald dieſe naturgemäße Umwandlung und wollte eben ohne alle Eigenſucht den Bruder an die ſechszehn Jahr der Tochter erinnern, als ſie erkrankte und gleich in Gefahr erklärt wurde.

Aus der aufgeregten Jungfrau ward jetzt eine leidenſchaftliche Krankenpflegerin. Auf den Knieen vor dem Bette der Leidenden klagte Tereſa ſich bitter an, daß ſie je etwas Anderes gewollt, als in dieſer lieben Gegenwart leben, daß ſie Ungeduld und Sehnſucht über ſich kommen gelaſſen. Die Tante nahm die Ausdrücke dieſer jugendlichen Anhänglichkeit gern an, beruhigte jedoch zugleich das junge Mädchen über ſeine geträumten Vergehungen. „Denkſt Du, ich habe Dich je für mich behalten wollen?“ fragte ſie. „Gehörſt Du mir? Nein, meine Tochter, Dein Vater hat die erſten Anſprüche an Dich, und Du Deinerſeits haſt die gerechteſten an das Leben. Du beginnſt zu empfinden — ich höre auf. Gott ſey geprieſen, daß es in einem ruhigen und hoffnungsvollen Tode geſchieht, und nicht in einem abgeſtumpften und öden Alter. Du haſt

mir ſo viel Freude geſchenkt, daß nicht an Dir, ſondern an mir dir Dankbarkeit iſt. Der heiligſte Gott ſegne Dich dafür, meine Tochter. Bin ich ſo begnadet, um es zu dürfen, ſo werde ich unabläſſig bei ihm für Dich bitten, damit Du ſo glücklich werdeſt, wie Du gut und lieb geweſen biſt."

Auf dieſe Art geſegnet und erhoben, kam das junge Mädchen nach einem Abſchied von Allem, was ſie bisher gekannt, zurück in die Arme des Vaters und in die Geburtsſtadt, wo ein neues Daſeyn ſie erwartete. Den ganzen erſten Abend herrſchten natürlich die alten Eindrücke noch unumſchränkt vor. Tereſa weinte bei den Erzählungen, die ſie dem Vater machen mußte, und es bedurfte aller Liebkoſungen des Navagers, um ſie aus ihrer Verſchüchterung hervorzulocken und nur in etwas zutraulich werden zu laſſen. „Ich hätte ſie nicht noch allein laſſen ſollen," dachte der Navagero, der dem Kinde nach dem Begräbniſſe mehrere Tage gegönnt hatte, um ſich zur Abreiſe vorzubereiten. Doch gerade dafür dankte Tereſa ihm, als ſie ein wenig Muth gewonnen hatte. „Ich habe ſo recht mit dem Herzen Abſchied nehmen können," fügte ſie ſchüchtern hinzu. „Aber biſt Du deswegen nicht mit mehr Traurigkeit hier angekommen?" fragte der Vater. „Nein, nur mit mehr Ernſt," war die Antwort.

Als ſie zum erſten Male allein in ihrem neuen Schlafgemache war, dachte ſie an den Foscarini. „Es wäre doch ehrenvoll für mich geweſen, wenn ich gleich als die verlobte Braut eines ſo ausgezeichneten Senators hier angelangt wäre,“ meinte ſie halblaut. „Doch fangen wir nicht wieder an, Gedanken zu nähren; ſie thun nicht gut, und ich habe noch Betrübniß genug. Ob ich ihn wohl ſehen werde? Vielleicht wird er bei der Contarina ſeyn. Und wie werde ich mich Der gegenüber nur zur Höflichkeit zwingen können? Der erſte Schritt, den ich hier vorwärts thue, iſt meinem Gewiſſen entgegen, oder vielmehr nur meinem ſittlichen Gefühle; denn mein Gewiſſen muß vor dem Gehorſam verſtummen, welchen ich meinem Vater ſchuldig bin. Indeſſen dünkt es mir eben kein günſtiger Anfang, daß ich, um meinem Vater zu gehorchen, meinem ſittlichen Gefühl Gewalt anthun muß. Ach, wie wird es in dieſer Welt nur ſeyn, die ich nur aus dem Munde der lieben Verſtorbenen kenne, nicht durch meine Augen, noch durch meine Begriffe. Allein, ſehr allein bin ich; der Vater flößt mir ſehr viel Ehrfurcht ein, aber werde ich wohl je ihm gegenüber die Tereſa der Tante zu ſeyn wagen? Hoffen wir indeſſen und bitten wir, daß Gott uns erleuchte und leite.“

Ohnerachtet ihrer Beſorgniſſe ſchlief Tereſa ruhig;

ſie war ſechszehn Jahr. Am Morgen aber erwachte ſie mit Herzklopfen, denn ſie hatte im letzten Schlafe geträumt, daß die Contarina ſie begrüße. Der gefürchtete Beſuch mußte gemacht werden; das junge Mädchen hielt mit der Wärterin einen langen Rath über den ſchicklichſten Anzug, bereitete ſich darauf auch innerlich mit großer Feierlichkeit vor und ließ ſich vom Vater in den Palaſt der Sünde leiten, nicht ganz ohne die geheime Hoffnung, die Contarina etwas weniger reizend zu finden, als ſie ihr geſchildert worden war. Da nun gerade das Gegentheil geſchah und ſie ſogar im Gegenüber mit der ausgebildeten Frau ſich ganz unbeholfen und faſt abgeſchmackt erſchien, empfand ſie ein ſolches Gereiztſeyn, daß ſie es der Contarina weniger als je vergab, den Foscarini gefeſſelt zu haben. „Allerdings,“ ſprach ſie gekränkt zu ſich ſelbſt, als ſie wieder zu Hauſe und allein war, „ſchön iſt ſie, anmuthig, verführeriſch — ſprechen kann ſie auch — jede Bewegung iſt tief berechnet — gewiß, ſie hat das Gefallen wiſſenſchaftlich gelernt. Aber iſt es denn die armſelige Schönheit, die einen Mann von Charakter feſſeln, ſind es die äußerlichen Gaben, gleich dem Reichthum ohne Verdienſt empfangen, die er anbeten ſoll? die Tugend ſoll er wählen, wenn er gerecht ſeyn will; denn was hilft die Tugend, wenn ſie uns nicht das Geliebtwerden ſichert?

Ich weiß wohl," verbeſſerte Tereſa ſich, „daß wir tugendhaft ſeyn ſollen, um einſt im Himmel belohnt zu werden, aber angenehmer wäre es noch, wenn die Belohnung ſchon auf Erden erfolgte. Auf den Himmel hat man gar ſo lange zu harren. Ach, ich rede recht ſündhaft," rief ſie dann kläglich. „Heilige Madonna, hilf mir! Das iſt ſchon der verderbliche Athem, den ich in der Geſellſchaft dieſer verlornen Frau eingeſogen habe. Dürfte ich doch mich entfernt von ihr halten — mir bangt recht für meine Seele. Daß Gott mich ſtärke!" Hier fiel es ihr ein, daß Criſtina ihre Schönheit geprieſen habe, und unwillig meinte ſie: „das Geſchöpf wollte mich berücken, durch Eitelkeit blenden — die Jungfrau ſey gelobt, daß ich weiß, was ich von meiner ſogenannten Schönheit zu halten habe. Ich bin nicht häßlich, nicht geradezu abſchreckend, aber das iſt auch Alles, und die liſtige Frau hat das ſo gut geſehen, wie ich es einſehe, doch ſie mußte mir ja ſchmeicheln, mich bethören; eine gefährliche Perſon! Ich will gewiß nie auf ihre Schmeicheleien achten." Tereſa war während dieſes Selbſtgeſpräches unwillkürlich bis in die Nähe des Spiegels gekommen, betrachtete ſich ſehr aufmerkſam in dem ſchönen Glaſe von Murano, ſah ihr Bild, welches des Spiegels ganz werth war, machte eine höchſt ernſthafte Miene und ſeufzte dabei, ohne es gewahr

zu werden, recht aus tiefſtem Herzen. „Ach,“ dachte ſie, „ob ich wohl einen Mann bekommen werde? Keinen ſolchen, wie der Foscarini — o, ich will beſcheiden ſeyn, auf eine ſolche Heirath kann ich keinen Anſpruch machen — aber irgend einen einfachen jungen Patrizier. Kann ich überhaupt gefallen? Der arme Vater wird Mühe mit mir haben. Ach, wenn dieſe Contarina nicht geweſen wäre, ſo würde vielleicht Meſſer Antonio mich aus Achtung vor der guten Tante genommen haben.“

Das Geſchwätz der guten Giulietta nährte dieſe Gedanken noch mehr. Anfangs ärgerte Tereſa ſich, daß ein ſo einfältiges Geſchöpf es ſich auch einfallen laſſe, für den Foscarini zu ſchwärmen; ja, beinahe hätte ſie es dem Meſſer Antonio zum Vorwurf gemacht, daß er der Gegenſtand einer ſo lächerlichen Begeiſterung ſey. Bald jedoch ſagte ſie ſich äußerſt vernünftig: daß es ja durchaus nicht ſeine Schuld ſey und daß er nichts dafür könne, wenn er ſo gut der Albernheit, wie der Urtheilsfähigkeit gefalle. „Dieſe Einſtimmigkeit beweist nur, daß er eine ungewöhnliche Gabe im Gewinnen der weiblichen Gunſt beſitzt, und daß ſie ſelbſt ohne irgend eine Bemühung von ihm Einwirkungen ausübt,“ ſprach ſie. „Dann wäre er indeſſen ebenſo gefährlich wie ſeine Geliebte, und ich hätte mich nicht nur vor ihr zu hüten. Gott, wenn ich ihn

wirklich liebte und umſonſt! Doch warum umſonſt? Wenn es mir nun gegeben wäre, ihn ihr zu nehmen? Wenn mir der Ruhm ſeiner Befreiung von oben herab beſtimmt wäre? Welches Glück würde das für mich ſeyn — welcher Stolz!" Das junge Mädchen war im beſten Emporſchwingen; da hemmte eine kühle Betrachtung, die ihr zum erſten Male einfiel, den glühenden Flug ganz im rechten Augenblicke. Noch nie hatte ſie bis jetzt über den Foscarini andere Urtheile gehört, als weibliche, vermuthlich alſo beſtochene. Wenn ein Mann über ihn redete, ruhig und unbefangen, wie würde da der Ausſpruch klingen? Das fragte Tereſa ſich und hielt mitten in ihrer Schwärmerei inne. War der Foscarini wirklich auch in Männeraugen, auch bei unparteiiſcher Beurtheilung der ausgezeichnete, der unvergleichliche Cavalier, der antike Charakter? Oder war er nur ein Frauengünſtling, der Wahrheit nach ohne eigentlichen Werth und daher der Thorheiten eines Mädchenherzens ſo wenig würdig, wie ein mittelmäßiges Gemälde der Beſchauung und Entzückung? „Ich will doch lieber meinen Vater über ihn befragen," ſo endete Tereſa ihre Bedenklichkeiten; „daß Frauen einen Mann loben, iſt durchaus keine gewichtige Bürgſchaft für ihn. Meine alte Anna fand ihn natürlich ſchön, weil er der einzige Cavalier war, der unſer Haus mit ſeiner

Gegenwart erfreute. Die gute Tante liebte ihn mit Mutterzärtlichkeit, und die soll sehr oft blind seyn. Die Contarina scheint mir nicht gerade von wähleriſchem Geſchmack, und die Giulietta erſt — die erkenne ich gar nicht als ein urtheilsfähiges Geſchöpf an. Ja, ja, ich frage den Vater, denn ich würde mich doch unerhört ſchämen, wenn ich die Eſſenz ſo vieler und ſolcher Gedanken vor einem Götzenbilde verbrannt hätte."

Dieſem klugen Beſchluſſe gemäß brachte Tereſa, als der Vater ſie am nächſten Morgen beſuchte, das Geſpräch auf die öffentlichen Angelegenheiten und drückte eine lebhafte Begierde aus, ſich über dieſelben recht genau unterrichten zu laſſen. Der Navager, ſehr erfreut ſein Kind ſo wißbegierig zu finden, erfüllte ihre Bitte ſogleich und begann eine klare und vortreffliche Auseinanderſetzung, welche nur den einzigen Fehler hatte, die junge Zuhörerin äußerſt ungeduldig zu machen. Die Abwege, auf denen ihr ehrwürdiger Führer ſich gehen ließ, dünkten ihr unerträglich, ja endlos lang; indeſſen es galt hier auszuhalten, um dann belohnt zu werden. Das geſchah denn zuletzt; der Navager ſprach von den Männern, auf welche die Republik ſelbſt in den ſchwierigſten Verhältniſſen ſich vollkommen verlaſſen könne, und unter den erſten dieſer Namen nannte er den Foscarini und begnügte ſich nicht, ihn nur

zu nennen, sondern ließ sich in das aufrichtigste Lob über ihn aus. „Das Vaterland kann in keinem edleren Herzen getragen werden," sprach er. „Da ist kein Gefühl, wegen dessen der Genius der Republik für den Foscarini zu erröthen hätte: die innersten Tiefen dieses Gemüthes können jeden Augenblick von dem vollen Glanze des Tages erleuchtet werden — das göttliche Auge selbst würde keinen Eigennutz, keine Heuchelei entdecken — es ist in ihm nur die lauterste Gesinnung; die unwillkürlichste Bewegung seines Herzens ist redlich. Und welcher Kopf! Wie bleibt er ruhig und klar inmitten einer Berathung, mag dieselbe auch noch so stürmisch seyn! Und diese Gewalt über die Freunde!"

Teresa hörte mit innerlichster Befriedigung zu, während der Navager in dieser Art weiter redete. Als er innehielt, fragte sie mit dem gedämpften Stimmentone, den eine gehaltene Aufregung hervorbringt: „warum ist denn der Messer Antonio noch nicht mehr?"

„Glaubst Du, daß er wenig sey?" versetzte lächelnd der Navager. „Du irrst, Tochter mein; im Senat wird Krieg und Frieden, Wohlfahrt und Gefahr der Republik abgewogen und bestimmt. Und selbst wenn die Stellung keine glänzende und erhöhte wäre, der Foscarini würde nach keiner andern begehren. Eine Stimme, um für das

allgemeine Beſte reden zu können — das genügt ihm; Ehrgeiz kennt er nicht."

„Warum liebt er aber die Signora Contarina?" fragte Tereſa ganz unwillkürlich.

„Wer hat Dir geſagt, daß er das thut? Die Tante — nicht? Ja, ich ſehe es an Deinem Rothwerden. Verwirre Dich nicht ſo — es iſt kein Geheimniß — ſage mir nur, warum Du Dich darüber wunderſt?"

Die arme Tereſa befand ſich in keiner geringen Verlegenheit. Rechtfertigte ſie ihre Verwunderung, ſo konnte das nur auf Koſten der Contarina geſchehen, und würde der Vater ihr nicht zürnen, daß ſie ſo gering über ſeine Freundin dächte? Das verlegene Kind ſchlug die Augen nieder und ward immer heißer; endlich ſtotterte ſie halblaut: „die Tante —"

„Auch die Tante," ſprach der Navager nicht unwillig, aber bekümmert. „Alle ihre Vortrefflichkeit reichte alſo nicht aus, um Dich Milde und Gerechtigkeit zu lehren. Indeſſen ſie ruht, und mir würde es ſchlecht anſtehen, ſie ungünſtig zu richten, ſie, welche mir Dich aus den Armen nahm, als ich nicht wußte, an welches Herz ich Dich weich genug legen ſollte. Aus Liebe zu Dir urtheilte ſie lieblos über die Criſtina, hielt ſie als Beiſpiel hin, um

Dich zu warnen, und ſie hatte Recht. Aber, meine Tochter, willſt Du nun auch ein Mal Deinen Vater anhören?"

Teresa ſprach demüthig ihre Bereitwilligkeit aus.

„So bitte ich Dich denn: urtheile nicht, wo Du nicht kennſt. Du kannſt zu viel Unrecht ausſprechen, wenn Du gleich auf den Anſchein hin abſchließeſt. Gott iſt gewiß milder als wir, meine Tochter; das macht, er ſieht in die Herzen und da alle Entſchuldigungen, die ſie haben. Glaube mir, man kommt nicht bequem zum Böſen, und es iſt kein gutes Ruhebett. Auch die Böſen alſo haben noch Anſprüche auf unſer Mitleid, und wo nun gar nicht ein Mal vom Böſen die Rede iſt, ſondern nur von Abweichungen aus dem Geleis des Gebräuchlichen, wie bei meiner Freundin, da ſollten wir ohne alle Rückſichten urtheilen dürfen? Die Tante durfte es noch eher; ſie hatte ſich bewährt — ein ganz tadelloſes Daſeyn berechtigt nicht zur Nachſichtsloſigkeit, aber es kann ſie entſchuldigen. Du hingegen darfſt noch gar kein Urtheil fällen, denn eine jede Frau, die Du richteſt, kann an Dich die Frage thun: wo iſt Deine Tugend? Ich weiß es, Du biſt ganz rein; aber, Teresa, was hat Dich auch bisher verſucht? Nicht ein Blick, geſchweige denn ein Wort. Sieh', meine Tochter, daran mußt Du immer

denken und dann auch daran, daß Du nie zu mild seyn kannst, und je schöner wirst, je milder Du bist."

Teresa wollte sprechen und hielt dann inne. Der Navager ermuthigte sie, ihn ganz ohne Furcht zu befragen, ja, selbst ihm Einwürfe zu machen. So that sie denn auch an ihn zögernd und schüchtern die Frage, die sie am meisten beschäftigte: „warum Messer Antonio seine Freundin nicht heirathe?"

Der Navager antwortete: „das wünscht er lebhaft, aber sie will nicht. Du blickst mich an, als könntest Du Dir das nicht erklären. Dennoch ist es oft der Fall, daß die Frau die Ehe nicht wünscht. Es gibt darin selbst ein äußerst berühmtes Beispiel." Er erzählte ihr die Geschichte Heloisens und wie diese unvergleichliche Liebende den Geliebten ganz seinem Ruhme habe lassen wollen. Teresa fragte ihn naiv: ob die Signora Cristina dieselbe Absicht habe? Der Vater fand, daß eine Tochter in ihrer Unschuld Fragen thun könne, die etwas schwierig zu beantworten seyen. „Ich glaube nicht, daß sie gerade diesen Grund für ihre Abneigung gegen die Ehe hat," sagte er in einiger Verlegenheit. „Ihre erste Verbindung war nicht glücklich — so hat sie denn gewisse Ideen, gewisse Einbildungen gefaßt, die sie sich nicht ausreden läßt, wie es eben Frauenart ist." Da Teresa ganz aussah,

als wollte sie sich hierüber gleichfalls nähere Belehrung erbitten, kam er ihr zuvor und setzte hinzu: „aber sie ist dabei so gut, daß man ihr Dergleichen leicht verzeihen kann. Du wirst sie kennen lernen, Teresa, und gewiß, Du gestehst mir einst noch ein, daß ich Recht habe, sie liebenswerth zu finden und darum zu entschuldigen."

Teresa schwieg einige Sekunden. Dann blickte sie dem Vater bescheiden, aber fest, in die Augen und sprach: „verzeiht mir nur noch eine einzige Frage, mein theurer Vater; es wird die letzte seyn. Würdet Ihr wünschen, daß ich, Eure Tochter, dem Beispiel Eurer schönen Freundin nachahmte?"

Der Navager war überrascht und getroffen durch diesen eben so feinen, wie gerechten Vorwurf, indessen zu großartig von Gemüth, um sich seinem Kinde gegenüber eines Bekenntnisses zu schämen. „Du hast Recht, mich so zu fragen, und ich hatte Unrecht, nicht offen mit Dir zu reden," versetzte er. „Ich wollte Dich zur Nachsicht führen und hätte Dich irreleiten, oder mich um Deine Achtung bringen können. Nein, meine Tochter, ahme Du der Cristina nicht nach. Es würde ein Schmerz seyn, der mich früher noch, als das Alter, in die Gruft führen könnte. Du mußt rein und makellos bleiben; ich sehe es erst jetzt, mit welchem verschiedenen Gefühle man die

Tochter und die Fremde liebt, sey diese selbst die liebste Freundin. Die Verirrung der Cristina hat mich oft bekümmert; aber eine ähnliche von Dir vermöchte ich nicht zu ertragen."

„Ihr habt sie nicht zu fürchten, mein Vater," sprach Teresa stolz. „Wenn Gott mir beisteht, und warum sollt' er es nicht, so soll nie eine Venetianerin mehr und gerechter geachtet worden seyn, als Eure Tochter."

„So sey es. Aber ist Dein Herz groß genug, um neben diesem Deiner würdigen Entschlusse noch etwas Nachsicht für die arme Cristina zu fassen?" Der Navager fragte das fast bittend.

Es war dem jungen Mädchen nicht möglich, günstig hierauf zu antworten. Die jugendliche Tugend ist streng und vermischt die Schuld mit dem Schuldigen. Der Navager versuchte umsonst, Teresa diese Unterscheidung annehmbar zu machen; sie hielt daran fest, daß Unrecht Unrecht sey. Endlich fragte der Vater: „aber wenn Jemand, den Du liebtest, etwa ich, eine schwere Schuld begangen hätte, würdest Du da aufhören, mich zu lieben?" Teresa antwortete ruhig: „mein Vater, das ist eine Unmöglichkeit, was Ihr da annehmt, und von einer Unmöglichkeit lassen sich keine Folgerungen ziehen."

Der Navager gab für jetzt die Versuche auf, Teresa

für Criſtina zu gewinnen. „Die Bekanntſchaft und die Gewöhnung werde beſſer überreden," ſagte er zu ſich ſelbſt, und beruhigte die Tochter nur noch über die Stellung, welche die Contarina in der Geſellſchaft einnähme. „Käme nur eine unſerer Patrizierinnen nicht zu ihr," ſchloß er, „ſo kannſt Du wohl als gewiß annehmen, daß ſelbſt die größte Schwäche der Freundſchaft mich nicht ſo bethört hätte, meine Tochter in ein Haus zu führen, welches nicht ganz anſtändig für ſie geweſen wäre."

Tereſa dankte ihm und erkundigte ſich nur noch mit dem letzten Mißtrauen, durch wen er von den Heirathsabſichten des Meſſer Antonio unterrichtet worden ſey. Erſt als der Vater ihr antwortete, die Familie des Foscarini habe ſich gegen ihn darüber geäußert, glaubte die junge Zweiflerin daran; denn die Tante hatte ihr gar zu oft erzählt, wie geſchickt in Erfindungen zu ihrer Ehre dergleichen Geſchöpfe ſeyen.

Daß Giulietta die Contarina angeklagt, ſelbſt dieſem ausgezeichneten Geliebten nicht treu zu ſeyn, erlaubte Tereſa ſich nur obenhin anzudeuten. Der Navager fragte die Tochter etwas ſtrenge: wofür ſie dieſe ihre Freundin halte — ob für ein Frauenzimmer oder für eine Gans? „Ich hoffe für eine Gans," ſetzte er hinzu, als Tereſa beſchämt ſchwieg, „und auf die Anklagen von Gänſen pflegt eine

vernünftige Perſon nicht erſt zu hören. Aber auch in dem Fall, daß Du der Madonna Giulietta die Ehre anthäteſt, ſie als Frauenzimmer zu behandeln, ſo würde ich Dich doch ernſtlich erſuchen, ihr Geſchwätz ein für alle Mal als nicht gehört anzunehmen; denn ſie iſt ebenſo boshaft wie dumm, und kann daher, ſchenkt man ihr nur das geringſte Gehör, den ſchlimmſten Schaden anrichten. Am angenehmſten wären mir ihre Beſuche bei Dir, wenn ſie dieſelben gar nicht mehr machte."

Tereſa wagte ſchüchtern einige Einwendungen. Giulietta ſey die einzige Bekannte, die ſie hier habe, und ihre Einſamkeit jetzt doch noch größer, als in Padua, um ſo mehr, da ihr der Garten fehle. Der Navager tröſtete ſie mit der Ausſicht, daß ſie bald in die Ehe und dadurch in gänzliche Freiheit treten würde. Tereſa verſicherte dem Vater, der mädchenhaften Schicklichkeit gemäß, ſie habe gar keine Eile zu heirathen. „Wenn ich nur eine Beſchäftigung hätte, etwa leſen dürfte," ſetzte ſie hinzu, „ſo würde ich die Einſamkeit durchaus nicht empfinden." — „Nun wohl, ſo lies," erwiederte der Navager; „die Bibliothek iſt da und groß genug für Dich." — „Erlaubt Ihr es mir denn?" rief mit erhellten Augen Tereſa. Die Tante hatte ihr bisher noch nie ein Unterhaltungsbuch geſtattet. Der Navager gab ihr hingegen die ganze

Bücherfülle frei. „Lies immerhin erſt, ehe Du zu leben beginnſt," ſprach er; „die Bücher lehren die Menſchen kennen."

Tereſa verfügte ſich ſogleich nach dem Bücherſaale, doch gelangte ſie deßwegen nicht ſchnell an dieſen Ort ihrer Wünſche. Das junge Mädchen ging nie raſch; waren die ihm eigenen gemeſſenen Schritte angeboren oder anerzogen? Das eine und das andere, Tereſa war von Natur ſehr vernünftig, und die Erziehung hatte dieſe Anlage ausgebildet. Daher kam es, daß ſie ſich ſelten übereilte und gewiß nie in Geberden. Mit anſtändiger Zierlichkeit näherte ſie ſich alſo auch jetzt den Bücherſchränken, aber als ſie dieſelben erſt einmal erreicht, war ihr Geſchäft daſelbſt in weniger als einer Minute geendigt, indem ſie nur eine Thür aufzuſchließen und einige Bände, deren Stellung ſie ſchon am Morgen ausgeſpäht hatte, herauszunehmen brauchte. Dieſe Bände enthielten die Novellen des Bandello. Eine andere Jugendfreundin Tereſa's, die ungleich Giulietta nicht nur einen hübſchen Kopf, ſondern auch Gehirn darin empfangen hatte, war durch die Gnade einer verheiratheten Schweſter zu dem heimlichen Genuß einiger der Novellen gelangt. Die weiſe Schweſter hatte äußerſt vorſorglich dieſer jungen Phantaſie gerade zwei der gefährlichſten erlaubt, Romeo und Giulietta, und die

Herzogin von Malfi. Nachdem die junge Leſerin ſich ſelbſt geſättigt, hatte ſie geeilt, ihrerſeits als Erzählerin ihre zärtlich geliebte Tereſa zu erquicken und dadurch in Tereſa die unmäßigſte Begier erweckt, mehr von dieſen rührenden Geſchichten und, wo möglich, alle zu leſen. Die guten Kinder glaubten in ihrer Unſchuld, daß Bandello lauter ſolche göttlich traurige Erzählungen geſchrieben habe. Manchen Plan hatten ſie entworfen, um den Bandello zu erbeuten — keiner war in der Ausführung möglich geweſen. Denn die kluge verheirathete Schweſter war nur zum Beſuch in das elterliche Haus gekommen und längſt wieder abgereist. Den Bandello ungeſtört leſen zu dürfen, hatten beide Mädchen immer unter den Freiheiten der Verheiratheten mitgezählt, und jetzt ſaß Tereſa da, hatte alle Bände des Bandello neben ſich auf der Ruhebank liegen und war deßwegen doch noch unverheirathet — das ſchien förmlich wunderbar, faſt unglaublich. „Was würde Battiſtina ſagen, könnte ſie mich jetzt erblicken?“ fragte ſie ſich mit einem wahren Selbſtgefühl. „Sie würde die Hände vor Erſtaunen zuſammenſchlagen. Ich wünſchte die Bände mit ihr theilen zu können. Gute Battiſtina!“

Nach dieſer Entrichtung ihrer erkenntlichen Erinnerung begann Tereſa mit dem Leſen, las bis zum Mittagsmahle, las, da der Vater nicht zurückgekommen war, während

ihres Essens, las nach dem Essen und würde bis zum Abend gelesen haben, wären ihr nicht die Augen allmälig schwer geworden und endlich ganz zugefallen. Dem Tage des Südsommers gefallen die offenen Augen nicht so, wie die, welche trunken von seiner Glut unter den Liedern ruhen, und darum durfte Teresa nicht ununterbrochen fortstudiren, sondern erst wieder anfangen, nachdem sie sich gehörig ausgeschlafen hatte. Da aber that sie es auch mit solchem Eifer, daß die späte Nacht sie noch beim Buche überraschte.

Ein Erzähler von Novellen hat die Aufgabe, chamäleonisch zu seyn; keiner löst sie gewissenhafter, als der Bandello. Die Ueberschriften seiner Novellen schon bereiten auf die allervollkommenste Mannigfaltigkeit vor. Die Liebe wird in allen ihren tausendfachen Schattirungen gemalt. Erlaubt — schuldig — kindisch — leichtfertig — heroisch — triumphirend — verhängnißvoll. Der Tod erfolgt freiwillig aus Treue oder aus Schmerz, unerwartet aus Uebermaß von Verzweiflung oder Genußrausch, geheimnißvoll aus höherer Hand, oder vom Schwert des rächenden menschlichen Gesetzes. Die Ehe wird gleichfalls zu Trauerspielen und zu Lustspielen gestaltet. Die Frauen betrügen mit mehr oder weniger Glück, bald zum Vortheil, bald zum Nachtheil ihrer Eigenthümer; die beleidigten Gatten

rächen ſich oder verzeihen — je nachdem. Alle andern Familienbeziehungen kommen in den verſchiedenſten Verhältniſſen vor — im Haß, in der Aufopferung, in der Großmuth, in der Albernheit. Alles iſt erhaben und Alles lächerlich; das Ideal und die Gemeinheit machen gleiche Anſprüche auf Behandlung und empfangen Befriedigung. Königsſchickſale liegen neben den liſtigſten Schelmereien, neben den unbeſchränkteſten Ausgelaſſenheiten. Den Geiſtlichen geht es nicht beſſer als den Doktoren des Rechtes und der Heilkunde; ein Eſel bringt ein ganzes Kloſter in Aufruhr — ein Affe jagt Kreuz und Weihwaſſer vor ſich her. Das Alles geht überall vor — im Morgenlande und in den Abendländern, in England, Frankreich und Spanien, am meiſten allerdings in Italien, aber in wie verſchiedenen Städten! Keine fehlt: nicht die Siciliens, nicht Neapel, nicht Rom, nicht die der Mitte, nicht Mailand oder die des Dogads, das fürſtliche Venedig natürlich nicht zu vergeſſen. Und geſandt werden die Novellen einer ganzen Geſellſchaft, der beſten, die damals in Italien lebte, ſich in den ſtädtiſchen Paläſten und auf den ländlichen Schlöſſern verſammelte, las, wohlredete, dichtete und ſang. Da ſind Grafen und Herren, Kriegshelden und Gelehrte, Dichter und Doktoren, Kirchenfürſten und weltliche Große, endlich Frauen mit allen

Eigenſchaften, Geiſt, Rang, Anmuth, Kunſt, Jugend, Schönheit. Dieſe ganze Geſellſchaft kennt der Bandello; überall macht er Beſuche; dort hat er die Novelle gehört, die er hier geſchrieben hat und dahin abſenden will; da erwartet, dort eingeladen, hier feſtgehalten, reist er von einer Gaſtfreundſchaft zur andern, ſchreibt von einem Freund an den andern, erzählt einer Freundin von der andern. Die hat er geſehen, und Die wird er ſehen, Die hat wundervoll geſungen, und Die wundervoll geredet, Eine weiß lateiniſch, die Zweite malt, die Dritte lieſt und beurtheilt alle Dichter. Dann die Herren — Der will ihm wohl; mit Dem iſt er vertraut; Dem iſt er Dankbarkeit für eine erzählte, Dieſem Erkenntlichkeit für eine gelobte Novelle ſchuldig; Der iſt ſein Gönner, Der ſein Beſchützer; Den bewundert er, und Den verehrt er, — genug, alle mögliche Neigungsarten werden von ihm für die würdigſten und liebenswürdigſten Gegenſtände empfunden und mit der möglichſten Beredſamkeit ausgedrückt.

Daß ein ſolches Buch am beſten geeignet ſey, eine junge Einbildungskraft auf der Erde bekannt zu machen, bedarf keiner Erläuterung. Tereſa las langſam; manche Stellen mußte ſie ſelbſt wiederholen; um ſo lebhafter prägten alle Bilder ſich ihr ein, um ſo wirklicher kamen die ſo genau überlegten Verwicklungen ihr vor. Der Durſt nach

dem Leben ergriff sie mehr und mehr. „Ach, wer doch ein Jüngling wäre," seufzte sie, „die Aussicht hätte, fremde Länder zu bereisen, Höfe und Kriegslager zu besuchen!" Die Gefahren selbst erschienen ihr lockend — die Auszeichnungen nun gar. General, Minister oder Poet hätte sie werden mögen — gleichviel was, nur etwas Großes. „Aber ich bin ein Mädchen," dachte sie niedergeschlagen, „ein armes Mädchen, das im Hause sitzen muß." Dann tröstete sie sich damit, daß auch Frauen sich ausgezeichnet hätten, auszeichnen könnten. Sie wollte es, wollte Wissenschaften studiren, fremde Sprachen erlernen, geistreich, der Bewunderung würdig werden. Aber das konnte sie erst in der Freiheit der Frau, denn die ungewöhnliche Stellung eines ausgezeichneten Mädchens einnehmen, das war gegen ihre Grundsätze. Teresa wurde deßwegen ganz ungeduldig auf eine Heirath. „Ich bin doch nun schon drei Wochen zu Hause," dachte sie, „und noch kommt mein Vater mit keinem Bewerber zu mir. Ob er keine Anträge für mich erhält, oder ob er sie nicht annehmen will, und ich am Ende ins Kloster soll? O, heiliger Gott, ich bitte Dich, nur nicht ins Kloster. Gewähre es mir, Dich in einer glücklichen und ehrenvollen Ehe anbeten zu dürfen."

Bei einigem Nachdenken beruhigte Teresa sich über diese Furcht bald; eine einzige Tochter sieht der Vater

lieber an der Seite eines Gatten, als allein in einem Kloſter. Aber die Angſt wie dieſer Gatte ſeyn werde — die ließ ſich nicht ſo leicht beſchwichtigen. Dumm ſollte er vor Allem nicht ſeyn; ein Mann, der nicht ſo zu reden wüßte, wie die Damen und Herren in Bandello's geiſtreichen Geſellſchaften, deſſen müßte eine Frau ſich ja grenzenlos ſchämen. Tereſa glühte vor Scham ſchon bei dem bloßen Gedanken, ihr Gatte könnte ein Mal daſitzen und Nichts zu ſagen wiſſen. Dann ſollte er ihr auch erzählen können, folglich ſchon viel gereist ſeyn, ſchon Allerlei geſehen und durchlebt haben. Aber da konnte er nicht mehr ſo ganz jung ſeyn? Gleichviel; an der großen Jugend lag ihr gerade am wenigſten. Der Foscarini wäre ja auch nicht ganz jung geweſen und dennoch der Gatte, den ſie vor allen andern Männern gewählt. Doch ſie erlaubte ſich nicht mehr an ihn zu denken, die Hoffnungen des Navager hatten ſich erfüllt. Die Contarina war mehrmals gekommen, Tereſa zu beſuchen, hatte ſich von deren Kälte nicht abſchrecken laſſen, ihre Liebenswürdigkeit zu entwickeln, und wer konnte der Contarina widerſtehen, wenn ſie liebenswürdig ſeyn wollte? Tereſa hatte es gewollt, ſich hinter ihre Grundſätze zurückgezogen, mit erzwungener Beharrlichkeit geſchützt, und alle dieſe Bollwerke waren wie Schneewälle in der Frühlingsſonne vor

dem unwiderſtehlichen Lächeln der Contarina unmerklich zerſchmolzen, und das junge Mädchen hatte ſich ergeben müſſen. Der Navager ſchien es nicht zu bemerken; die Contarina that auch, als ſey Nichts geſchehen; ſo wurde dem überwundenen Kinde jede Beſchämung erſpart, und es konnte ſich unvermerkt an das Gefallen gewöhnen, welches es, ſich ſelbſt zum Trotz, in der bezaubernden Geſellſchaft der reizenden Frau empfand. Das ging denn ſo gut, daß Tereſa nach kaum drei Wochen ſchon vollkommen mit der Contarina ausgeſöhnt war. Nicht daß ſie darum ihre Geſinnungen aufgab; ſie machte es nur, wie der Vater ihr gerathen hatte, tadelte die Sünde und entſchuldigte die Sünderin. Daß ſie zugleich jeden Gedanken an einen noch möglichen Beſitz des einſt ſo gewünſchten Foscarini aufgab, verſteht ſich von ſelbſt. Freundlich gegen die Contarina ſeyn mit der heimlichen Abſicht, ihr den Freund entwenden zu wollen — „das wäre abſcheulich,“ ſprach das rechtliche junge Mädchen. „Nein, der Foscarini iſt nun ein für alle Mal für mich verloren, aber wie ſoll ich Den wünſchen, Den ich an ſeiner Stelle ſehen werde, und inwiefern werden meine Wünſche befriedigt werden? Ach, wenn doch der Vater ſich mit meiner Heirath beſchäftigen wollte, damit ich erſt erführe, was ich zu erwarten habe!“

Der Navager beeilte ſich indeſſen durchaus nicht. Die ſchöne Geſtalt, welche ihn empfing, wenn er nach Haus zurückkehrte, erquickte ſeine Augen. Die Erinnerungen erwachten in ihm, ſeit wieder weibliche Jugend ſich in dem alten und ſo lange ſtummen Palaſte bewegte; warum ſollte er ungeduldig ſeyn, daß dieſe Muſik aufhöre, dieſer Duft wieder entſchwebe? Ganz im Gegentheil, es war ihm erwünſcht, daß Paolo Contarini als eines der drei Häupter vom Rath der Zehn eben ſehr mit Geſchäften überhäuft war und ihn fragte, ob das Geſpräch wegen der Heirath noch warten könne. „So lange Du willſt," antwortete er; „mir iſt es lieb, die Tochter noch etwas für mich zu behalten." Damit er das recht könnte, entledigte er ſich ſo viel wie möglich aller zu machenden und zu empfangenden Beſuche, und brachte ſeine meiſten Stunden bei Tereſa zu, die entweder ihm vorleſen mußte, oder die er unterrichtete. Das Verhältniß wurde dadurch bald ein zutrauliches von Seiten des jungen Mädchens, welches den Vater jetzt freimüthig mit allen Fragen überſchüttete, die ihm einfielen oder durch Gehörtes eingegeben wurden. So hatte eines Abends der alte Patrizier ſich noch nicht niedergelaſſen, als er ſchon von der neugierigen Erkundigung gedrängt wurde, ob es denn wahr ſey, daß der Cavaliere Angelo Badoer ſo unſchuldig verbannt worden und dabei ſo liebenswürdig

und ausgezeichnet sey. Der Navager fragte: wie Teresa denn zu diesem Namen komme. Die Guilietta hatte sie wieder ein Mal besucht, war vorher bei der Madonna Lucia Badoer, der Muhme des verbannten Angelo gewesen, hatte von den Klagen über das unglückliche, unverschuldete Geschick des geliebten Vetters gehört, und nun diese Klagen bei Teresa wiederholt und sich gar nicht darüber zu Gute geben können, daß ein so verdienstvoller und was noch mehr, ein so liebenswürdiger Cavalier von den Staatsinquisitoren so grausam behandelt worden sey.

Der Navager lächelte und beruhigte Teresa zuerst über die für Venedig verlorne Liebenswürdigkeit, „denn Angelo Badoer war brav und geistvoll," setzte er hinzu, „aber die Liebenswürdigkeit war nicht seine Stärke."

Teresa versicherte, die Memo sey vor Entzücken über diese Liebenswürdigkeit ganz übergeströmt; Messer Angelo Badoer müsse gegen sie in seinem Betragen wohl ungewöhnlich liebenswürdig gewesen seyn."

„Sie hat ihn gar nicht gekannt," antwortete der Navager.

„Nein?" fragte Teresa zweifelhaft.

„Schließe selbst. Madonna Giulietta ist erst seit zwei Jahren hier verheirathet, und schon vor vier Jahren entwich Angelo Badoer."

Teresa blickte den Vater mit großen erstaunten Augen an. „Aber da kann sie ja nicht von ihm erzählen?“

„Auf die Glaubenswürdigkeit der getreuen Muhme hin — ganz gut. Die seufzt: o Gott, was war mein Vetter liebenswürdig — die Madonna Giulietta wehklagt es nach. Daß sie den Badoer nie gesehen, stört sie in ihrer Betrübniß und Begeisterung nicht; im Gegentheil, ich glaube die Bekanntschaft würde sie stören.“

„Die Giulietta erzählt immer lauter Geschichten, die nicht wahr sind,“ sagte Teresa ernsthaft ärgerlich; „ich werde sie gar nicht mehr anhören. Denn so ließ sie sich auch weitläufig über die schreckliche Verbannung aus, in welcher Messer Angelo lebe, und Ihr sprachet eben: er entwich.“

Der Navager bestätigte, daß der Badoer sich seiner Verbannung durch eine Flucht nach Frankreich entzogen habe. Teresa wiederholte ihren Entschluß, die alberne Giulietta nie mehr anzuhören; dann befragte sie den Vater um die Schuld, wegen welcher der Badoer bestraft worden. „Die Giulietta sagte, weil er mit dem spanischen und französischen Gesandten umgegangen,“ fügte sie hinzu, „aber das wird wohl auch nicht wahr seyn?“ Zu ihrem Erstaunen erwiederte der Vater ihr, daß Giulietta gerade hier wahr erzählt habe.

„Wie," fragte Tereſa, „es iſt alſo wirklich in Venedig nicht erlaubt, mit fremden Geſandten umzugehen?"

Der Navager verneinte es und theilte ihr das Geſetz mit, welches, ſechzehnhundertzwölf gegeben, allen Patriziern ohne Unterſchied verbietet, die fremden Geſandten, ſo wie deren Geheimſchreiber und Diener weder zu beſuchen, noch ſich von ihnen beſuchen zu laſſen. „Ehemals war es nur den Mitgliedern des Senates, des Collegiums und der geheimen Conſilien unterſagt," ſetzte der alte Patrizier hinzu, „doch dieſes Verbot war zu gelinde, um die gefährlichen Entdeckungen zu verhindern, welche die ſchlauen Geſandten in Geſprächen, die da zerſtreuten, machen konnten; darum kam der ſtrenge und unumgängliche Erlaß, und er wurde von der größten Staatsweisheit gegeben."

„Wenn Ihr das ſagt, mein Vater, muß es wahr ſeyn; aber die Geſandten müſſen ſich in unſerer Stadt recht langweilen?"

„Meine Tochter, ein Geſandter wird nicht geſchickt, damit er ſich unterhalte."

„Das iſt wohl auch wahr," meinte Tereſa nachdenkend, „und ich ſelbſt ſehe ein, daß der Staat auf dieſe Art unfehlbar die Verſchwiegenheit ſeiner Patrizier erhält,

indeſſen, es muß doch immer etwas ärgerlich ſeyn, ſich ſo inmitten der lebendigſten Geſelligkeit zu einer völligen Einſamkeit gezwungen zu ſehen."

„Die Geſandten können ſich ja untereinander beſuchen, meine Tochter."

Tereſa machte den Einwand: wenn ſie nun einander nicht gefielen. Der Navager erwiederte, dann müßten ſie freilich ein Jeder allein in ſeinem Palaſte ſitzen. Das junge Mädchen hatte doch großes Mitleid mit den armen abgeſperrten Geſandten. Dann kam der arme Badoer daran. Auch wenn er nicht liebenswürdig, ſey das Geſchick, entfernt vom Vaterlande leben zu müſſen, immer ein zu trauriges, um ſo mehr, da er am Ende gar nicht wirklich ſchuldig geweſen. Die Giulietta behaupte, daß er ganz unſchuldig angeklagt worden.

„Tereſa, hüte Dich," ſprach jetzt ſcheinbar ernſthaft der Navager. „Eine unvorſichtige Aeußerung iſt immer zu viel. Gewöhne Dich daran, nicht über Beſchlüſſe zu urtheilen, mögen ſie ſeyn, von welchem Gericht ſie wollen. Die Staatsinquiſitoren beſonders lieben es nicht, unverſtändig getadelt zu werden, und Signora Memo könnte ihre Geſchwätzigkeit leicht einmal mit Hausgefangenſchaft büßen."

Ganz eingeſchüchtert ſah Tereſa den Vater an. Da

ſie ihn wider Willen lächeln ſah, ſprach ſie getröſtet: „ach, Ihr ſcherztet.“ — „Nur halb,“ antwortete er. „Du würdeſt wahrſcheinlich wegen dergleichen Reden nicht geſtraft werden, aber Du könnteſt mich oder wenn Du erſt verheirathet biſt, Deinen Mann in Ungunſt bringen.“

Tereſa gelobte eifrig, die venetianiſche Staatsverwaltung ganz unangetaſtet zu laſſen, und fragte nur noch: ob der Vater ernſtlich geſprochen, als er geſagt, daß eine Frau im Hauſe gefangen geſetzt werden könne?

„Warum nicht?“ fragte der Navager zurück. „Wenn ſie gefehlt hat?“

„O, das muß ein ſchreckliches Gericht ſeyn, die Inquiſitoren,“ ſagte Tereſa unwillkürlich.

„Ich ſelbſt habe darin geſeſſen, Tereſa mein,“ erwiederte der Vater, „Du ſieh'ſt alſo, daß man Staats-Inquiſitor ſeyn und doch menſchliche Geſtalt behalten kann. Komm, ſetze Dich zu mir; ich will Dir erzählen, wie das Gericht entſtand, dann wirſt Du Deine Furcht davor verlieren, trotz der Gewalt, die es über Dein Geſchlecht ausüben kann, wenn es will. Kennſt Du die Geſchichte von Bajomonte Tiepolo?“

„Ja, ſehr gut, mein Vater. Er griff aus Privatfeindſchaft den Dogen Piero Gradenigo an und wollte

ihn vom Throne ſtoßen, wurde jedoch beſiegt und verbannt."

„Brava, ſo iſt es. Nun ſieh, um ſeinen auch nachher noch mächtigen Anhängern entgegenzuwirken, ernannte man zehn Räthe, beſtimmt, Venedig zu ſichern und alle geheime Umtriebe zu vereiteln. Dieſe Räthe ernannten ihrerſeits drei Inquiſitoren, welche aufſpüren und berichten ſollten, was an Feindſeligkeiten von der überwundenen Partei ſie immer entdecken könnten. Geſchickt und eifrig nützten ſie viel, und als der Rath der Zehn vom großen auf immer beſtätigt wurde, behielt er ſeinerſeits ſeine drei Inquiſitoren bei, die bald mehr zu thun bekamen, indem der Carrara, der Herr von Padua, uns Banditen herſchickte, um die Brunnen zu vergiften. Die mußten ſie gefangen nehmen laſſen und den Zehnern überliefern. Der Carrara verführte auch Senatoren, daß ſie ihm die Geheimniſſe des Staates verriethen. Die Entdeckung dieſer Verräther ward abermals den Inquiſitoren übertragen und endlich die von allen Verräthern ihr eigentliches beſtändiges Amt. Aber noch hatten ſie nicht die Gewalt der Strafe, ſondern mußten alle Schuldigen, die ſie entdeckt, dem Rath der Zehn übergeben. Erſt als die Republik ſich zwiſchen Kaiſer Karl V. und König Franz I. befand und die Gefahr, ihre Berathſchlagungen verrathen

zu ſehen, ungewöhnlich groß war, erſt da empfingen die Inquiſitoren das Recht, mit zwei Jahren Gefängniß oder Verbannung ſtrafen zu können, doch nicht mehr. Nun mußt Du aber wiſſen, daß der Rath der Zehn ſich eine Giunta von zwanzig Beiſitzern zugelegt, die aus den andern Gerichten gewählt wurden, es für eine Ehre anſahen, den Zehn beizuſitzen und daher dieſen Rath überſtark und übermüthig machten. Der große Rath hob ſie deshalb auf; die Zehn aber, die ſich plötzlich allein ſahen, dachten daran, ſich innerlich zu ſtärken und verliehen darum den Inquiſitoren größere Gewalt. Doch was ſie zu ihrem Beſten thaten, ſollte darum nicht minder zu dem des Staates gereichen, denn kann ein venetianiſches Gericht wohl etwas für ſich allein thun wollen? So wenig wie ein einzelnes Glied eine Befriedigung, die dem übrigen Körper ſchädlich wäre, ſuchen darf, ohne mit dem Ganzen zu erkranken. Auch erkannte der Staat die Wirkſamkeit der Inquiſitoren dadurch an, daß er ſie nach ſich benannte und ihnen alle Rechte ließ, welche der Rath der Zehn ihnen verliehen. So wachen ſie denn jetzt gleich einer dreifachen geheimnißvollen Vorſehung über der Stadt. Stillſchweigen umgibt ſie, heilſame Furcht geht von ihnen aus über das Volk, welches ſie „die drei von Oben“ nennt. Dabei jedoch vertraut es ihnen, denn

ſie ſind nur Verräthern furchtbar, denen aber auch auf eine vernichtende Art; die Macht, die ihnen jetzt gehört, iſt tödtlich. Sie haben ihre eigene Gefängniſſe, ihren eigenen Gerichtsdiener, können auf geheime Anklagen hin aufheben laſſen, wen ſie wollen, und wo ſie wollen, ſogar in den Kirchen, können den Anklägern, ſollten ſie mitſchuldig ſeyn, Gnade, ja ſelbſt Belohnungen verheißen, nennen ſie den Angeklagten nicht, und handeln den ganzen Prozeß im tiefſten Geheimniß ab, weswegen ſie auch aus allen Archiven jedes Dokument begehren dürfen, ohne anzugeben, zu welchem Gebrauch. Erſt wenn ſie über einen Angeklagten einig geworden, übergeben ſie denſelben dem Rathe der Zehn und heiſchen ſeine Verurtheilung."

Teresa hatte den Vater mit einem klugen Ernſt angehört, der über ihr Alter ging. Als er ſchwieg, fragte ſie langſam: „mein Vater, kann eine ſolche Gewalt nie gemißbraucht werden?"

„Meine Tochter, was wird in den Händen des menſchlichen Geſchlechtes nicht manchmal gemißbraucht? Ich habe es Dir erzählt, wie die Spanier die wahre geoffenbarte Religion nicht anders anzuwenden wußten, als Scheiterhaufen an ihr anzuſtecken. Das Eiſen wird Pflug, Schwert und meuchleriſcher Dolch, je nachdem, die Abſicht muß bei menſchlichen Schöpfungen betrachtet werden, und

was die betrifft, ſo iſt die Einſetzung der Staatsinquiſition eine der weiſeſten Einrichtungen, welche die Staatsklugheit treffen konnte."

„War der Badoer wirklich ſchuldig?" fragte das junge Mädchen gedankenvoll.

„Das weiß ich nicht," antwortete plötzlich mit ſtrengem Ernſt der alte Patrizier; „er wurde verurtheilt."

Tereſe verſtand, daß ſie nicht weiter fragen dürfe und dachte bis zum Einſchlafen an das ſchauerliche Gericht, über welches ſelbſt ein Vater mit der Tochter nur unter Einſchränkungen reden durfte. Am Morgen jedoch ſaß ſie ſchon wieder in einer glücklichen Selbſtvergeſſenheit beim Bandello und las, wie ein von ſeiner Gebieterin verſchmähter edler Jüngling ſich in eine einſame Höhle zurückzieht; da erſchien, längſt erwartet und doch noch unvermuthet, Paolo Contarini im Palaſte. „Ich bin dieſen Morgen frühzeitig frei," ſprach er, „und komme, um mit Dir wegen Deiner Tochter und meines Neffen zu reden. Anzolo läßt mir länger keine Ruhe; die Criſtina hat ihm ſo viel von der Schönheit Deiner Tochter erzählt, daß er verliebt iſt, ohne das Mädchen noch geſehen zu haben. Iſt es Dir daher genehm, daß wir heute dieſe Heirath ausmachen?"

Der Navager war vollkommen bereit, nur bedingte

er ſich, daß die jungen Leute einander vor der entſcheidenden Verabredung ſehen ſollten.

„Gut,“ ſprach der Contarini, der kurz zu reden pflegte. „Wo und wann?“

„Dieſen Abend hier,“ antwortete der Navager.

„Wohl, es ſey ſo. Aber willſt Du mich Deine Tochter nicht gleich jetzt einmal ſehen laſſen? Die Criſtina ſpricht, ſie gleiche ihrer Mutter ganz und gar, und deren Ebenbild zu erblicken, wird mir eine Freude ſeyn.“

Augenblicklich ſandte Navager nach der Tochter. Einfach gekleidet und unvorbereitet auf die fremde Gegenwart, trat Tereſa ein. Betroffen erröthete ſie, als ſie die große, unbekannte Geſtalt neben dem Vater ſich erheben ſah. Der Contarini war Greis, wie der Navager, doch ganz anders Greis, wie voll geſammelter Gewalt, von geſtählten Gliedmaßen. Der Haarwuchs ſtand noch gedrängt und mit Grau nur gemiſcht; das Antlitz bedeckte Bläſſe, aber es war eine eherne Bläſſe. Die Züge waren nicht abgenutzt, nur tiefer gegraben. Der ganze Mann ſah aus, als wäre er von lebendigem Geſtein, mit vulkaniſchem Feuer angefüllt. Der Contarini empfand ſichtliches Erſtaunen über die makelloſe Schönheit, welche er ſah. Würdevoll, aber mit unverhehlter Bewunderung empfing er das junge Mädchen, als der Freund es ihm zuführte.

„Erlauben Sie, Signora, daß ein Freund Ihrer liebenswürdigen Mutter Sie willkommen in Ihrer Geburtsstadt heißen darf?“ fragte er. Teresa antwortete mit einer anmuthigen Verneigung: „es sey eine große Ehre für sie.“ Es ahnte ihr, daß der Contarini nicht umsonst gewünscht, sie zu sehen. Sollte er gar der ihr bestimmte Gatte seyn? Auf einige Augenblicke drängte das Blut sich ihr beklemmend zum Herzen, dann überwand sie sich, faßte Muth und begann den Freund des Vaters zu betrachten. Seltsam genug fühlte sie sich zu der finstern, aber großartigen Erscheinung hingezogen. Das Gebieterische am Contarini gefiel ihr. Dreister immer begegnete sie seinen funkelnden schwarzen Augen, die fest auf sie gerichtet waren, und beantwortete die Fragen, die er mit Feinheit an sie that, zwar bescheiden, doch ohne irgend eine Befangenheit. Der Navager beobachtete mit Freuden dieses glückliche Benehmen, und wohl eine halbe Stunde mochte verflossen seyn, ehe er der Tochter einen Auftrag ertheilte, der ihr die Entfernung erlaubte. Als sie die Thüre geschlossen hatte, blickte er lächelnd den Freund an, gleichsam um ihn zur offenen Bewunderung aufzufordern. Der Contarini bemerkte den freundlichen Blick nicht; der seinige war starr auf den Boden geheftet. „An was denkst Du so ernsthaft, Paolo?“ fragte der Navager. „Gefällt das

Mädchen Dir nicht?" Der Contarini richtete ſich auf und fragte: „was willſt Du?" — „Ich frage, ob das Mädchen Dir nicht gefällt?" erwiederte der Navager. „Ja, ſie gefällt mir," entgegnete der Contarini aufſtehend, „und ich komme dieſen Abend." Damit reichte er dem Freunde die Hand und ließ ſich, ohne weiter irgend eine Aeußerung zu machen, von ihm hinab in die Halle begleiten, wo er nur noch ein Addio zum Abſchied ausſprach. Der Navager, zu ſehr an die kurze Art des Contarini gewöhnt, um hieraus etwas Arges zu nehmen, begab ſich in das Gemach Tereſa's, die er aufgeregt und ernſt fand. „Ich bemerke, daß Du ſchon errathen haſt, es handle ſich hier um Deine Heirath," ſprach er. „Ich werde Euch gern gehorchen, mein Vater," verſetzte Tereſa. „Ihr wißt es, daß ich Euch gelobt, aus Eurer Hand jeden Gatten anzunehmen, denn Ihr könnt nur gut wählen." — „Nein," ſprach der Vater, „die Entſcheidung bleibt bei Dir. Empfindeſt Du Abneigung, ſo lehne ich den Antrag unbedingt ab." — „Ich empfinde keine, mein Vater," antwortete erröthend aber unumwunden Tereſa; „im Gegentheile, ich fühle mich geehrt, die Gattin eines ſolchen Herrn werden zu ſollen."

Der Navager ſah das Mädchen überraſcht an. „Du glaubſt, mein Freund Contarini werbe für ſich um Deine Hand?"

„Iſt es nicht ſo?“ fragte Tereſa, in Verlegenheit.

Der Vater erklärte ihr, daß der Neffe gemeint ſey. Tereſa hörte das mit Beſchämung und Mißvergnügen an. „Könnteſt Du Dich denn wirklich entſchließen, einen Mann zu heirathen, der ſo alt iſt, wie ich?“ fragte der Navager lächelnd. „Geſtehe, es war nur ein allzu bereiter Gehorſam gegen mich, und der junge und ſchöne Anzolo wird Dir heimlich doch lieber ſeyn.“

Tereſa antwortete kühl, „ſie könne das nicht wiſſen, bevor ſie nicht ihn geſehen.“ Der Navager ſicherte ihr nochmals vollkommene Freiheit für den Fall zu, daß der junge Bewerber ihr nicht zuſage; dann ließ er ſie allein und ſagte bei ſich: „was für einen wunderbar eigenſinnigen Geſchmack die Frauenzimmer doch alle haben; mein Freund Paolo hätte gewiß nicht gedacht, daß er als ein ſo alter Wittwer noch einem jungen Mädchen gefallen könnte.“

Am Abend erſchien in dem großen Saale des Palaſtes dem Abkommen gemäß nicht nur der Contarini mit ſeinem Neffen, ſondern auch Tereſa, aber nicht als daſſelbe Mädchen wie am Morgen. So anmuthig, freundlich und beſcheiden ſie heute früh geweſen war, ſo kalt, ſtolz und abſtoßend betrug ſie ſich jetzt. Der junge Balbi verſuchte umſonſt, den Angenehmen zu ſpielen; die Eitelkeit war in ihm immer ſehr warm, doch vor den froſtigen Blicken,

mit denen Teresa ihn ansah, fing es selbst seiner Eitelkeit allmälig an, schauerlich zu werden. „Gefalle ich denn gerade hier nicht?“ fragte der junge Held sich. „Aber das ist nicht möglich. Die Signora ist befangen, verlegen — natürlich. Ich bin der erste junge Mann, den sie von Angesicht zu Angesicht sieht, und zugleich auch ein Bewerber — das ist etwas zu viel für eine Mädchenschüchternheit — ich muß sie entschuldigen. Schön ist sie wie eine Madonna, und liebenswürdig wird sie werden, wenn sie erst aus ihrem Eis herauskommt. Damit sie dazu Muth fassen könne, will ich sie jetzt ein wenig ungestört lassen und dann wieder versuchen.“ Und der junge Patrizier verfügte sich zu den beiden alten Freunden, die sich etwas entfernt niedergelassen hatten. Dort fing er ein Gespräch über die nahe bevorstehenden Wahlen an und schien für den Augenblick ganz vergessen zu haben, daß seine ihm bestimmte Braut gegenübersitze.

Teresa benutzte die Muße, die er ihr so ließ, um ihn mit kalten, messenden Augen zu betrachten. Für gewöhnlich durfte der junge Balbi die Musterung weiblicher Blicke nicht scheuen. Schlank und ebenmäßig gewachsen, zierlich und gewandt in seinen Bewegungen, mit einer gefälligen Physiognomie, mit glänzender Haut, glänzendem Haar, glänzenden Zähnen und glänzenden Augen, also

sehr ausgestattet mit Glanz, begabt mit Geläufigkeit in der Zunge und Geschicklichkeit im Schmeicheln, konnte er gewiß für einen auserlesenen Cavalier gelten. Dabei war er gescheidt genug, um nicht dumm zu seyn, und besaß Charakter genug, um als junger Mann auftreten zu können, ohne Lügen gestraft zu werden. Daß er brav war, versteht sich von selbst; daß er sehr eingebildet war, mußte man ihm verzeihen — die Frauen hatten ihn verhätschelt. Aeußerlich befand er sich in der angenehmsten Lage, reich und unabhängig; denn obgleich erst einundzwanzig Jahr, trug er doch schon mit vollkommenem Rechte die patrizische Toga. Eigentlich waren fünfundzwanzig Jahr das gesetzmäßige Alter für den Eintritt in den großen Rath, doch um wenigstens einige der ungeduldigen Jünglinge früher aus ihrem Niemandseyn zu erhöhen, war man auf den Ausweg gerathen, eine alljährliche Ziehung von dreißig Namen zu veranstalten. Der Tag der heiligen Barbara, der vierte Dezember, war hiezu bestimmt. Noch bevor er herankam, mußten alle junge Patrizier, die den Kugeln vertrauen wollten, sich melden und ein Zeugniß für ihr vollendetes zwanzigstes Jahr beibringen. Daß keiner zurückblieb, läßt sich denken; der Abstand zwischen dem Jüngling, der noch gar kein Recht besaß, und dem Patrizier, der in den Besitz aller Rechte

kam, dieſer Abſtand war zu magiſch, um nicht alle Nerven, alle Kräfte in einer heftigen Begierde zu ſpannen. Der Unterſchied war ungefähr wie der zwiſchen Raupe und Schmetterling; die venetianiſchen Jünglinge brannten danach, ſo geſchwind wie möglich Schmetterlinge zu werden. Da ſaß nun am Barbaratage der ehrwürdige Doge im Collegio und zog aus einer Urne einen verſiegelten Zettel nach dem andern heraus. Auf jedem Zettel ſtand ein Name; der ward geleſen, und dann aus einer andern Urne, die ebenſoviele Kugeln enthielt, wie die erſten Zettel, eine Kugel gezogen. War es eine ſilberne, ſo blieb der Jüngling, bei deſſen Namen ſie herausgekommen, ein Jahr länger Nichts und Niemand — war es eine goldene, ſo gab es einen Patrizier und einen Glücklichen mehr. Aber nur dreißig Glückliche konnten gezogen werden, indem die Urne nicht mehr goldene Kugeln enthielt. Auf Anzolo war gleich im erſten Jahre eine gekommen und er hatte den vorigen Winter die Feſte des vergangenen Frühlings, dieſen Sommer ſo genoſſen, wie man mit Jugend, Geſundheit, Reichthum und Unabhängigkeit das Leben und die Geſelligkeit nur genießen kann, und dennoch war der junge Patrizier mißvergnügt und nannte ſich unglücklich. Warum? Er wollte fünfundzwanzig Jahr alt ſeyn und konnte, den Geſetzen der Natur nach, das doch erſt

in vier Jahren werden. Dieſe Gewißheit ſtörte ihn in den Vergnügungen, verdarb ihm den Genuß, machte ihn uneins mit ſeinem ſchönen Alter, wohlverſtanden, ſo oft er daran dachte. Meiſtens vergaß er dieſen Gedanken über der Geſchwindigkeit ſeiner Gondel, dem Feuer ſeiner Pferde, dem Lächeln der Frauen, der Zierlichkeit ſeiner Kleider. Dann war er heiter, aufgeweckt, ſüß, bisweilen etwas albern, im Ganzen jedoch ſehr angenehm. Fiel es ihm aber plötzlich wieder ein: ich bin erſt einundzwanzig Jahr alt, ſo verfinſterte ſeine Stirne ſich, er nahm eine höchſt lächerliche düſtere Haltung an, — das Pferd konnte gehen, wie es wollte — der Gondolieri konnte rudern, die Damen kokettiren, die Kleider ſitzen, wie ſie wollten, — Meſſer Anzolo dünkte Alles gering gegen das Geſchick, noch nicht fünfundzwanzig Jahr alt zu ſeyn. Denn erſt mit fünfundzwanzig Jahren konnte er Savio agli Ordini werden, und das wollte Anzolo werden, ganz beſtimmt, durchaus. Die Savi agli Ordini hatten zwar freilich wenig mehr zu thun, als im Senat zu ſitzen und zuzuhören, aber wenn ihre ſechsmonatliche Amtzeit um war, konnten ſie jedes Amt erhalten, zu welchem ſonſt den Geſetzen nach ein Alter von dreißig Jahren erfordert wurde. Da rechnete nun der gute Anzolo alſo: „hab' ich als Savio agli Ordini gedient, kann ich gleich Savio vom

festen Lande werden. Bin ich das einige Male gewesen, so müßte es schlimm zugehen, wenn ich nicht zu einer Gesandtschaft gelangen sollte. Und komm' ich dann zurück, so muß ich in den Pregadi oder in's Collegio. Darauf bin ich einige Male Großsavio und dann werd' ich Bailo." Der Bailo in Konstantinopel war mit das größte und gewiß das einträglichste Amt in der ganzen Republik. Darum strebte der bescheidene junge Anzolo danach und zweifelte auch im Geringsten nicht daran, es auf ganz ungewöhnlich kurzem Wege zu erreichen, nur mußte er erst die unterste Stufe besteigen, nämlich Savio agli Ordini werden können. Daher seine Ungeduld, noch nicht fünfundzwanzig Jahr alt zu seyn, seine Klagen über die sonderbare Zeiteintheilung in Jahre. Cristina Contarina neckte ihn oft. „Und wenn Du auch fünfundzwanzig alt geworden bist," sagte sie, „so wirst Du sehen, Anzolo mein, es hilft Dir zu Nichts. Wer wird Dich zum Savio wählen? Du bist viel zu hübsch zum Savio. Glaube mir's, Du wirst durch alle mögliche Magistraturen hindurch müssen, um nur erst irgendwo Podestà zu werden. An jedem Gerichte, wo Nichts zu thun ist, wird man Dich arbeiten lassen. Ueberall, wo keine Stimme ist, wird man Dir einen Sitz geben; aber Savio wirst Du nun und nimmermehr." Der Oheim ermahnte

ihn mehrmals mit Strenge, ſich nicht lächerlich zu machen, ſondern mit Beſcheidenheit zu erwarten, ob der Senat ihn für würdig erachten würde, ſeinen Berathungen zuzuhören. Giulietta Memo endlich rieth ihm eines Tages, da die Savi vom Senat gewählt würden, möchte er doch den Senat bitten, ihn jetzt ſchon zu wählen. Das nahm Anzolo für Ironie und daher äußerſt übel auf. Als ob die gute Giulietta ſich je der Ironie ſchuldig machen könnte! Gleichviel, der junge Patrizier erwies ihr die Ehre, es zu glauben, und die hübſche Gans und der elegante Pfau lebten ſeitdem nicht in der beſten Freundſchaft.

Das war der Bewerber, welcher der Tochter des Navager rückſichtsvoll eine halbe Stunde Zeit ließ, um ſich in dem Glück, ihn um ſich bemüht zu ſehen, faſſen und ſammeln zu können. Als er das geſchehen meinte, kehrte er lächelnd zu ihr zurück und fing an, wo er aufgehört, ſagte ihr Artigkeiten, erzählte ihr Stadtgeſchichtchen und ließ ſie dazwiſchen einige Male ahnen, was für einen Bewerber das gütige Schickſal ihr zugeführt. Teresa war bei der Wahrnehmung der Selbſtgefälligkeit, welche Anzolo auch während des Geſpräches mit den beiden alten Patriziern unnachahmlich und unermüdlich ausgedrückt hatte, in eine ſo ſpöttiſche Stimmung gekommen, daß ſie ihren Ernſt nicht länger feſthalten konnte. Ueber den

Gast ihres Vaters zu lachen wäre von schlechter Erziehung gewesen; sie gab sich daher das Ansehen, als lache sie über seinen Witz. Anzolo fühlte sich dadurch nicht weiter geschmeichelt — er hatte es erwartet: aber er fand das Mädchen jetzt angenehmer als vorhin, und das belebte ihn noch mehr und machte ihn in Teresa's Augen noch komischer. Bald genug nahm sie wahr, daß er sich ihrer Gunst bereits völlig versichert glaubte. Bei ihrer gewöhnlichen ernsthaften Laune wäre sie über eine solche Geckenhaftigkeit äußerst aufgebracht gewesen; heute spürte sie genügende Bosheit in sich, um sich bescheiden und verschämt anzustellen und so den guten Anzolo noch tiefer in das Selbstvertrauen hineinzulocken. Die beiden alten Patrizier blickten unterdessen auf die jugendliche Gruppe hin, der Navager mit Freundlichkeit, der Contarini mit einer seltsamen düstern Starrheit. „Was ist Dir denn wieder, Paolo, daß Du den Kindern so finster zusiehest?" fragte endlich der Navager. „Du bist heute anders, als ich Dich noch je gesehen — rede, verschließest Du ein Unglück in Dich — empfindest Du eine nahe Krankheit?" Die Fragen wurden mit der Herzlichkeit einer Freundschaft gethan, die alt war, aber nicht gealtert hatte. Der Contarini dankte jedoch nicht, sondern antwortete, ohne die Augen von dem jungen Mädchen abzuwenden, „mir ist

nichts; ich fragte mich nur, ob Anzolo Deiner Tochter würdig sey." Lächelnd versetzte der Navager: „Du redest gerade, wie die Cristina; es läge nicht an Euch, wenn ich mich nicht für den Vater eines Wunders der Natur hielte und einen Kaiser zum Schwiegersohn forderte." — „Du glaubst zu scherzen," sagte der Contarini; „aber Deine Tochter wäre jedes Kaisers werth. Gewiß wenigstens ist Anzolo es nicht ihrer." Der Navager bemerkte: er scheine ihr doch zu gefallen. „Ja wohl," erwiederte der Contarini mit Bitterkeit: „so möge er sie denn haben."

Das Abendessen wurde jetzt angekündigt, und davon war Teresa im Voraus freigesprochen worden. Demnach erhob sie sich und machte dem Contarini eine tiefe ehrfurchtsvolle Verneigung, die er mit einem sonderbaren Ausdruck im Antlitz erwiederte. Auch gegen Anzolo neigte jetzt Teresa sich, aber mit so viel jungfräulichem Hochmuth, daß der junge Patrizier ganz betroffen blieb. Doch faßte er sich bald wieder. Allzusehr hatte die Signora sich ihr Gefallen an ihm abmerken lassen und deswegen im letzten Augenblick noch das stolze Mädchen spielen wollen. Also erklärte er sich ihren Abschied und fand das Abendessen ausgezeichnet. Der Navager fragte nicht nach dem Eindruck, den seine Tochter hervorgebracht; Anzolo begnügte sich daher, seine Befriedigung in einer

ungewöhnlichen Redſeligkeit auszulaſſen, eine Art, die der Oheim nicht gerade mit guter Miene anſah. Den jungen Patrizier kümmerte das durchaus nicht; auch als beim Nachhauſefahren in der Gondel des Oheims dieſer ihm verſicherte: er habe ſich wie ein Narr aufgeführt, entgegnete er mit Lächeln: da er das Glück gehabt, der Signora zu gefallen, nehme er jeden Namen an, den ihm zu ertheilen es ſeinem geehrten Oheim belieben möge. „Biſt Du denn ſo gewiß, daß Du ihr gefallen haſt?“ fragte der Contarini über die Schulter. „Ja, ich glaub' es,“ verſicherte Anzolo mit anmuthiger Unverſchämtheit. „Geduld,“ ſprach der Contarini zwiſchen den Zähnen; „morgen werden wir's hören.“ Anzolo ließ ſich in Dankſagungen aus, daß der Oheim eine ſolche Schönheit für ihn aufgefunden. Anfangs habe er geſchwankt, ob er ſchon heirathen ſolle, doch die Gründe ſeines geehrten Oheims haben ihn zum größten Glücke überzeugt; denn wirklich, eine ſolche Schönheit finde man in einem Jahrzehent nicht zwei Mal, und es ſey doch höchſt ſchmeichelhaft für einen jungen Mann nach der Mode, eine ungewöhnlich ſchöne Frau zu beſitzen; es ſey noch beſſer, als ſich durch Gemälde oder Pferde auszuzeichnen. „Genug,“ fuhr hier der Contarini den liebenswürdigen Neffen an; „morgen kannſt Du weiter ſchwatzen.“ Anzolo machte

im Stillen eine Vergleichung zwiſchen ſeinem Oheim und dem grämlichen Gott der Zeit; gleich darauf ſtieß die Gondel an ſeinen Palaſt, und er ſprang auf und befreite mit großer Bereitwilligkeit den Contarini von ſeiner Geſellſchaft.

Der Navager ſeinerſeits überließ die Tochter die Nacht hindurch dem ruhigen Nachdenken. Am Morgen dagegen kam er ſchon frühzeitig in ihr Gemach. „Ich bin ungeduldig, Tochter, von Dir zu hören, daß der ſchöne Cavalier von geſtern Dir gefalle," ſagte er.

„Theurer Vater," ſprach Tereſa, ihm ſchmeichelnd die Hand küſſend, „werdet Ihr Eurer Tochter nicht böſe ſeyn? Meſſer Anzolo gefällt mir durchaus nicht — im Gegentheil, als mein Mann würde er mir geradezu unerträglich ſeyn, ja, zuwider werden. Ich weiß, was Ihr ſagen wollt — ich habe geſtern mit ihm gelacht, das ſah vielleicht aus, als machte ſein Geſpräch mir Vergnügen; aber, lieber Vater, man kann Meſſer Anzolo wirklich nur auf zweierlei Art behandeln; entweder man muß unhöflich gegen ihn ſeyn, oder man muß über ihn lachen. Da habe ich denn gelacht — that ich daran Unrecht? Unhöflich konnte ich mich doch in Eurem Hauſe nicht betragen? Meſſer Anzolo hätte es übrigens mir anſehen können, daß ich nicht ihn bewunderte, ſondern mich über ihn luſtig

machte. Wäre ich ein Mann, und ein Mädchen ſähe mich ſo an, ich wäre nicht auf meinen Sieg eitel, ſondern erkennte mich als abgeſchlagen an. Ich weiß nicht, ob ich recht vorausfühle, aber mir iſt, als hätte ich einem Manne gegenüber, der mir gefallen, nicht zu lachen vermocht. Dann habe ich auch meine letzte Verbeugung ſo kalt und abweiſend eingerichtet, daß ich wohl hätte hoffen können, Meſſer Anzolo würde ſie als ſeinen Abſchied anerkennen. Der junge Cavalier muß ſchrecklich eingebildet ſeyn, wenn er trotz einer ſolchen Verneigung noch darauf rechnet, als Bewerber angenommen zu werden, und einen eingebildeten Mann mag ich nicht. Ein eingebildeter Mann iſt albern; er mag ſeyn, wo er will, ſo befindet er ſich im Geiſte ewig ſeinem Spiegel gegenüber und liebäugelt mit ſich ſelbſt. Ich bitte Euch, mein Vater, verlangt nicht, daß ich Meſſer Anzolo heirathe — gewährt mir die Freiheit, die Ihr mir zugeſagt."

Der Navager hatte dieſe Beredſamkeit geduldig über ſich ergehen laſſen; als Tereſa endlich Athem ſchöpfte, antwortete er: „ich halte Dir, was ich Dir verſprochen — Du biſt frei zu wählen, oder zu verwerfen; doch überlege es Dir wohl, meine Tochter, — nicht immer kommt gleich eine ſo gute Bewerbung, denn das iſt ſie. Der Anzolo iſt gut von Gemüth, hübſch von Geſtalt,

gewandt und artig, hat durchaus keinen hervorſtechenden Fehler. Eitel und eingebildet iſt er allerdings, aber wenn er Dich erſt recht lieben lernt, wird er ſich etwas weniger lieben, und dann —"

Tereſa unterbrach den Vater. „Theuerſter Vater, Meſſer Anzolo mich recht lieben? — O niemals — glaubt das nicht. Der kann nur ſich ſelbſt lieben, wie jener griechiſche Jüngling, der ſich an einer Quelle aus Liebe zu ſeinem darin geſpiegelten Bilde verzehrte. Meſſer Anzolo wird ſich nicht verzehren, aber nie etwas außer ſich ſelbſt lieben, das habe ich ihm abgefühlt, nicht Weib, nicht Kind, nicht Freund, nicht Vaterland — glaubt mir das, und einen ſolchen Mann kann ich weder lieben, noch ehren, und was ſoll ich mit einem Manne anfangen, den ich weder lieben noch ehren kann?"

„Wenn ich nur wüßte, welcher Grund am wenigſten beleidigend wäre," ſprach der Navager verſtimmt vor ſich hin, ohne recht mehr auf die ſo ungewöhnlich beredte Tochter zu hören. „Der Paolo wird gekränkt ſeyn. Hätte ich geahnt, daß Dein Geſchmack ſo ſchwer zu treffen ſey, ſo hätte ich mich nicht erſt eingelaſſen. Was ſoll ich ihm ſagen?"

„Dem Meſſer Anzolo? daß er zu ſchön ſey, theurer Vater."

„Das wird er glauben!“ ſprach der Vater, verdrieß-lich die Achſeln zuckend.

„O, theuerſter Vater, er glaubt es, das werdet Ihr ſehen. Anfänglich wird er ſich gegen die allzu große Schmeichelei ſträuben, dann wird er wiſſen wollen, in-wiefern ſeine allzu große Schönheit mich abſchrecken könne. Da antwortet Ihr ihm dann: ich habe Furcht vor einem allzu ſchönen Mann. Das iſt ganz wahr: ich habe die Furcht, meinen Ekel vor einem ſolchen glatten Geſchöpfe, wie der ſchöne Meſſer Anzolo, nicht bemeiſtern zu können; er aber wird ſich die Antwort anders auslegen, glauben, ich meine die Furcht vor Nebenbuhlerinnen und Eiferſucht. Das laſſet ihn denn immerhin ſtillſchweigend glauben, ſo macht Ihr Euch keiner Unwahrheit ſchuldig, und er iſt zugleich voll-kommen befriedigt. Glaubt mir, theurer Vater, ihm nur ſa-gen, was ich Euch geſagt, und darauf ſtillgeſchwiegen — dann ſeyd Ihr außer aller Gefahr, ſowohl mit Eurem Gewiſſen, wie mit der Empfindlichkeit des Meſſer Anzolo.“

„Tochter,“ fragte der Navager ganz erſtaunt, „wie biſt Du denn auf einmal zu ſolcher Klugheit gekommen?“

„Ich glaube, Vater mein, die Fähigkeit zum Betruge iſt uns Frauenzimmern angeboren,“ erwiederte Tereſa ge-ſetzt; „es kommt nur darauf an, ob wir ſie anwenden wollen oder nicht.“

„So hoffe ich denn, Du werdeſt es nicht wollen.“

„Nie, mein Vater, wenn ich einen Gatten erhalte, der mir Ehrfurcht einflößt,“ verſetzte das junge Mädchen mit Feierlichkeit.

„Aber wenn er nun nicht ſo glücklich iſt?“ fragte der Vater.

„Ja, dann —“ ſagte ſie naiv freimüthig.

„Tereſa! Iſt das die Art, heilige Verſprechungen erfüllen zu wollen?“

„Lieber Vater mein,“ ſprach ſie entſchloſſen, „es wäre Unwahrheit, wenn ich gelobte, ich würde einem ſolchen jungen Cavalier eine gute Gattin werden. Seht, Ihr müßt mich nicht mehr für das einfältige Mädchen halten, das ich noch vor drei Wochen war. Eure Belehrungen, die Erzählungen der Signora Criſtina, die Geſchichten, die ich geleſen, eigenes Nachdenken, in welchem ich das Neue mit den Begriffen verglich, die ich ſchon hatte, das Alles hat mich aufgeklärt. Die Gefahren, denen eine junge Frau in der Geſellſchaft ausgeſetzt iſt, ſind mir nicht länger fremd. Gewiſſenhaft mich befragend, wie ich ihnen ausweichen wollte, kam ich zu der Erkenntniß, daß ich das nur vermöge, wenn ich in meinem Gatten eine Stütze finde. Nun ſagt mir ſelbſt, kann Meſſer Anzolo, der keinen Augenblick ruhig ſteht, eine Gattin ſtützen?“

Der Vater war wider Willen beluſtigt. „Gut,“ ſprach er, „Du ſollſt nicht ausgeſetzt werden. Anzolo muß ſich über Deinen Verluſt tröſten. Die Eitelkeit heilt bald — laſſ' es uns wenigſtens hoffen. Aber um mir ähnliche Verlegenheiten zu erſparen, ſage mir ein für alle Mal, wie Du Deinen Gatten willſt. Schön ſoll er nicht ſeyn —“

„Aber auch nicht häßlich,“ fiel Tereſa ängſtlich ein. „Theurer Vater, ſcherzt nicht. Ich will Euch die Eigenſchaften nennen, die ich an meinem Gatten wünſche — da werdet Ihr ſehen, daß ich nicht thöricht, vielmehr ſehr vernünftig bin. Ich wünſche Würde, Geiſt, Charakter, Höflichkeit, Güte, Anſtand und Feinheit und die Achtung aller Guten.“

„Nicht mehr!“ bemerkte ironiſch der Navager.

„Sollte Venedig an edlen Männern ſo arm ſeyn?“ fragte pathetiſch das junge Mädchen. „Ich kann mich nur einem wahrhaft edlen Manne unterwerfen. Jung braucht er nicht zu ſeyn, theurer Vater.“

„Ich glaube wahrlich, ſie will den Paolo,“ ſagte der Navager vor ſich hin, während er ſich in ſein Gemach zurückbegab. Das Nachdenken feſſelte ihn an ſeinen Seſſel. Die Grille des Mädchens blieb ihm unerklärlich.

Fast bereute er es, daß er Teresa einen freien Willen zugestanden und sie nicht lieber ganz einfach mit Anzolo verheirathet habe, denn er meinte, in die vollzogene Heirath hätte sie sich besser geschickt, als in die vorgeschlagene. Daß Anzolo ihr so gar nicht gefiel, begriff er auch nicht. Der gute Navager hegte Vorliebe für Anzolo, den er von der Geburt an gekannt. Daß wir sie aufwachsen oder altwerden sahen, dient oft Personen oder Gegenständen anstatt der wirklichen Verdienste. Der Navager war mißvergnügt über sich selbst, daß er so leicht nachgegeben, sich im eigentlichen Sinne aus dem Felde hatte schwätzen lassen. Schon wollte er aufstehen und dem Diener befehlen, ihm Teresa zu rufen, damit er ihr neue und eindringlichere Vorstellungen machen könne, als sein Versprechen, sie frei zu lassen, ihm wieder einfiel. Seufzend setzte er sich von Neuem hin und dachte nach, welcher der jungen Patrizier wohl geeignet seyn dürfte, Teresa von ihrem plötzlichen Geschmack für das Greise zu heilen. Einen einzigen fand er heraus, den er für ernsthaft und feierlich genug hielt, um dem Mädchen zuzusagen; aber dieser Eine befand sich eben bei dem Heere im Friaul, und wer sicherte dem Navager seine Zurückkunft? Das Fieber konnte ihn so gut tödten, wie das Schwert.

Der Contarini unterbrach den bekümmerten Vater.

„Ich komme früh," ſprach der finſtere Patrizier. „Die Heirathsgeſchichte iſt mir ſchon zuwider; laß uns endlich mit ihr in's Reine kommen."

„Es iſt Nichts mit der Heirath, Paolo," erwiederte der Navager, ebenfalls verdrießlich, „das Mädchen will nicht."

„Wie — warum nicht?" fragte der Contarini, indem ſeine Augen von leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit brannten.

Der Navager erzählte ihm das Geſpräch mit der Tochter; nur den Schluß behielt er für ſich. Dann wollte er den Freund bitten, nicht empfindlich zu ſeyn, die Tochter zu entſchuldigen ſuchen. Der Contarini unterbrach ihn. „Das haſt Du nicht nöthig; ich bewundere Deine Tochter."

„Ich begreife Dich nicht."

„So jung und läßt ſich nicht durch ein glattes Geſicht beſtechen und begehrt einen achtungswerthen Gatten. Das Mädchen iſt ein Diamant, Piero."

„Ich bin äußerſt zufrieden, daß Du es ſo anſieheſt," ſagte der Navager erleichtert.

Der Contarini hatte die Arme übereinandergeſchlagen, die Brauen zuſammengezogen, die Lippen feſt geſchloſſen. So ſaß er einige Augenblicke, dann ſah er dem Navager gerade in das Geſicht und fragte raſch: „Piero, willſt Du die Tochter mir geben?"

„Bei Gott, das iſt ſonderbar!“

„Ja, es iſt ſonderbar, man kann auch ſagen thöricht. Ich bin nicht jünger als Du, und begehre Deine Tochter. Aber ich liebe ſie. Seit ich ſie geſtern ſah, habe ich nur einen Gedanken gehabt, den an ſie. Daß ich nicht die Abſicht gehegt, mich wieder zu verheirathen, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Auch brachte ich ja den Jungen her. Gefiel er dem Mädchen, hätte ich Beide nicht mehr geſehen und geſchwiegen. Da Du ſagſt, er gefalle ihr nicht, verſuche ich es. Ich weiß es, daß ich dieſe Liebe nicht überwinden kann. Alle meine Leidenſchaften haben mich plötzlich gepackt und Klammern gehabt, um mich feſtzuhalten. Ein Mal würde ich doch reden, darum rede ich lieber gleich. Geh', frage Deine Tochter. Du zögerſt?“

„Paolo, ich bin im größten Erſtaunen. Dir thut es das einfache Mädchen an, und Du gefällſt ihr ſo, daß ſie mich geſtern in dem Glauben, Du ſeyſt ihr beſtimmter Gemahl, ihres bereitwilligſten Gehorſams verſichert hat.“

„Ha!“ rief der Contarini, den Freund hart am Arm ergreifend. Die Blitze einer ſtarken Leidenſchaft fuhren aus ſeinen kohlſchwarzen Augen; der Vulkan warf Feuer. Der Navager, der dieſen Flammenheerd erlöſcht geglaubt, erſchrack faſt. Gewaltſam nur faßte der Contarini ſich.

„Laſſe mich mit Deiner Tochter allein reden,“ ſprach

er. „Ich ſelbſt will ſie fragen. Glaube mir, ſie ſoll nicht übereilt entſcheiden dürfen, ſoll mich kennen lernen, wie ich bin. Vertrauſt Du ſie mir an?“

Statt der Antwort erhob der Navager ſich und ſchritt, gefolgt vom Contarini, nach dem Gemache des jungen Mädchens. Tereſa ſaß an dem Tiſche, auf welchem ihre Bücher lagen, doch las ſie nicht, ſondern ſchien mit Unruhe beſchäftigt. Als ſie ſah, in weſſen Begleitung der Vater kam, ſtand ſie in Verlegenheit auf und wurde allmälig glühend roth. Der Navager ſagte nur: „Tereſa, mein geehrter Freund will mit Dir reden.“ Dann ließ er ſie mit dem Contarini allein.

Dieſer kam mit ſeiner entſchiedenen Haltung langſam auf ſie zu. „Signora, darf ich auf ein geduldiges Gehör hoffen?“

„Excellenza,“ antwortete Tereſa mit ſchneller Entſchloſſenheit, „ich fürchte, daß Sie mit Vorwürfen oder mit Gründen kommen. Es wird mir immer eine große Ehre ſeyn, Sie anzuhören, indeſſen —“ ſie hielt mit einem leichten Achſelzucken inne; dann fragte ſie: „wollen Sie ſich nicht niederlaſſen?“

Der Contarini zog einen Seſſel neben den, welchen das junge Mädchen wieder einnahm. „Sie irren ſich, Signora,“ ſprach er, nachdem er ſich geſetzt. „Ich komme

durchaus nicht, um Sie wegen meines Neffen zu beunruhigen, dennoch aber erscheine ich mit einem Anliegen um Ihre Hand. Errathen Sie mich vielleicht?"

Teresa erröthete noch mehr und antwortete mit gesenkten Augen: „ich warte auf eine Erklärung Eurer, Excellenza."

„Sie haben mich errathen," sprach der Contarini, sie scharf in das Auge fassend. „Darf ich hoffen, Signora?"

„Excellenza —"

„Signora, hören Sie mich an. Ich werde als Greis zu Ihnen reden, obgleich ich eben erst die Wünsche eines Jünglings geäußert habe. Der Verstand braucht nicht vom Herzen mit angesteckt zu werden. Ich liebe Sie mit meinem Herzen, aber mit meinem Verstande rathe ich Ihnen: entscheiden Sie langsam für mich. Verzeihen Sie, daß ich in der Annahme rede, Sie seyen mir geneigt. Ihr Vater hat mir Nichts verhehlt — ich weiß, daß Ihnen mein rauhes, aber männliches Ansehen mehr zugesagt, als das weibische meines Neffen. Deßwegen komme ich und frage Sie, ob Sie mich mit Ihrer Wahl auszeichnen wollen, aber, Signora, bedenken Sie sich wohl, nicht alle unsere jungen Patrizier sind so albern, wie mein Neffe; wir haben einige, die Ihrer durchaus würdig wären. Ich

bin so alt, wie Ihr Vater, Signora, und gewiß weniger liebenswürdig, als er. Werde ich Sie glücklich machen können?"

„Excellenza, werde ich es können?"

„Ja," sprach der Contarini mit einem mächtigen Ausdruck. „Ich fühle selten, aber dann auch unwiderstehlich. Sie glauben mir es wohl, daß ich nicht länger an die Liebe dachte, welche gewöhnlich das ausschließliche Glück der Jugend ist. Ich habe Sie gestern gesehen und bin ergriffen worden, wie nur je als Jüngling. Als ich heirathete, war ich ruhig im Vergleiche zu jetzt, obgleich ich damals noch im kräftigsten Alter stand. Ja, Signora, Ihre Einwilligung würde mich glücklich machen, wie ich es noch nie gewesen."

Geschmeichelt hob Teresa an: „dann, Excellenza —"

„Erlauben Sie noch einen Augenblick, Signora," unterbrach der Contarini sie fast unhöflich. „Glauben Sie nicht, weil Ihre Schönheit mich so schnell, so gewaltsam überwältigt, daß ich leicht zu behandeln sey. Im Gegentheil, obgleich alle Herablassung auf Ihrer Seite ist, — geben Sie sich mir ein Mal, so nehmen Sie auch einen Herrn an und einen eifersüchtigen Herrn. Signora, überlegen Sie das. Ein Greis und eifersüchtig? — Warum nicht? Ebenso eifersüchtig, wie verliebt. Ich

begnüge mich nicht, sondern will ganz besitzen, wie ein Jüngling, denn ich liebe, wie ein solcher. Oder glauben Sie, daß ich meines Alters wegen kälter seyn müsse?"

Teresa verwirrte sich abermals unter dem Blicke, der auf ihr brannte. „Ich weiß nicht, wie junge Männer lieben, aber ich glaube" — sie zögerte etwas, dann endete sie mit anmuthigem Lächeln: „ich glaube, daß Sie mich lieben."

Ein junges Mädchen wird heimlich fast immer von der ersten Leidenschaft, die es einflößt, geschmeichelt seyn; Teresa durfte auch bekennen, daß sie es war. Der Contarini, dieser Patrizier vom ältesten Adel, dieser Reiche unter den Reichen, dieser anerkannte Staatsmann, der unausgesetzt die wichtigsten Aemter bekleidete — der Contarini war keine alltägliche Eroberung. Das Alter erschien in ihm nur ehrfurchtgebietend und erhöhte sogar noch die Eitelkeit Teresa's, denn sie sagte sich: „dieser Greis voll Erfahrung und Strenge — er hat mir nicht widerstehen können." Dabei besaß der Contarini einen gewissen magnetischen Charakter. Gefiel es ihm, sich wohlwollend zu zeigen, so antwortete ihm gewiß sogleich die aufrichtigste Ergebenheit. Die Truppen, welche er einst befehligt, hatten ihn angebetet. Die Freundschaft, die Liebe, welche er gefaßt, waren nie unerwiedert geblieben. Er unterwarf

gewaltsam, aber die ihm gehorchten, fühlten sich so glücklich, als hätten sie sich freiwillig unterworfen. Auch Teresa hatte diese Anziehungskraft empfunden, sobald sein Gefühl sich auf sie gerichtet. In der Unwissenheit ihres Herzens glaubte sie, diese Bewunderung für und der freudige Stolz auf einen solchen Gatten würden ihr immer genügen. Daß der Contarini sich nicht mit töchterlicher Anhänglichkeit begnügen wollte, erschreckte sie nicht — im Gegentheil, sie würde es als Demüthigung angenommen haben, wenn er sich väterlich geäußert hätte. Die seltsame Art seiner Bewerbung mit ihren abwechselnden Geständnissen und Warnungen zog sie noch mehr an. Rechtlich im höchsten Grade, dachte sie: „mit einem solchen Gatten muß das jüngste Mädchen glücklich werden können," und mit dieser Gesinnung gab sie dem Contarini so froh und vertrauungsvoll ihr Jawort, als wäre er ihr Geliebter.

Der gute Anzolo herrschte eben anordnend in den Gemächern, die für seine junge Frau eingerichtet werden sollten, als der Oheim mit dem gewöhnlichen ruhigen Schritt, aber mit ungewöhnlich erleuchteten Augen bei ihm eintrat. Anzolo ging ihm höflich entgegen und wollte gleich anfangen, ihn mit der beabsichtigten Ausschmückung bekannt zu machen und sich seiner Billigung derselben zu versichern. Der Contarini aber ersuchte ihn um Einhalt

und um ein kurzes Gespräch unter vier Augen. Anzolo meinte, daß bei dem Heirathskontrakt die Forderungen des Oheims und des Schwiegervaters aneinandergestoßen wären und versicherte lebhaft und zierlich: daß ihm an der Aussteuer durchaus nichts gelegen sey. „Auch an der Frau nicht?“ fragte der Oheim. Anzolo antwortete nicht, sondern blickte den Frager betroffen an. „Sage mir,“ fuhr der Contarini fort, „ob Du Dein Herz auf das Mädchen gesetzt hast?“ — „Das Herz?“ wiederholte Anzolo, der etwas ahnte, „ich denke, bis jetzt nur noch die Augen.“ — „Das ist mir lieb,“ sprach der Contarini, „denn Madonna Teresa will Dich nicht; Du bist ihr zu schön. An Deiner Statt werde ich sie heirathen.“ Anzolo war doch verblüfft, faßte sich jedoch geschwind und sagte mit einer Verbeugung: „meinen Glückwunsch, geehrter Oheim; ich kann den Geschmack der jungen Dame nur bewundern.“ — „Das ist viel Großmuth von Dir,“ entgegnete der Contarini ironisch.

Als Anzolo allein war, fluchte er nicht wenig. An Teresa selbst war ihm Nichts gelegen, aber die Beschämung quälte ihn, die noch dazu durch seine eigene Schuld eine allgemein bekannte werden mußte; denn er hatte am vorigen Abend auf der Piazza mehr als einem seiner Gefährten anvertraut: er werde die schöne Tochter des Navager

heirathen, welche schon jetzt über und über in ihn verliebt sey. „Daß ich doch geschwiegen hätte!“ rief er auf den Boden stampfend. „Alle meine Neider und Nebenbuhler werden kommen und mich befragen oder gar mir ihr Beileid bezeigen. Alle Frauen werden mich auslachen, besonders die, denen ich kein Gehör geschenkt. Ich bin verloren, zu Grunde gerichtet — ich muß reisen, nach Friaul, mich todtschießen lassen. Daß ich nicht geschwatzt hätte! Doch wer kann sich denn vorstellen, daß es ein Mädchen dumm genug geben kann, um den Oheim dem Neffen vorzuziehen? Ich sey zu schön — nichtswürdiger Spott! Das Geschöpf hat es wirklich gesagt — der Oheim, daß er in der Hölle sey, spricht immer die Wahrheit. Aber ich — wenn ich die Wahrheit sage, macht das allgemeine Gelächter mich taub. Ich muß lügen; es gilt meine Ehre, mein ganzes Daseyn.“

Nachdem er diese Nothwendigkeit eingesehen, überließ Anzolo sich dem Nachdenken über die beste Lüge. Nach reiflicher Erwägung entschied er sich für einige Tage Zurückgezogenheit. Als er wieder öffentlich erschien, umdrängte man ihn, seiner Berechnung gemäß, mit der Frage: ob es denn wahr sey, daß sein Oheim die junge Dame heirathe, für deren angenommenen Bewerber er sich ausgegeben. Anzolo bejahte zurückhaltend. „Aber was

haſt Du uns denn da an jenem Abend erzählt?“ fragte man ihn. „Die Wahrheit,“ erwiederte Anzolo melancholiſch. „Was iſt denn das?“ hieß es weiter. „Ein Verhängniß,“ antwortete Anzolo. Und dann ſeufzte er, wie unwillkürlich: „Arme!“ Aber weiter wollte er ſich nicht in Erklärungen einlaſſen.

Dieſes Betragen brachte ſeine Früchte. Daß der Contarini ſeine junge Braut mit Leidenſchaft liebte, war kein Geheimniß; der alte Patrizier hatte ſein Gefühl ſtolz und herausfordernd ausgeſprochen. „Liebte ich ſie nicht, warum würde ich da in meinem Alter noch heirathen?“ antwortete er auf die ſcherzhaften Erkundigungen einiger Freunde. Der mächtige Greis war es ſich bewußt, daß er noch Kraft genug beſitze, um lieben zu dürfen. Nicht eine Stimme wagte ſich im Spotte zu erheben, wohl aber bedauerte man das junge Mädchen. „Die Arme,“ hieß es, „gewiß liebt ſie den Neffen und muß trotzdem den Oheim heirathen. Der Contarini läßt nicht mit ſich unterhandeln. Entweder — oder, heißt es bei dem. Der Navager und er waren bisher Freunde; aber es wäre nicht ſo geblieben, wenn der Navager nicht eingewilligt hätte, und den Contarini zum Feinde — Dank. Das wird der Navager gedacht und deßwegen der Tochter befohlen haben, den alten Bewerber ſtatt des jungen

anzunehmen. Arme!“ Der Contarini ahnte dieſe Reden nicht, ſonſt würde er den Neffen, aus deſſen geheimnißvollen Mienen ſie entſprungen waren, etwas rauh angefaßt und die Wahrheit aus ihm herausgeſchüttelt haben.

Die Contarina, obwohl natürlich von der Begebenheit, wie ſie ſich wirklich zugetragen, unterrichtet, bewies ſich doch auch beunruhigt wegen Tereſa. „Daß Eure Tochter den guten Anzolo nicht wollen würde,“ ſprach ſie zum Navager, „das habe ich Euch vorhergeſagt, als ich ſie kaum einige Minuten geſehen hatte. Aus Augen, wie die Tereſa's, blickt man nicht wohlgefällig auf die lächelnde Mittelmäßigkeit. Aber daß ſie an ſeiner Statt den Oheim anhört, das iſt kein Glück. Erklärlich iſt es; erklärlich iſt es ſelbſt, daß ſie gleich zu ſeinen Gunſten geſtimmt geweſen iſt. Der Oheim zieht durch Furcht an, und das iſt die geheimnißvollſte und darum die gewaltigſte Anziehung. Unſer Geſchlecht erwartet von einem Manne, der es einſchüchtert, immer etwas Außerordentliches. Es iſt daſſelbe Gefühl, mit welchem kleine Mädchen die ſchauerlichen Mährchen der Wärterinnen anhören. Die Augen ſind ſtarr und groß aufgemacht, die kleinen Herzen zittern, aber wie herrlich iſt es! Eure Tereſa ſchaut an dem finſtern Oheim wie an irgend einem ungeheuern Magus in die Höhe, fürchtet ſich etwas, bewundert

begeistert, glaubt sich sehr geehrt. Diese Gefühle hätte ich ihr denn auch gern lassen wollen, hätte sie sich begnügt, dieselben blos für den Magnifico Paolo Contarini, den Freund ihres Vaters, den großartigen, gebieterischen Charakter, zu hegen; aber daß sie den Gegenstand dieser Gefühle gleich zu ihrem Gatten gewählt hat, das ist kein Glück."

Der Navager sprach seine Hoffnungen vom Gegentheil aus. Cristina rief halb ungeduldig, halb gerührt: „theurer Freund, Ihr seyd ein Meister im Hoffen. So oft getäuscht vom Leben und immer wieder vertrauensvoll; Gott, vermöchte mein Herz sich so an den Glauben zu halten, wie das Eure!"

„Die Zweifel sind aus unserer Natur, der Glaube hängt von unserer Entschließung ab."

„Nein, nein, Freund mein; es gibt arme Herzen, die sind geschaffen, um zu zagen. Auch meines ist es, und nicht nur um das eigene Geschick zagt es, auch um die Schicksale der Freunde, und jetzt um das Glück Eurer Tochter. Teresa ist so schön, so gut — ich liebe sie so — und dieses theure Geschöpf sehe ich so unbefangen, mit solcher Freude einem so herrischen Gatten entgegen gehen, wie der Oheim seyn wird. Das ist ja keine Anklage des Oheims; sein Gemüth ist nun einmal rauh, seine

Hand unumwunden im Griff; die ſanfte ſelige Tante hat oft vor ihm gezittert, eigentlich faſt immer. Glaubt ihr, daß er ſich geändert?"

„Das Alter macht milder."

„Alſo redet Ihr, weil Eure angeborne Milde mit dem Alter noch reifer geworden iſt, wie eine ſüße Frucht mit dem Herbſte. Aber der Oheim hat kein fruchttragend Gemüth, gleich dem Euern, ſondern ein ehernes durch und durch, und Erz erweicht ſich nicht. Es erglüht und zerſchmilzt in ſtarker Flamme, doch nur, um wieder zu erkalten und dann wo möglich noch härter zu ſeyn, als vorher. Der Oheim iſt jetzt geſchmolzen, — warten wir, bis er wieder verkühlt ſeyn wird. Da iſt er der alte Contarini, ſtarr, hart und unbeugſam wie immer. Glaubt Ihr, er würde ſeiner jungen Gattin verzeihen, wenn ihr Herz einer naturgemäßen Neigung unterläge?"

„Nein; doch ich glaube mit Gewißheit, Tereſa iſt einer leidenſchaftlichen Neigung unfähig. Sie begehrt im Gatten einen Schützer und keinen Liebhaber."

„Gebe es Gott," ſprach die Contarina wehmüthig lächelnd; „ich glaube es nicht."

„Gebe Gott, daß Ihr Euch täuſcht, meine ſchöne Freundin," ſagte der Navager ernſter, als bisher; „denn was geſchehen iſt, das iſt geſchehen. Ich vermag dieſe

Heirath nicht mehr zu verhindern, und wie hätte ich es überhaupt vermocht? Meine Tochter, die da wollte — Euer Oheim, der mein ältester, mein bester Freund ist —"

„O, vergebt mir!" rief Cristina. „Ich hatte Unrecht, Euch meine thörichten Aengste vorzuschwatzen. Vergeßt, was ich geredet — denkt daran, daß ich immer bang bin, und hoffen wir."

„Hoffen wir," wiederholte der Navager; doch war er seit diesem Gespräche öfter nachdenkend. Teresa dagegen gab sich ganz den freudigsten Erwartungen hin. Bald sollte sie nun Frau seyn, Freiheit genießen, angestaunt, bewundert, beneidet werden. Der Reichthum des Contarini begann auch, ihre Phantasien zu vergolden. Die Diamanten, die sie tragen sollte, blitzten in ihren Träumen neben den Blumen, die sie während der Villeggiatura zu pflücken sich freute; denn die Hochzeit sollte unmittelbar vor den Ferien stattfinden, damit der Contarini seine junge Gattin gleich auf das Landhaus führen könnte, welches er bei Verona besaß. Es hatte von allen seinen Besitzungen den schönsten Garten; deßwegen war es zu der Ehre gewählt worden, die Braut zu empfangen. Einige Feste sollten hier der erlesensten Gesellschaft die Gelegenheit gewähren, über die neue Schönheit zu entscheiden. Der Contarini erwartete diese Entscheidung mit zuversichtlichem

Stolze. „Sie werden nicht bald ein Antlitz erblickt haben, wie das meiner Teresa," sprach er zum Navager.

Giulietta Memo war, seltsam genug, trotz des nun schon achttägigen Geredes, noch nicht bei der verlobten Braut erschienen, und diese hatte ihr Ausbleiben auch noch nicht bemerkt. Am neunten Tage aber ging die Thür mit großem Geräusch auf, und herein kam Madonna Giulietta, geputzt und außer Athem. „Du wirst Dich gränzenlos gewundert haben, mich nicht zu sehen," rief sie; „glaube mir, ich konnte nicht zu Dir. Dieser mein verwünschter Fuß — der Schuh hatte mich so gepreßt, daß der Fuß böse wurde, ich sage Dir, ich konnte nicht von der Stelle. Denke Dir meine Ungeduld; ich sage Dir, gekocht habe ich. Gott sey Dank, da bin ich endlich bei Dir, um Dir Glück zu wünschen und Dich zu beklagen. Arme! Gott, wie Dein Geschick mir nahe geht! Ich beschwöre Dich, verzweifle nicht; denke an die unerhörten Reichthümer Deines Bräutigams — ich sage Dir, ich beneide Dich. Mein Mann ist so geizig; komm' ich um Geld, gibts augenblicklich Gezänk. Das hast Du nicht zu befürchten; Du wirst wohl wundervollen Schmuck erhalten. Eigentlich hast Du doch ein ungeheures Glück, den reichen Contarini gefangen zu haben. Ich möchte wissen, wie Du es angestellt hast. Gewiß recht schlau;

man hätte Dir das gar nicht zutrauen ſollen, aber die ſcheinbar Stillen ſind immer die Schlimmſten. Ich ſage Dir, die ganze Stadt iſt erſtaunt; Niemand hat den Einfall gehabt, daß der Contarini noch ein Mal heirathen könnte. Du weißt doch, er war ſchon verheirathet, und ſeine Frau iſt ungefähr ſeit zwanzig Jahren todt, geradezu an ſeiner ſchlechten Behandlung geſtorben. Auch Kinder hatte er, aber die hielten es gleichfalls nicht bei ihm aus und ſtarben. Da lebte er nun bisher ohne Familie, bis er Dich kennen lernen muß, Du Arme. Gott, was ich Dich bedaure! Laſſe Dir das wenigſtens ein Troſt ſeyn, daß der ſchöne Anzelo Dich ebenſo beklagt, wie ich."

„Meſſer Anzolo hat alſo wohl erzählt, wie die Angelegenheit zugegangen?" fragte Tereſa ausforſchend.

„Allerdings, allerdings. Die Schilderungen, die er macht, ſind ſo rührend, daß die ganze Stadt in Mitleid für Dich zerſchmilzt. Schöpfe daraus etwas Muth; Dein Opfer wird nicht unbeweint gebracht werden. Der gute Anzolo, wie er Dich bemitleidet! Daß er Dich ſo liebt, ſagt er nicht, — auch glaube ich es nicht, denn er hat Dich ja nur den einen Abend geſehen und weiß, was wirkliche Schönheit iſt; aber es hat ihm das Herz zerriſſen, Dich ſo außer Dir zu ſehen. Ach, Arme, ich hätte es gar zu gern mit angeſehen, wie Du auf den Knien vor

Deinem Vater gelegen und ihn angefleht haſt, Dir den ſchönen Anzolo nicht zu nehmen. Ich kann es Dir nicht verdenken; Meſſer Anzolo iſt ſehr ſchön."

„Sogar zu ſchön und überdieß ein Lügner," ſagte Tereſa entrüſtet ausbrechend.

„Wie? was?" rief Giulietta begierig.

„Ein unverſchämter Lügner, wenn er nämlich das Alles geſagt hat."

„Wer ſoll es denn ſonſt geſagt haben?" fragte Giulietta etwas verlegen.

„Du haſt dieſe vortreffliche Geſchichte alſo aus ſeinem Munde gehört?"

„Das ſage ich nicht. Freundinnen haben mich beſucht und mir Alles erzählt. Iſt es nicht ſo?"

„Etwas anders," erwiederte Tereſa mit vieler Würde. „Erſtens bin ich nicht unglücklich, zweitens habe ich nicht vor meinem Vater auf den Knien gelegen, drittens werde ich mit meinem vollkommen freien Willen die Frau des Meſſer Paolo Contarini und fühle mich mehr geehrt, als wenn ich einen ſouveränen Fürſten heirathen ſollte. Da haſt Du, auf meine Ehre, die wahren Umſtände dieſer Begebenheit, wegen welcher die Stadt ſich ſo unnütz in Mitleid erſchöpft."

„Du machſt mich ganz verdreht," ſagte Giulietta mit

dem einfältigſten Geſicht. „Dein Bräutigam hat alſo Deinem Vater nicht mit der entſetzlichſten Feindſchaft gedroht, wenn er Dich nicht dem Meſſer Anzolo nähme, um Dich ihm zu geben?“

Teresa hob geringſchätzig die weißen Schultern.

„Und Du haſt freiwillig Meſſer Paolo *angenommen*, weil der ſchöne Anzolo Dich nicht *wollte*?“

„Ei,“ rief Teresa mit dem Fuß ſtampfend, „verſtehſt Du denn aus Bosheit abſichtlich falſch? Höre mich nochmals an. Dein Meſſer Anzolo wurde von ſeinem Oheim, meinem jetzigen geehrten Bräutigam, meinem Vater als ein paſſender Bewerber für mich vorgeſchlagen. Mein Vater war ſo gütig, mir vollkommene Freiheit zu verheißen. Die benutzte ich denn, nicht, ihn um Deinen ſchönen Anzolo zu bitten, ſondern ihm im Gegentheil für dieſen Bewerber zu danken.“

„Du haſt gedankt?“ fragte Giulietta ſtarr vor Erſtaunen; „Du haſt für den ſchönen Anzolo gedankt? Das glaube ich Dir nicht.“

„Es iſt die Wahrheit,“ ſprach Teresa feierlich und glühendroth vor Zorn.

Giulietta fing an zu zweifeln. „Wahr iſt es,“ ſagte ſie überlegend, „Du haſt nie gelogen; Du warſt immer von einer förmlich dummen Aufrichtigkeit. Alſo glaube

ich es Dir, daß Du den ſchönen Anzolo ausgeſchlagen haſt; aber, Herr Gott, Tereſa," fuhr ſie fort und erhob theatraliſch ihre Hände, „was für einen dummen Streich haſt Du da gemacht! Gott, Du mußt rein toll geweſen ſeyn, als Du Nein ſagteſt. Ich bitte Dich, der ſchönſte Jüngling in der Stadt, verliebt in alle Frauen, wiedergeliebt von allen, und reich — allerdings nicht ſo reich, wie ſein Oheim — deßwegen nimmſt Du wohl dieſen, nicht wahr! Ja, ſo kann ich es mir erklären."

„Du kannſt Dir gar Nichts erklären, ganz und gar Nichts," entgegnete Tereſa immer noch höchſt aufgebracht. „Du erklärſt Dir mein Betragen aus Deinen Grundſätzen und daher ganz falſch, denn ich und Du, wir haben weder Gefühle, noch Grundſätze mit einander gemein; wir ſind ſo verſchieden wie Schwarz und Weiß, oder Roth und Blau. Ich dankte für Meſſer Anzolo, weil ich einen Mann und keinen Zieraffen zu meinem Gatten haben will, weil mir die Schönheit, die Dir ſo übermäßig gefällt, Widerwillen einflößte, weil ich einen ſo vollkommenen Cavalier nicht ſeinem Spiegel rauben wollte, denn unmöglich könnte er verheirathet ſo viel vor ſeinem Spiegel ſitzen, wie jetzt in ſeiner Freiheit. Dagegen empfand ich ſogleich die größte Bewunderung für die Ehrfurcht einflößende Perſönlichkeit des Meſſer Paolo, und als er meine Abweiſung

seines schönen Herrn Neffen erfuhr und nun seinerseits sich mir als Bewerber antrug, da dankte ich ihm voll Rührung und Erkenntlichkeit für die hohe Ehre, die er mir erwies, und nie ist wohl ein Mädchen stolzer Braut geworden, als ich."

„Arme Teresa," sagte Giulietta mit der vollkommensten Ueberzeugung und einiger wirklicher Gutmüthigkeit, „arme Teresa, Du bist halb verrückt, wo nicht gar ganz. Den alten Contarini mit Freuden heirathen, oder gar wie Du versicherst, mit Stolz, — nun ich sage Nichts, aber wir werden sehen, wir werden sehen. Messer Paolo ist finster, wie eine Donnerwolke, und wüthend, wie ein Stier; Du wirst's erleben, daß er auf Dich einbrüllen wird, als wollt' er Dich gleich in den Boden stampfen — ich habe Geschichten gehört — nun, ich sage Nichts, weil er doch ein Mal Dein Bräutigam ist, aber drei Soldaten hat er in Griechenland blos hängen lassen, weil sie zwei jungen Mädchen Gewalt angethan, als ob das von Soldaten nicht ganz natürlich und sehr zu entschuldigen wäre. Ich will Dich weiter nicht ängstlich machen, aber ich wünsche von Herzen, daß Du über's Jahr noch leben mögest! Ich werde Dich sehr betrauern, wenn Du gestorben seyn solltest, das kannst Du mir glauben, Teresa; ich will auch Gott und alle Heiligen anrufen, daß sie Dein Leben

ſchützen mögen, aber eigentlich biſt Du ſchon ſo gut, wie geopfert. Erinnerſt Du Dich, Deine alte Anna erzählte uns immer von einer Marcheſana, die ihr Gemahl eigenhändig ermordet hatte, weil ſie ihm untreu geworden und heimlich niedergekommen war — gerade ſo wird es Dir auch gehen, Tereſa, denk' an mich, ich habe es Dir vorhergeſagt. Meſſer Paolo iſt von einer gar zu ſchrecklichen Gemüthsart; der wird nicht die Augen zumachen, um Nichts zu ſehen. Aengſtige Dich übrigens nicht — wir ſind alle im Schutze des Himmels, und da Du durchaus einen alten Gatten haben wollteſt, kannſt Du Dich nicht beklagen, wenn es Dir ſchlecht geht. Aber unglücklich wirſt Du werden, ich ſage Dir, ſo unglücklich, daß Du vielleicht noch Deinen Mann bitten wirſt, Dich umzubringen. Addio nun; ich muß hören, was der ſchöne Anzolo zu ſeiner Vertheidigung wegen des Geredes, in das er Dich gebracht, zu ſagen hat. Verlaſſe Dich auf mich; ich werde überall laut verſichern, daß Du ſehr glücklich biſt und Deinen alten Bräutigam außerordentlich liebſt, aber unglücklich wirſt Du und zwar fürchterlich; davon läßt ſich Dir nicht helfen."

Tereſa konnte ſich hier trotz ihres Aergers des Lachens nicht erwehren. Giulietta, die ſie wieder ganz beſänftigt meinte, machte einen Verſuch, ſich zur Hochzeit einladen

zu laſſen. Da Tereſa ihre Andeutungen hierüber durchaus nicht zu verſtehen ſchien, ließ ſie von dieſer Bemühung ab, ſprach aber dafür die Begierde aus, den Schmuck zu ſehen, den Tereſa bereits zum Geſchenk erhalten haben ſollte. Tereſa antwortete: ſie habe noch keinen erhalten und würde, ſelbſt wenn ſie ſchon welchen hätte, doch keinen Stein früher erblicken laſſen, als bis ſie ihn trüge. Giulietta erklärte das für ungefällig, oder gar für hochmüthig; Tereſa entgegnete, dieſe Erklärungen ſtänden ihr ganz frei. Nicht im beſten Einverſtändniſſe ſchieden daher die beiden Jugendfreundinnen, und Tereſa äußerte am Abend gegen ihren Vater: ſie werde die Bekanntſchaft mit der einfältigen Giulietta lieber ganz aufheben. Der Navager billigte dieſen Entſchluß, erkundigte ſich jedoch nebenbei nach dem Grunde dazu. Tereſa, die nur auf eine ſolche Frage wartete, ſchüttete ihr Herz aus und ſah mit Erſtaunen den Vater lächeln. „Ich dachte, Ihr würdet ebenſo erzürnt ſeyn wie ich, mein Vater," bemerkte ſie etwas verletzt. „Tochter mein," fragte der Navager, „begehrteſt Du allein denn einen Freibrief gegen alles thörichte Geſchwätz? Da forderſt Du von der Menſchheit ausgenommen zu werden; ich hätte Dich nicht für ſo anmaßend gehalten." — „Wenn ich Unrecht thue, will ich mir jede Beurtheilung gefallen laſſen," verſicherte Tereſa; „aber wenn ich Recht habe,

nicht." — „Gerade dann wirſt Du es müſſen," verſetzte der Vater. „Deine reinſten Geſinnungen, Deine beſten Abſichten werden oft am meiſten getadelt werden." Tereſa begriff das nicht und fragte nach dem Warum. „Weil ſie vielleicht nicht ganz alltäglich ſeyn werden," erläuterte der Navager. „Dieſes Mal übrigens haſt nicht gerade Du Dich über das Gerede zu beſchweren, es thut ja nur mir und Deinem Bräutigam die Ehre an, uns zu Tyrannen umzuwandeln; Du biſt das Opfer." — „Ei," rief Tereſa eifrig, „wenn ſie Euch und meinen geehrten Bräutigam verleumden, iſt das nicht ebenſo gut, als verleumdeten ſie mich?" — „Du liebſt alſo den Bräutigam ſehr, da ſelbſt die Dummheit, die ihm zu nahe kommt, Dich aufbringt?" fragte der Navager. „Ebenſo wie Euch, mein allerliebſter Vater," erwiederte das junge Mädchen verſchämt und glücklich. „Ich zweifle, ob mein Paolo von dieſem Geſtändniſſe ganz befriedigt ſeyn würde," ſprach der Navager halb lächelnd, halb bekümmert für ſich.

Giulietta verfolgte unterdeſſen den unglücklichen Anzolo, und dieſem Muſter war es heute beſtimmt, aufgefunden zu werden; denn er befand ſich gleich an dem erſten Orte, wo die Schwätzerin ihn aufzuſpähen kam. Wahr iſt es, daß er faſt unfehlbar in dieſem Palaſt, dem eines Loredan, mit einer ſehr reizenden jungen Frau, zu finden war,

indeſſen immer doch nur faſt, nicht ganz unfehlbar. Mehr als ein Mal hatte er, von Geſchäften oder Gefährten feſtgehalten, den Palaſt gar nicht, oder doch wenigſtens nicht um die gewöhnliche Stunde beſuchen können; warum konnte eine ſo günſtige Abhaltung ihn nicht auch heute vor den Augen Giulietta's retten? Aber nein, es war ihm beſtimmt, Giulietta rauſchte herein, erblickte ihn, that einen Ausruf, begrüßte kaum die Herrin des Palaſtes, eilte auf Anzolo zu und rief: „Meſſer Anzolo, Sie ſollen mir Rede ſtehen.“

Anzolo erwiederte mit übertriebener Ehrfurcht, daß ſein Gedächtniß ihn keiner Schuld gegen ihre Schönheit anklage.

„Ach, das weiß ich, ohne daß Sie es mir verſichern,“ war die Antwort, „gegen meine Schönheit werden Sie Nichts ſagen,“ und ein ſelbſtgefälliger Blick drückte noch mehr Vertrauen aus, als die Zunge. „Aber was haben Sie von meiner Freundin geſagt, das frage ich Sie? Ich frage Sie, ob das ritterlich iſt, was Sie von meiner Freundin geſagt haben? Ich ſage Ihnen, ein Cavalier muß der ritterlichen Artigkeit nach immer erklären, daß er ausgeſchlagen worden ſey, ſelbſt wenn es nicht wahr wäre, um wie viel mehr nicht da, wo es wahr iſt, wie hier bei Ihnen und meiner Freundin. Antworten Sie mir darauf; was haben Sie für eine Antwort?“

„Die, daß ich nicht weiß, was Signora meinen,“ erwiederte der junge Patrizier mit wüthender Höflichkeit. „Wirklich, dieſe Vorwürfe aus Ihrem ſchönen Munde ſtürzen über mich her wie Regenfluthen aus heiterm Himmel.“

„Das iſt kein richtiges Gleichniß, Meſſer Anzolo, denn es regnet nicht aus blauem Himmel, immer nur aus ſchwarzem oder grauem. Aber, was ich ſagen wollte — wie können Sie den Unwiſſenden ſpielen wollen? Ich kann doch vernünftiger Weiſe von keiner andern Freundin ſprechen, als von Madonna Tereſa Navager, die nächſtens Ihren alten Oheim heirathen wird. Ich frage Sie, ob ich von einer andern Freundin ſprechen kann?“

„Allerdings konnten Sie es, denn die ganze Stadt weiß, wie viele Freundinnen die vortrefflichen Eigenſchaften der Madonna Giulietta Memo ihr erworben haben, alſo konnten Sie ebenſo gut von einer andern dieſer zahlreichen Freundinnen reden, als gerade von Madonna Tereſa Navager, die nächſtens meinen alten Oheim heirathen wird. Da Sie nun aber gerade von dieſer und keiner andern Freundin ſprechen, ſo frage ich Sie in aller Demuth: was habe ich ſo Schreckliches von Madonna Tereſa Navager geſagt, die nächſtens meinen alten Oheim heirathen wird?“

„Ah, Sie wollen mich zum Lachen bringen und ſo meine Strenge mildern. Nichts da, Meſſer Anzolo, nichts da. Ich bin ſehr gut, wenn mir Nichts geſchieht, aber ich kann auch ebenſo böſe ſeyn, wenn mir etwas geſchieht. Dieſes Mal erweichen Sie mich nicht, das ſage ich Ihnen im Voraus.“

„Aber, bei allen Heiligen, Signora, worüber haben denn Sie ſich von mir zu beklagen?“ rief Anzolo aus aller Geduld herausgeärgert, als er die ſchöne Loredan und einige andere eben anweſende Damen vom unwiderſtehlichſten Gelächter überwältigt erblickte.

„Was? Sie haben die ganze Stadt belogen, und darüber ſoll man Ihnen Nichts ſagen?“ rief Giulietta ebenfalls aufgebracht. „Allgemein erzählen Sie, Ihre zukünftige Tante vergehe vor Gram, weil der Oheim zwiſchen die Heirath mit Ihnen hineingekommen ſey. Das iſt aber durchaus nicht wahr. Ich ſage Ihnen, meine Freundin, Madonna Tereſa Navager, hat Sie durchaus nicht geliebt und nicht gewollt — im Gegentheil, Sie haben ihr gar nicht zugeſagt, weil Sie zu ſchön wären. Dagegen liebt ſie mit aller Gewalt Ihren Oheim und verſicherte mir: gerade ein alter Gatte gefalle ihr. Das iſt allerdings eine Dummheit, aber doch zugleich die Wahrheit, und der Wahrheit die Ehre, nicht wahr, meine

Signore?" fragte ſie, ſich gegen die übrigen Damen wendend.

Dieſe bejahten die Frage einſtimmig, vereinigten ſich jedoch dann ebenfalls in Einer Stimme, um Giulietta zu verſichern, daß Anzolo ſich nie eine Aeußerung der Art habe zu Schulden kommen laſſen. Anzolo, der ernſtlich befürchtete, dieſes Geſchwätz möchte bis zum Contarini gelangen, erſchöpfte ſich in gleichen Betheurungen. Giulietta beruhigte ſich. „Gut, gut, wenn es ſo iſt," ſagte ſie, „dann will ich Sie, mein armer Meſſer Anzolo, nicht länger anklagen, ſondern nur noch bedauern. Ich thue es aus aufrichtigem Gemüth, das kann ich Ihnen ſchwören, und gewiß hätten Sie von mir nicht die Beſchämung zu erdulden gehabt, die Ihnen von meiner Freundin geworden iſt. Ich habe es auch meiner Freundin geſagt, daß es eine unverzeihliche Thorheit von ihr ſey, einen ſo ſchönen jungen Mann, wie Sie, auszuſchlagen, um dafür einen alten zu heirathen; aber Gott behüte, daß ſie es eingeſehen hätte! Verſtockt, ſage ich Ihnen. Ich glaube, ſie iſt etwas Weniges wahnſinnig, das arme Geſchöpf; am Ende iſt es nicht ihre Schuld, nicht wahr? Daß ſie ſo lange allein mit ihrer alten Tante geſeſſen, das hat ihren Geſchmack ein Bischen verrückt; was nicht alt iſt, gefällt ihr nicht. Die jungen Herren können der

Madonna danken, daß nicht alle Damen denſelben Geſchmack hegen, nicht wahr, Meſſer Anzolo? Sehen Sie nicht ſo düſter aus, ich bitte Sie; Ihr Geſicht flößt die grauſigſten Gedanken ein. Sie könnten in Verdacht gerathen, daß Sie Ihren Oheim, Meſſer Paolo, vergiften wollten, wie der Infant Don Carlos ſeinen Vater, den König Philipp."

„Signora," ſprach Anzolo, der ſich jetzt gefaßt hatte, mit der ernſthafteſten Miene, „der Infant Don Carlos hat ſeinen Vater, den König Philipp, nie vergiften wollen, der König Philipp hat ihm aus reiner Eiferſucht die Adern öffnen laſſen; das iſt die Wahrheit, und hören Sie es anders erzählen, ſo wiſſen Sie nun, daß man Lügen erzählt. Einer Dame, wie Sie, brauche ich nicht erſt in das Gedächtniß zu rufen, wie geneigt zum Lügen das ganze menſchliche Geſchlecht iſt. Aus meiner eigenen Erfahrung muß ich leider noch hinzuſetzen, daß die Erfindungen, die man ausbreitet, täglich unverſchämter und abgeſchmackter werden. Denken Sie ſich zum Beiſpiel nur die Geſchichte, die man von einem der Mitglieder unſerer Quarantieen erzählt. Ich ſchäme mich beinahe, ſie zu wiederholen — der ganze Patrizierſtand wird durch ſie lächerlich gemacht, indeſſen wir ſind ja hier unter uns und ich kenne Ihre und aller dieſer Damen vollkommene Verſchwiegenheit. Ein Mitglied unſerer Quarantieen alſo nimmt gewiſſermaßen

einen erblichen Sitz ein, indem ſowohl ſein Vater wie ſein Großvater in den Quarantieen ſaßen. Beide haben mit Ehren darinnen geſeſſen; ihrem Sprößling aber, dem jetzigen Mitglied, iſt mit dem Sitz nicht zugleich die nöthige Klugheit gegeben worden, weßwegen das arme Mitglied bisher immer in den größten Aengſten dageſeſſen und ſich mit der Ungewißheit abgemartert hat, ob es Ja oder Nein ſagen ſolle. Auf ein inbrünſtiges Gebet kommt ihm aber endlich eine Eingebung: er läßt zwei kleine Bildchen, eines vom heiligen Franziskus von Aſſiſi, das andere vom heiligen Antonio von Padua in zwei Kugeln von Glas einſchließen, und zieht jetzt bei jedem Urtheil, das von ihm gefordert wird, eine Kugel hervor. Iſt es die mit dem heiligen Franziskus, ſo ſagt er Nein; iſt es die mit dem heiligen Antonio, ſagt er Ja. Ich bitte Sie, Signora, gibt es eine ſchlimmere Spottgeſchichte auf unſere Gerichte?"

„Heilige Jungfrau, wie drollig!" ſagte Giulietta vergnügt. „Das muß ich morgen gleich meinem Schwager erzählen; der ſitzt, wie Sie wiſſen, auch in den Quarantieen und iſt, gerade wie das Mitglied in der Geſchichte, in dem Sitze darin ſeinem Vater und ſeinem Großvater gefolgt. Aber auf ihn kann die Geſchichte doch nicht gemeint ſeyn?"

„Auf Ihren Schwager, Signora?“ fragte Anzolo scheinheilig. „Wie können Sie nur fragen!“

„O ich denke auch nicht daran,“ versicherte Giulietta, während die übrigen Damen sich mit Anstrengung des Kicherns enthielten, denn gerade der Schwager Giulietta's, Messer Andrea Memo, war der erleuchtete Edelmann, von welchem diese Geschichte in der Stadt herumging. Giulietta jedoch verstand nie eine Spötterei und blieb daher auch jetzt in glücklicher Unwissenheit über Anzolo's Bosheit. Dagegen kam die komische Scene, in welcher der junge Patrizier so wider Willen mitgespielt, bald zur allgemeinen Kenntniß. Die Männer, welche von den Frauen verdorben werden, dürfen ja nicht glauben, daß sie deßwegen gesichert vor dem weiblichen Spotte sind; ganz im Gegentheile entschädigen die Frauen sich für das, was sie zu viel thun, indem sie mit einer wahren Freude die Schwachheiten ihrer Günstlinge zum Genuß von lieben Freundinnen auftischen. Anzolo wurde ohne alle Barmherzigkeit gemalt und belacht und faßte, da es ihm nicht an guten Freunden fehlte, die ihm Alles treulich wiedererzählten, einen wahren Haß gegen seine zukünftige Tante, welche es sich erlaubt hatte, über ihn die Wahrheit zu sagen. Nicht nur, daß er sich in der unglücklichen Beleuchtung der Lächerlichkeit erblickte, er hegte auch noch immer die Besorgniß, der

Oheim möchte wie ein Gewitter über ihn kommen und Buße für ſein Betragen fordern. Das geſchah indeſſen nicht; der Contarini kam wenig in gemiſchte Geſellſchaft, und in dem Kreiſe der Staatsmänner war man eben wieder zu ernſtlich mit der Politik beſchäftigt, um auf Geſchwätz und Geklatſch achten zu können. Die Generale Lando und Zane waren, jener im Friaul, dieſer gegen die Uskoken glücklich, aber der Gouverneur von Mailand benahm ſich räthſelhafter als je. Frankreich und der Pabſt hatten neue Friedensvorſchläge zwiſchen Mailand und Savoyen gemacht, und Karl Emmanuel war auch ganz bereit geweſen, der Toledo jedoch erklärte, nur unter der Bedingung eingehen zu können, daß Karl Emmanuel ſich gänzlich von Venedig losſage. Er müſſe im nöthigen Falle durchaus dem Erzherzog, dem Schwager und Verwandten ſeines Königs, zu Hülfe kommen, und könne daher nur einen Frieden machen, der ihn vor jeder Bewegung Savoyens zum Beiſtand der Republik gänzlich ſichere. Karl Emmanuel wies dieſe Vorſchläge entrüſtet zurück, und ſeine Stellung gegen den Gouverneur, ſowie gegen Mantua, blieb daher dieſelbe, die ſie bisher geweſen. Dadurch war die Republik zwar über ſeine Geſinnungen beruhigt, um ſo weniger hingegen über die des Toledo und die Spaniens überhaupt. Der Senat berieth ſehr

ernſtlich, und der Beſchluß, über welchen man ſich vereinigte, war eine augenblickliche Anwerbung in Holland. Die Generalſtaaten hatten die Drohungen Spaniens nicht geachtet, und ſich nach wie vor von bereitwilliger Freundſchaft gegen die Republik gezeigt; ſo konnte man denn anſehnlicher Hülfstruppen gewiß ſeyn. Dennoch wäre es ſehr erwünſcht geweſen, über die eigentlichen Abſichten Spaniens im Klaren zu ſeyn. Der Foscarini beſonders ſprach lebhaft darüber, wie nothwendig das ſey, und ebenſo lebhaft äußerte er wieder ein Mal ſein Mißtrauen gegen den Marquis von Bedmar. „Der Cueva betrügt uns," wiederholte er mit der innerſten Ueberzeugung. „Es iſt nicht möglich, daß ein Geſandter und ein Gouverneur derſelben Krone ſo wenig mit einander übereinſtimmen ſollten, wie der Cueva und der Toledo. Dieſer droht mit Krieg und Der betheuert den Frieden; Einer nur kann ehrlich ſeyn, und ich glaube der Toledo iſt's." Der Senat erwog das reiflich; den Cueva zu überliſten, konnte nur erſprießlich ſeyn; doch auf welche Art durfte man ſich dieſes Erfolges ſchmeicheln? „Einzig und allein, indem man den Spanier im ſcheinbar gleichgültigen Geſpräch ausforſcht," verſetzte Antonio, „und das kann nur inmitten der Geſelligkeit geſchehen." Der Contarini bot ſich an. Als er in Frankreich Geſandter geweſen, hatte der jetzige

franzöſiſche Geſandte, Leon Bruslard, ihm viele Höflichkeiten erwieſen, welche ihm zu erwiedern er bei der Abgeſchiedenheit, worin die fremden Miniſter lebten, noch keine Gelegenheit gefunden. Daher ſchlug er vor, daß er den franzöſiſchen Geſandten und mit ihm alle übrigen zu einem großen Feſte auf ſeinem Landhaus einladen wollte. Alle konnte er nicht bei ſich beherbergen, ſehr gut jedoch den franzöſiſchen und den ſpaniſchen. Die andern ſollte Anzolo aufnehmen, indem er unmittelbar neben dem Landhauſe des Oheims ein noch geräumigeres beſaß. Der Senat nahm dieſen Vorſchlag an und gab damit dem Foscarini Freiheit, den Spanier zu ergründen. Die Berathung wurde für eine geheime erklärt; in dem Geſuch, welches der Contarini bei dem großen Rathe einreichte, ſprach er nur von ſeinen Verbindlichkeiten gegen den franzöſiſchen Geſandten, und von dem Wunſche, ſie bei dieſer günſtigen Veranlaſſung zu erfüllen. Der große Rath nahm das Geſuch an, wie es geſtellt war, ertheilte dem Contarini die erbetene Erlaubniß, und der alte Patrizier erließ alsbald ſeine Einladungsbriefe. Der franzöſiſche Geſandte erhielt natürlich den erſten, der ſpaniſche indeſſen nicht den letzten. Die ſämmtlichen Miniſter nahmen die Einladung, welche die Einförmigkeit ihres Aufenthaltes in Venedig unterbrach, mit Vergnügen an; Anzolo ſeinerſeits dünkte

ſich nicht wenig mit dem Auftrage, die meiſten von ihnen in ſeinem Hauſe zu bewirthen, ja, beinahe vergab er in der Eitelkeit auf dieſe Auszeichnung dem Oheim, welchem er ſie verdankte, das Gelingen bei Tereſa.

Als er jedoch die ſchöne Braut an ihrem Hochzeittage erſcheinen ſah, da regte es ſich in ſeinem Herzen wieder zornig gegen den Oheim, feindlich gegen Tereſa. Er ſagte ſich nicht: „Gott, dieſes Geſchöpf hätte ich beſitzen und ſelig mit ihr ſeyn können;“ er litt nicht aus irgend einer Art von Liebe für ſeine künftige Tante. Aber ſeine Selbſtliebe empörte ſich, peinigte ihn mit Neid und Eiferſucht und trieb ihn zu den häßlichſten Gedanken. Dazu kam, daß Tereſa ihn ſehr kalt behandelte und ſo der früheren Demüthigung eine neue hinzufügte; genug, kein Gaſt wohnte mit weniger guten Geſinnungen der Feierlichkeit bei, als der ſchöne Neffe des Bräutigams.

Der Foscarini war ebenfalls eingeladen, wurde jedoch durch ein leichtes Unwohlſeyn vom Erſcheinen zurückgehalten. Die Contarina hingegen war gekommen und erklärte Tereſa für die lieblichſte Braut, die ſie je geſehen. Die Trauung wurde im Hauſe des Contarini durch den Patriarchen, Cardinal Francesco Vendramin, vollzogen. Die Anweſenden waren zahlreich und aus dem höchſten Adel gewählt. Das Mahl, welches folgte, verlängerte ſich

bis in die Nacht; Musik und Deklamation fehlte nicht. Am andern Morgen reisten die neuen Gatten nach dem Landhause ab; die Contarina folgte acht Tage später mit dem Navager.

Das Landhaus war ein palastähnliches Gebäude mit zwei großen Flügeln und einer Vorhalle auf Marmorsäulen. Es lag ungefähr zwei italiänische Meilen vor Verona an der Straße, von welcher es durch einen breiten Graben und ein langes eisernes Gitter getrennt wurde. Das Gitter war von Mauerpfeilern unterbrochen, worauf Bildsäulen standen; über dem portalartigen Einfahrtsthor, zu welchem eine kleine gemauerte Brücke über den Kanal führte, war das Wappen der Contarini, drei blaue schräge Balken im goldnen Schild mit der Dogenmütze darüber, und hier von einem Löwen und einer gekrönten und geflügelten Schlange gehalten. Auf dem ausgedehnten Rasenplatze, der von Wegen umgeben, vor dem Hause lag, ließen einige Trauerweiden die Kaskaden ihrer langen Zweige bis auf den grünen Boden fallen. Einige Rosenbüsche, groß und bosketthoch, blühten nicht mehr wie im Mai, aber doch noch genug, um das grüne Bild durch Röthe zu beleben. Zu den Seiten der Flügel waren kleine Lustwäldchen, in denen alle die schönen Bäume der lombardischen Ebene standen. Der edle Kastanienbaum prangte

noch in dem vollen Glanz ſeiner großen glatten Blätter. Der Oelbaum, deſſen Grün mit anderm Laub gemiſcht, durchaus nicht matt, ſondern nur von einer wollüſtigen Bläſſe erſcheint, ſtreute ſeine durchſichtigen Schatten aus. In friſcher Fülle, das wahre Bild der Ueppigkeit, grünte der Maulbeerbaum, der hier nicht entlaubt worden war. Der Granatenbaum hatte ſeine röthlichen Früchte bereits abgegeben, ſchimmerte aber darum nicht minder in bräunlichem Purpur. Der Feigenbaum und der Lorbeer vereinigten ſich, beide dunkelgrün und doch ſo verſchieden, der eine phantaſtiſch, der andere elegant, der eine wie geſchwellt von dem ſaftigſten Mark des Bodens, der andere von der Sonnenwärme gleichſam im Voraus von aller überflüſſigen Feuchtigkeit befreit, damit er ſich beſſer zu unverwelklichen Kränzen eigne. Der Lebensbaum, deſſen neue Sproſſen von ſo blendender Helle ſind, fehlte nicht in der ſchönen Baumverſammlung, ebenſo wenig der bräunlich-grüne Obelisk der lombardiſchen Pappel und die anmuthig-traurige Geſtalt der Cypreſſe. Obgleich es Oktober, der Monat der Ferien und der Herbſtvilleggiatura war, dufteten an den mächtigen Gebüſchen des Jasmins noch viele von den ſchneeigen, ſpitzblätterigen Blüthen, und der Oleander leuchtete noch in dem unbeſchreiblich weichen Roſa ſeiner Blume. Von der Mauer endlich,

die sich an das Gitter schließend, sowohl die Wäldchen, wie den großen Wein- und Obstgarten hinter dem Hause einfriedigte, hingen Armevoll von biegsamen Rosenranken, Geißblatt und Epheu herab. Dieser trug seine grünlich-gelben Samenbüschel, das Geißblatt blühte hier und da noch, die kleinen weißen, purpurnen und gelben Rosen aber waren schon theils ganz abgefallen, theils wenigstens erblaßt und nicht mehr frisch. Trotz dieser leisen Andeutungen der Herbstnähe jedoch war noch so viel Wärme in der Luft, so viel Durchsichtigkeit in der Himmelsfärbung, so viel Licht und Leben in der Ebene, so viel Weiche in den Schatten der Gebirge, daß man im Norden an einen Frühlingstag geglaubt hätte.

Das Gebäude war der lieblichen Umgebung würdig. In freiem Styl und luftiger Räumlichkeit errichtet, war es durch die Fresken, mit denen Paul Veronese es sowohl von Außen, wie von Innen verziert, kostbar wie ein Museum geworden. Der kühne Meister, der nie malte, ohne die gewaltigste Architektur darzustellen, fand auf den breiten äußern Wänden, in der weiten Halle, in den herrlichen Sälen, die mit Fensterthüren in den Garten und die Wäldchen gingen, den vollkommensten Raum zu seinen Säulen, Bogenwölbungen und Brüstungen, und hatte daher die theils allegorischen, theils mythologischen Bilder

mit der ganzen Großartigkeit seiner Weise umgeben, so daß man sich leicht einbilden konnte, in einer Königsburg einherzuwandeln. In den Zimmern waren nur die Decken und die Karnieße gemalt, die Wände aber mit prächtigen Tapeten und seidenen Stoffen bekleidet. Die Ausstattung entsprach den Gemächern.

In diesem wahrhaft patrizischen Aufenthalt also empfing Teresa eine Woche nach ihrer Verheirathung mit der vollen Würde einer Hausherrin den Vater und dessen Freundin. Beide fanden, daß die Braut, wie zu Venedig eine junge Frau das erste Jahr hindurch noch genannt wurde, sich in ihrem neuen Stande wo möglich verschönert habe. Das Bewußtseyn, als geehrte Gattin fast die höchste Ehrenstufe ihres Geschlechtes erreicht zu haben, gab ihr eine vornehme Freiheit, welche mit der ihr angebornen Züchtigkeit sich zu dem edlen Anstand einer jugendlichen Fürstin verschmolz. Der Navager machte diese Bemerkungen mit stillem Genusse; die Contarina theilte bei dem abendlichen Spaziergange sie dem anmuthigen Gegenstand derselben mit. „Ich schmeichle nie, aber ich lobe gern was mir gefällt," sprach sie, „und Ihr, theure Teresa, seyd in diesen acht Tagen so schön geworden, daß Ihr nicht nur mir gefallt, sondern mich geradezu entzückt, nicht anders, als wäre ich ein Anbeter von Euch, oder ein Künstler

und als ſolcher ein Anbeter aller Schönheit. Ich frage mich allerdings, wie Ihr es angefangen habt, um noch ſchöner zu werden, aber da ich mit meinen Augen ſehe, daß es Euch geglückt iſt, ſo muß es doch möglich geweſen ſeyn. Wartet, es fällt mir ein, wie Ihr es gemacht habt. Vorher waret Ihr die Madonna auf Erden, jetzt ſeyd Ihr die Madonna im Himmel."

Tereſa hatte ſich ſchon an Huldigungen gewöhnt; ſie zürnte daher durchaus nicht über dieſe Schmeicheleien, ſondern hörte ſie im Gegentheile mit dem Erröthen der Befriedigung an und ſagte: „Ihr ſeyd ſehr gütig, theure Muhme. Es macht mir Freude, daß ich Euch gefalle. Ich möchte ſo gern meinem gütigen Gatten Ehre machen."

„Die Gewißheit könnt Ihr haben," verſicherte Criſtina lächelnd. „Ihr werdet übermorgen alle Damen überſtrahlen."

Tereſa blickte ſie mit ehrlichen Augen an. „Es iſt wahrlich nicht meinetwillen, daß ich zu gefallen wünſche."

„Und wenn es auch wäre? Das iſt das Recht einer Braut."

„Aber es iſt nur um meines Gatten willen," betheuerte Tereſa, „Ihr könnt es mir glauben. Er überläßt ſich ſchon im Voraus ſolchem Stolz über die Triumphe, die ſeine Nachſicht mir prophezeit, daß es mich ſehr betrübt

haben würde, ihn getäuſcht zu ſehen. Dank Euch, jetzt fürchte ich es nicht mehr, und wie wird er ſich freuen!“

„Ihr hängt alſo mit ganzem Herzen an ihm, da Euch die Erwartung, ihn erfreut zu ſehen, ſo glücklich macht?“

„Er iſt ſo gut,“ entgegnete Tereſa gerührt. „Ihr glaubt es nicht — mein Vater war doch auch gütig, nachſichtsvoll, bedacht auf meine Wünſche; aber mit welcher andern Güte umgibt mein Gatte mich! Da iſt kein Augenblick, daß ſeine Achtſamkeit aufhörte. Gefällt es Dir ſo, fragt er, oder wünſcheſt Du eine Veränderung? Sage mir Alles, befiehl, nimm gar keine Rückſichten auf mich. Ich bin befriedigt in Deiner Befriedigung — erſchöpfte ich auch alle Erfindungsgabe der Gefälligkeit, ich könnte Dir doch nicht genug für Deinen ſüßen Beſitz danken, den Du mir, dem unfreundlichen Greiſe, geſchenkt haſt. Unfreundlich er! — ich muß immer lachen, wenn er ſich dergleichen Namen gibt, denn kein Antlitz kann freundlicher blicken, als das ſeine. Die Züge ſind ſtrenge, das iſt wahr, aber der Ausdruck — lauter Liebe, Milde und Glück, und das Alles für mich. Und der Ausdruck macht doch das eigentliche Antlitz aus, nicht wahr?“ Criſtina nickte mit wehmüthigem Lächeln; ſie dachte an das Antlitz ihres Geliebten, wie das des Ausdrucks wegen ihr bisweilen

fremd vorkam. Tereſa ſchwätzte weiter: „er ſagte mir, als er um mich warb, ich würde an ihm einen Herrn bekommen. Ich will ihn nur nicht daran erinnern, damit ich ihm nicht etwa Beſchämung verurſache, ſonſt würde ich ihn fragen: ob man eine Herrſchaft nicht anders ausübe. Bis jetzt bin ich die Herrin geweſen, ja, ganz unumſchränkt, und habe nur einen Liebhaber gehabt, und zwar einen, wie ein junger Mann gewiß nie iſt — glaubt Ihr das nicht auch, theure Muhme?“

„Gewiß; liebt ein Greis noch ein Mal, ſo iſt er ernſtlicher und heftiger dabei, als ein Jüngling. Auch iſt das leicht zu erklären. Das Herz des Greiſes erwacht mit Erſtaunen aus der ſchon begonnenen oder faſt ſchon vollkommenen Erſtarrung des Alters und empfindet für das Gefühl, welches mächtig genug war, es zu erwecken, eine ſolche entzückte Erkenntlichkeit, daß es dieſelbe durch die überſchwenglichſte Leidenſchaft abzutragen ſucht.“

„Gerade ſo redet mein Gatte. Alle Gedanken an lebendiges Glück waren in meiner Bruſt lange ſchon begraben, ſagt er; da erſchienſt du gleich einem Engel und ſiehe, ſie ſind aus ihrem Tode erwacht und athmen geſund, wie je. Ich weiß ſchon jetzt, was die Auferſtehung ſeyn wird. So ſagt er und nennt mich deßwegen ſeinen Aprilmonat, ſeine Aurora. Glaubtet Ihr

von ihm, daß er ſo ſchöne Namen geben könne? Gewöhnlich ſpricht er ſo kurz und abſichtlich ungewählt, denn er ſagt, er möge lange und zierliche Reden nicht leiden — ſie machten den Sinn undeutlich, anſtatt ihn klar zu machen; aber wenn er neben mir ſitzt und mir in die Augen blickt, da ſchmeichelt er mir mit einer Sprache, deren kein Dichter ſich ſchämen dürfte. Noch ſagt er mir: eine ſchöne Geliebte muß für einen Greis köſtlicher und anbetungswürdiger ſeyn, als für einen jugendlichen Liebhaber, denn dieſer hat außer der Geliebten noch die Friſche des Lebensanfangs, Kraft, Geſundheit, Feuer, Ehrgeiz, Freunde, die Zukunft — der Greis umfängt in der Geliebten ſein einziges Gut. Sind das nicht Worte, die das Herz in ſeinem Tiefſten rühren müſſen?“ fragte hier ſich ſelbſt unterbrechend die junge Frau. Dann erhob ſie die lichten braunen Augen und ſprach mit Inbrunſt: „o, daß ich meinem Gatten ſeine Güte doch recht lohnen könnte!“

„Das habt Ihr leicht,“ entgegnete Criſtina; „Ihr dürft nur ihn immer ſo lieb halten, wie jetzt.“

„Ach, genügt das,“ rief Tereſa mit kindlichem Frohſinn, „dann ſoll es ihm an Glück nicht fehlen, ſo lange Gott ihn noch erhält, ſey das lange, länger als ich lebe. Ich wäre untröſtlich, wenn ich ihn beweinen müßte. Wie

kann nur eine Wittwe ſich je tröſten? Ach verzeiht," bat ſie hier plötzlich verlegen erröthend, „ich vergaß ganz, daß Ihr eine ſeyd. Aber Euch klagt meine Aeußerung auch nicht an, denn ich meinte nur Wittwen, die ſo glückliche Gattinnen geweſen wären, wie ich es bin, und Ihr habt keine glückliche Ehe gehabt, erzählte der Vater mir."

„Ich kann mich nicht beklagen. Mein verſtorbener Mann behandelte mich mit Achtung und ließ mir vollkommene Freiheit, ſo daß wir einander nie ſtörten und nie uneinig waren."

„Das muß ja ſchrecklich geweſen ſeyn," meinte Tereſa mit großem Mitleid.

„Es war eben eine Ehe," ſprach mit einem herben Lächeln die Contarina, „darum beklage ich mich durchaus nicht über den Todten — ruhe er in Frieden und mit meinem Segen — nur möchte ich keinen zweiten Ehemann haben."

„Warum nicht?" fragte Tereſa abermals erröthend, denn ſie dachte an den Foscarini; „Ihr müßtet nur einen wählen, der Euch liebte."

„Glaubt Ihr denn, daß mein verſtorbener Mann mich nicht aus Liebe geheirathet habe?"

„Ja, das glaube ich, denn wo ſollte denn ſonſt ſeine Gleichgültigkeit hergekommen ſeyn?"

„Aus der Ehe. Ein Ehemann wird immer gleichgültig.“

„Sagt das doch nicht,“ rief Teresa ernstlich; „da müßte ja in jeder Ehe das Glück aufhören.“

„Das ist auch der Fall, sobald der Gatte aufhört, der Liebhaber zu seyn und dafür zum Ehemann wird.“

„Ach Gott,“ sagte Teresa unwillkührlich ganz kleinlaut.

„Fürchtet Euch nicht, liebste Teresa. Eure Schönheit —“

„Ach, laßt jetzt die Schmeicheleien,“ unterbrach die junge Frau ungeduldig die Contarina. „Die klingen recht angenehm, wenn es sich blos um die Eitelkeit handelt; aber des Glückes können sie nicht versichern, und, guter Gott, ich möchte mir das meine so gern erhalten. Bitte, rathet mir — Ihr seyd so klug, so erfahren in der Liebenswürdigkeit — gebt mir an, was ich thun muß, um meinem Gatten immer zu gefallen.“

„Theure,“ sprach die Contarina lieblichtraurig, „dieses Geheimniß lehrt und lernt sich nicht. Gott hat vielleicht Einige unseres Geschlechtes damit begnadigt; ich jedoch bin nicht mit erwählt worden. Doch ich rede jetzt ernstlich: ich glaube, Ihr habt nicht zu befürchten, daß Euer Gatte anders werde. Denn seht, was läßt die Ehemänner meistens gegen ihre Frauen erkalten? Die Langeweile an

derſelben Schönheit — die Begier nach neuen Reizen. — Dazu kommen dann noch die Verlockungen, die unſer Geſchlecht leider nie ſpart, wo es ein Glück zu zerſtören gilt. Die habt Ihr ſchon nicht zu ſcheuen, denn ein Greis dünkt der großen Frauenwelt wenig begehrenswerth; es ſind immer nur ſeltene Herzen, die ſich an einen ergrauten Gatten ſchließen. Eben ſo wenig läßt ſich der Vernunft nach annehmen, daß mein Oheim Euch noch untreu werden könnte; ſeine Gleichgültigkeit gegen die Frauen war ſchon ſprichwörtlich geworden; ſollte er jetzt mit einem Mal Flammen genug in ſich empfinden, um außer für Eure Schönheit auch noch für andere zu brennen? Ich glaube es nicht, ſondern bin vielmehr ſo gewiß, wie man einer Sache nur ſeyn kann, daß dieſer Spätfrühling ſeines Herzens eben nur hinreicht, um Euch mit friſchen Gefühlen zu umfaſſen. Seyd Ihr nun beruhigt?"

Tereſa lächelte ihr zu und ſagte: „Ihr ſeyd ſehr gut."

„So habt Ihr mich jetzt ein wenig lieb?" fragte Criſtina bewegt.

Mit der keuſchen Grazie, welche die Liebkoſungen junger Mädchen ſo himmliſch machen kann, ſchlang Tereſa ihre Arme um den weißen Nacken der Contarina, beugte ſich herab und küßte ſie zärtlich auf die ſchönen dunklen Lippen.

„Dank," sagte Cristina innig, den Kuß erwiedernd, „ich hoffte es manchmal und glaubte dann doch wieder, es sey zu viel."

„Ich kannte Euch nicht," flüsterte Teresa beschämt.

„Entschuldigt Euch nicht," erwiederte anmuthig gebieterisch die Contarina. „Entschuldigungen machen jede Schuld schlimmer, und überdieß habe ich Euch bereits in Gnaden verziehen. Ernsthaft," setzte sie hinzu, als Teresa sie noch immer reuig ansah, „Ihr habt mir nicht zu viel gethan. Ich sagte es Euch bei unserer ersten Bekanntschaft: Neigung lasse sich nicht erzwingen, daß Euer guter Vater mich Euch gewissermaßen aufnöthigte, mußte mich in Euern Augen herabsetzen; man denkt gar zu leicht: was einem so angepriesen werde, sey Nichts werth. Die meisten Bewerbungen, die abschlägliche Antwort erhalten, würden angenommen werden, wenn sie nicht mit gar so großer Dringlichkeit angeboten würden. Die ungeduldigen Jünglinge sollen von mir lernen kommen. Ich habe hübsch Geduld gehabt, habe es gänzlich Eurer Großmuth anheimgestellt, ob Ihr mich lieben wolltet, und siehe da, Ihr habt es gethan, und ich empfange die Belohnung für meine Bescheidenheit."

Sprach Cristina mit voller Aufrichtigkeit? Gewiß; sie betrachtete Teresa mit der herzlichsten Neigung und

freute ſich ihrer ſchnellen Entwickelung. Alſo befürchtete ſie nicht mehr, daß Tereſa's Anblick ihr die Augen Antonio's entwenden könne? Bisweilen zitterte ihr Herz noch davor, aber ſie wollte es nicht glauben und wies den Inſtinkt ab, der ihr zuflüſterte, zu bangen und ſich zu hüten. Vielleicht beſchäftigte ſie ſich deßhalb weniger mit dem Einfluß, den dieſe neue Schönheit auf Antonio haben könnte, weil alle ihre Anſtrengungen dahin gerichtet waren, ihren eigenen wieder zu gewinnen; denn noch immer verhielt der Freund ihr gegenüber ſich in der Abſpannung, welche auf jede große Kriſis, ſey ſie nun körperlich oder geiſtig, der Natur gemäß erfolgen muß. Aufmerkſam und freundlich, in Stunden auch zutraulich und heiter, war er doch noch nie wieder der Liebhaber geweſen; er ſchien der Schönheit in der Freundin nicht länger zu bedürfen, ſich nicht mehr daran zu erinnern, daß ſie Zärtlichkeit und Hingebung für ihn in Bereitſchaft halte, oder daß ſie ihm je Weib und Glück geweſen ſey. Criſtina ertrug dieſe Entfremdung mit Demuth, aber nicht mit Ergebung; denn glühender als je liebte ſie den Freund und ſehnte ſich nach Erwiederung von ihm. Das iſt immer ſo: will von zwei Herzen eines ausruhen, wird das andere durſtiger als ſonſt nach Leben ſeyn. Auch Criſtina brannte vor Schmachten, und als handelte es ſich um eine neue

Eroberung, ſo verführeriſch wandte ſie alle ihre Reize an, ſo berechnete ſie den Ertrag, welchen eine jede ihrer Eigenſchaften ihr bringen könnte, ſo ganz war ſie Einladung und Verheißung. Aber bis jetzt umſonſt. Ohne jedoch ſich entmuthigen zu laſſen, denn die Ausübung ihres Genies, welches im Gefallen beſtand, belebte und erregte ſie, hatte ſie von dem Freunde Abſchied genommen. Die kurze Abweſenheit mußte, ſo hoffte ſie, ihr als die beſte Bundesgenoſſin dienen. Eine Stunde, in welcher Antonio ſie vermißte, konnte wieder das Bedürfniß ihrer in ihm erwecken. Ebenſo muthig war ſie jetzt, wie ſie oft kleinmüthig geweſen. Beinahe mit Gewißheit erwartete ſie, daß der Geliebte beim Wiederſehen ſie mit dem glänzenden Lächeln grüßen würde, welches ſein Antlitz für ſie zur Sonne umwandelte. Durch dieſe heimliche Hoffnung war ſie ſo voller Anmuth, daß Tereſa ſich immer magiſcher an ſie gezogen fühlte. Aber vom Geliebten zu ſprechen, wagte ſie nicht. Ein Gefühl der Scham hielt ſie ab. Tereſa erſchien ihr zu rein für ein Vertrauen, wie dieſes. Nur obenhin bemerkte ſie: „Ihr werdet übermorgen auch einen ausgezeichneten Freund Eures Mannes, Meſſer Antonio Foscarini, kennen lernen.“ Tereſa antwortete ebenſo leicht: „ja, mein Gatte ſagte mir, daß er mit einem Edelmann aus Verona kommen werde, bei dem er zum

Beſuch ſey.“ Bei dieſen unbedeutenden Reden waren beide Frauen brennend roth geworden, aber da beide ſich von einander abgewandt hatten, bemerkte keine die Verlegenheit der andern. Tereſa war aus gemiſchten Empfindungen erröthet. Der Foscarini hatte ſie ſeit ihrem Brautwerden durchaus nicht mehr beſchäftigt, aber die Erinnerung an ihre früheren Schwärmereien war noch zu lebendig, um ihr nicht eine gewiſſe Befangenheit zu verurſachen, wenn der Name Antonio's genannt wurde. Sie wünſchte, die Bekanntſchaft mit ihm erſt gemacht zu haben, und hatte doch aufgeathmet, als an ihrem Hochzeittage ſeine Entſchuldigung gekommen war. Die Erwartung, ihn endlich von Angeſicht zu erblicken, wiederholte ſich nun, und die junge Frau fühlte bisweilen ihr Herz klopfen, ohne doch im Geringſten neugierig zu ſeyn. Ja, hätte ſie den Gegenſtand ihrer kindiſchen Träumereien für ein Jahr wenigſtens auf die ehrenvollſte Art aus der Republik forſchicken können, ſo würde ſie äußerſt zufrieden geweſen ſeyn. Das ging indeſſen nicht an, und ſo redete ſie ſich, ſo gut ſie konnte, Muth ein und hoffte, ſie würde ſich bei der Vorſtellung vor ihm nicht linkiſcher benehmen, als bei jeder andern. „Vielleicht kommt er erſt, wenn ſchon viel von der Geſellſchaft da iſt,“ dachte ſie, nach Troſtgründen für ſich ſelbſt ſuchend; „dann geht es ſchneller,

er findet gleich Freunde, ich bin auch in Anſpruch genommen. Jedenfalls werde ich ungewöhnliche Farbe haben, ſo daß man es nicht bemerken wird, wenn ich bei ſeinem Gruße noch etwas mehr erröthen ſollte."

Außer dieſem einen Gegenſtand beſprachen die beiden Frauen, die jetzt ſowohl durch Familie, wie durch Neigung verwandt waren, mit voller Vertraulichkeit alle die hundert und aber hundert Dinge, welche das geheime und oft ſo allerliebſt unterhaltende Geſchwätz des Geſchlechtes ausmachen. Ehemänner allein, die ihren Frauen volle Sicherheit einzuflößen verſtanden haben, können etwas von dieſem ganz unbeſchreiblichen Geplauder erfahren, welches viel geiſtreicher und beluſtigender iſt, als die Männer in ihrem gewöhnlichen geiſtigen Hochmuthe es ſich träumen laſſen. Der weibliche Geiſt bewegt ſich allerdings nicht mit Gemeſſenheit vorwärts, gelangt nicht mit mathematiſcher Gewißheit zu den Ergebniſſen, bringt nicht alle Gründe mit ſich, um ſiegreich den Beweis zu liefern — dafür aber flattert und fliegt er, erreicht augenblicklich jeden Ort, wohin ein Einfall ihn hinlockt, ſpielt da mit dem Schmetterling, ſenkt ſich hier in die Melancholie, ſchwärmt zu den Sternen hinauf, guckt in die Spiegelgeheimniſſe einer Freundin, vertraut mit höchſter Wichtigkeit die größte Albernheit, verſchleiert ſich in keuſches Schweigen, erkundigt

ſich angelegentlich nach einer neuen Mehlſpeiſe, fragt tiefſinnig, was die Ewigkeit ſey, mit einem Worte, dreht die griechiſche Schöpfungsart, nach welcher die Welt aus dem Chaos entſtand, mit naiver Sorgloſigkeit um und macht aus der Welt ein Chaos. Das iſt auf Stunden viel anreizender, als Alles immer und immer unverrückt an ein und derſelben Stelle zu ſehen. Männer ſelbſt bekennen dieß, wenn es ihnen nicht gar zu ernſt um ihre Ueberlegenheit iſt. Die beiden, welche ſich mit in dem ſchönen Garten befanden, ſtörten wenigſtens den Genuß dieſes Geſchwätzes nicht, wenn ſie auch nicht ihn zu theilen geſchickt waren, und ſo redeten Tereſa und die Contarina denn von Padua und Venedig, von Einſamkeit und Geſelligkeit, von Diamanten und Rubinen, von den Pflichten und den Rechten des weiblichen Geſchlechtes, von Wagen und Gondeln, von Goldſtoff und Sammet, von Teppichen und Tapeten, und endlich auch von Giulietta und Anzolo. Die Contarina gab ihrer jungen Freundin guten Rath in Bezug auf dieſe beiden Geſchöpfe. „Brecht die Bekanntſchaft mit der Memo ja nicht ab,“ ſprach ſie, „macht ſie Euch nicht zur Feindin. Nichts iſt gefährlicher, als die Feindſchaft eines einfältigen Frauenzimmers, welches nie daran denkt, daß ſein Geſchwätz ihm ſelbſt ſchaden könnte.“ Wegen Anzolo bat ſie Tereſa, ihm nicht wieder

so kalt zu begegnen, wie an ihrem Hochzeittage. „Einen jungen Mann durch eine solche Behandlung zu strafen," setzte sie lächelnd hinzu, „das darf sich nur eine alte Frau erlauben, die weder Töchter noch Nichten zum Verheirathen hat. Eine, die welche hat und einen jungen Herrn irgend eine Unverschämtheit fühlen lassen will, setzt sich der mit Achselzucken begleiteten Redensart aus: „ja, guter Himmel, wenn ich ihre Tochter geheirathet hätte!" oder: „ja, warum ist ihre Nichte so häßlich!" Und von einer jungen Schönheit nun gar gilt ein kaltes Begegnen immer für eine Auszeichnung. Wer bis jetzt an Anzolo's Andeutungen gezweifelt, würde durch Eure Unfreundlichkeit getäuscht, ihnen Glauben schenken; es hieße: sie hat sich für eine Verschmähung zu rächen. Benehmt Euch dagegen mit vollkommener Höflichkeit gegen Euern schönen Neffen, und alle Welt wird lachend sagen: „der schöne Anzolo ist ein eingebildeter Narr."

„Aber," wandte Teresa ein, „wird er sich da nicht wieder etwas einbilden? Bei unserer Bekanntschaft habe ich ihn auch nur mit Höflichkeit behandelt, und doch hat er überall versichert, ich wäre bis zum Sterben in ihn verliebt."

„O," erwiederte ruhig Cristina, „man kann so höflich seyn und doch so gleichgültig. Habt Ihr Euch nie beim

Mittageſſen gelangweilt, wenn Ihr ſchon längſt aufgegeſſen hattet, und Eure gute Tante immer noch nicht mit Kauen fertig werden konnte?"

Tereſa lächelte verwundert und bejahte.

„Wie ſaht Ihr da aus?"

„Ich glaube, man hätte mir die Langeweile anmerken können, wenn ich auch aus Ehrerbietung ſie zu unterdrücken ſuchte."

„Gut, Tereſa mein, ſetzt Höflichkeit für Ehrerbietung, und dann ſeht im Geſpräche mit Euerm Neffen gerade ſo aus, wie bei Tiſche mit Eurer Tante."

Die junge Frau lachte und verſprach, ihr Möglichſtes zu thun. Aber als Anzolo am andern Morgen erſchien, um ſeinem Oheim die Anſtalten mitzutheilen, die er zur Aufnahme der ihm übergebenen Geſandten mit weit mehr Prunk, als nöthig, getroffen hatte, nahm er die Artigkeit, mit welcher Tereſa ihn begrüßte, mit ſolcher ſteifen Haltung und einer ſo hochmüthigen Miene an, daß die junge Frau bald böſe wurde und ihn ohne Weiteres nach ſeinem Belieben ſitzen und ſtehen, bleiben und gehen ließ. „Mag er reden, was er will," ſagte ſie trotzig zu Criſtina. „Man wird am Ende doch einſehen, daß ich meinen Gatten liebe und glücklich mit ihm bin, und daß mir dagegen an dieſem jungen Narren nie etwas gelegen war, und will man

es nicht einsehen — auch gut; um den Preis, diesem eingebildeten Menschen zu schmeicheln, erkaufe ich die richtige Beurtheilung nicht."

Cristina versuchte umsonst, diese Unabhängigkeit einzuschüchtern. Es ist eigen, daß die Personen, welche sich selbst dem Urtheil der Welt aussetzen, Anderen oft am ängstlichsten zureden, es zu scheuen. Also sprach auch Cristina sehr dringlich von den Rücksichten, denen man sich nicht entziehen dürfe, von der Klugheit, die man sich selbst schuldig, von der Heuchelei, die eine Nothwendigkeit sey, aber sie kannte den Charakter der jungen Frau noch nicht ganz. In einer gewissen Tiefe desselben lag ein granitner Grund, der jede Bearbeitung vereitelte, und auf den war die Contarina jetzt gestoßen. Teresa erklärte kurz und fest: „ich erniedrige mich nicht zur Lüge, weder mit der Rede noch mit der That. Blieb Messer Anzolo so wie er war, so konnte ich ihn mit nichtssagender Höflichkeit behandeln, denn er war mir, wie er war, völlig gleichgültig. Aber die Miene, die er heute annimmt, ist eine ganz neue, noch viel unverschämter, als seine vorige; deßwegen bin ich auf's Neue gegen ihn aufgebracht, und wo ich aufgebracht bin, da bin ich nicht freundlich, das wäre Heuchelei. Heuchelei aber ist Lüge ein für alle Mal,

und ich will ein für alle Mal mit Lügen nichts zu thun haben."

„Aber, Theure," sprach die Contarina sanft, „er ist nicht schlimmer, als andere junge Patrizier."

„Gut, da werde ich mit jungen Patriziern niemals reden," erwiederte stolz Teresa.

Dieser Entschluß lebte nicht lange, so kräftig er auch bei seiner Geburt war. Am Nachmittage nämlich kamen nicht nur einige verwandte Familien aus Venedig an, es versammelte sich auch eine zahlreiche Gesellschaft aus Verona und der Umgegend. Die beiden Gesandten sollten gleich von einem unterhaltenden Kreise umgeben und etwas aus ihrem diplomatischen Bewußtseyn herausgesprochen und gelacht werden. Der männliche Theil dieser Versammlung bestand nun nicht gerade aus lauter Fünfzigern, und dennoch beobachtete Teresa, nachdem sie sich von der ersten natürlichen Befangenheit erholt, mit Befriedigung eine allgemeine Artigkeit und Bescheidenheit. Demzufolge erwiederte sie die Anreden der jungen Patrizier ebenso huldvoll, wie die der alten und warf der Contarina halb scherzhaft, halb tadelnd vor: sie habe den jungen Adel verleumdet. Die Contarina lachte und fragte sie: ob einer dieser jungen Edelleute sich um sie beworben habe und von ihr abgewiesen worden sey. „Nein," versetzte

Tereſa, den Sinn der Frage nicht recht verſtehend. „Nun,“ ſprach Criſtina, „das macht den Unterſchied. Anzolo iſt ebenfalls die Beſcheidenheit und Artigkeit ſelbſt, ſo lange er nicht mit einer Bewerbung abgewieſen wird.“ — „Ach, mit Euch iſt nicht zu reden,“ rief Tereſa, „denn da Ihr ſo viel klüger ſeyd als ich, ſo habt Ihr immer einen Einwand mehr; aber ich glaube es Euch doch nicht, daß alle junge Männer ſo albern und eingebildet ſind, wie mein koſtbarer Herr Neffe.“ — „Die Gelegenheit macht die Gleichheit,“ entgegnete Criſtina mit kaltblütiger Beharrlichkeit, — „doch ſind da nicht Karroſſen? Die Herren Geſandten kommen. Jetzt werdet Ihr ausländiſche Höflichkeit mit inländiſcher vergleichen können.“

Nicht nur Tereſa hatte dieſe Gelegenheit, auch Criſtina bekam ſie; denn während der franzöſiſche Geſandte ſich mit ſichtlicher Bewunderung um die ſchöne Wirthin bemühte, begleitete der Marquis von Bedmar faſt den ganzen Abend hindurch ausſchließlich die Freundin Antonio's. Die Bekanntſchaft zwiſchen ihnen ſchrieb ſich von einer öffentlichen Feſtlichkeit her, die vor mehreren Jahren ſtattgefunden; ſie war daher nicht neu, wurde aber von dem Marquis mit großem Eifer erneuert. Criſtina ihrerſeits nahm ſeine Aufmerkſamkeiten mit ihrer gewinnendſten

Lieblichkeit an; was ihr von Antonio nicht hatte mitgetheilt werden können, der Beſchluß des Senates, das hatte ſie durch eigenes Nachdenken ergründet. „Mein Oheim iſt nicht ein ſolcher Freund der Fremden, daß er aus bloßem Verlangen, den franzöſiſchen Geſandten bei ſich zu bewirthen, mit einem Geſuch beim großen Rath eingekommen wäre, er, der nie um etwas bittet. Gewiß liegt eine politiſche Abſicht unter dieſem plötzlichen Anfall von Gaſtfreundſchaft, und wem ſie gilt, das iſt der Spanier. Ich brauche Antonio nicht erſt zu ſehen, um zu wiſſen, daß ſeine Augen einzig und allein an dieſem blaſſen Geſichte hängen werden. Wohlan, in Sammt und Juwelen verſuchen auch wir ein Mal den Spion zu ſpielen. Gewinnen wir dem Herrn Granden ein Geheimniß ab, ſo wird unſer ſüßer Herr uns dafür belohnen.“

Aus dieſem ächt venetianiſchen Beweggrunde alſo kam die Contarina dem Marquis ſo bezaubernd entgegen, daß vielleicht mancher Diplomat ſich vergeſſen hätte. Der Marquis von Bedmar jedoch vergaß weder ſich, noch den venetianiſchen Boden, noch die Aufgabe, die er ſelbſt ſich geſtellt und die zur Zeit noch in ſeiner Bruſt verborgen war. Konnte es einer Sterblichen gelingen, ihn zum Selbſtverrath zu bethören, ſo war es gewiß die blonde, circenhafte Contarina, aber es gelang ihr nicht.

„Antonio," flüsterte sie, als am nächsten Abend der Foscarini absichtlich spät erschienen war, „mit diesem Spanier ist nicht zu kämpfen. Er versicherte mir gestern lachend, daß er bei dem Anblicke von Venedig jedes Mal ein heftiges Bedauern empfinde und zwar darüber, daß eine so prächtige Stadt nicht seinen Souveräns unterthan sey. Du siehst, bei einer solchen Heuchelei der Freimüthigkeit bleibt keine Hoffnung."

„Dennoch sprach er nie wahrer," erwiederte Antonio in unterdrückter Spannung.

„Gewiß," bestätigte die Contarina mit einem Blick, der sie in der Politik dem Senator gleich machte; „aber wirst Du mit einem solchen Geständnisse den Senat gegen ihn überzeugen?"

Antonio blickte nach dem Marquis umher. Bald entdeckte er ihn; der Spanier stand in einer Gruppe junger Patrizier und theilte ihr Vergnügen über den Tanz, der eben vor sich ging. Auch Antonio's Auge wurde unwillkührlich von der blitzenden und schillernden Bewegung angezogen, die den melodischen Geboten der Musik gehorchte. Auf einmal erschien ihm mitten darinnen eine Gestalt, wie eine Göttin in einem Himmel voll Schönheit. Betroffen wandte er sich an seine Freundin: „sage mir, wer ist die junge Frau in Silberstoff mit dem

Schmuck von Perlen?“ — „Die?“ fragte Criſtina und wurde blaß. „Du findeſt ſie ſchön, nicht wahr?“ — „Ja, ſehr,“ erwiederte er, mit den Augen ſchon wieder zu dem Gegenſtand ſeiner Frage zurückgekehrt. „Nun wohl,“ ſagte Criſtina langſam und mit leiſer Stimme, „es iſt Tereſa Navager, die Braut meines Oheims.“

Augenblicklich empfand Antonio mit ſeiner Freundin, wie er ſie durch ſeine Frage berührt, und wie viel dieſe kaum hörbare Antwort ſie gekoſtet. „Du hatteſt Recht,“ ſprach er, ſich mit Ruhe von dem entzückenden Bilde des Tanzes abwendend, „ſie iſt ſehr ſchön. Ich wundere mich nicht mehr über Deine Begeiſterung. Aber warum tanzeſt Du nicht, meine Criſtina?“ Contarina antwortete, ſie habe ihn erwarten und wegen des Spaniers benachrichtigen wollen. „Immer gut, immer an mich denkend,“ ſagte er und blickte ſie dankbar und gerührt an. Criſtina erwiederte dieſen Blick mit dem ganzen Zauber der Seele, und die beiden Liebenden waren ſeit Monaten einander nicht ſo nahe geweſen, wie in dieſer Minute, wo ihre Hände und Lippen ſo geſchieden bleiben mußten, aber der Contarini kam auf ſie zu und unterbrach ihr innerlich gewordenes Geſpräch.

„Biſt Du meiner Braut ſchon vorgeſtellt worden?“ fragte er den Foscarini. Antonio antwortete: er ſey eben

erſt gekommen und habe daher dieſe Ehre noch nicht gehabt. „So komm,“ ſprach der Contarini, „wenn der Tanz geendet iſt, will ich Dich zu ihr bringen.“ Die Contarina antwortete eben einem Veroneſer, der ſich neben ſie geſetzt hatte. Die beiden venetianiſchen Patrizier näherten ſich dem lebenvollen und glanzreichen Tanze. Das harmoniſche Geräuſch der Muſik und der Schritte beherrſchte alle einzelnen Stimmen ſo, daß ſie nur in der unmittelbarſten Nähe deutlich werden konnten, darum durfte der Contarini zu Antonio ſagen: „Du kommſt umſonſt ſo ſpät; auf dieſen Spanier wirkt Nichts, nicht Wein, nicht Muſik, nicht Frauenfreundlichkeit; er muß ein Gegengift beſitzen.“ Antonio verſetzte: „Criſtina hat es mir ſchon geſagt.“ — „Wie?“ fragte der Contarini, ſeine ſtarken Augenbrauen zuſammenziehend.

„Sie hat es errathen.“

„Aber biſt Du ihrer ſicher?“

„Wie meiner ſelbſt.“

„Gut dann. Doch ſieh, da hört der Tanz auf. Komm mit mir zu meiner Braut.“

Das Feſt war eben in ſeinem höchſten Nerv, obgleich es bereits vor fünf Stunden mit einem verſchwenderiſchen Mittagsmahl begonnen hatte, welches von Muſik und Geſang begleitet worden und dem ſogleich der Ball

gefolgt war. Dieſer währte auch ſchon über zwei Stunden, aber ſo viele Jugend war nicht ſo ſchnell zu ermüden; die graziöſen Anſtrengungen feuerten ſie im Gegentheil zu noch höherer Luſt an. So großartig die Säle ſich auch ausdehnten, genügten ſie doch eben nur, um die Gäſte in ſich zu faſſen; denn nicht nur der ganze Adel aus Verona und Vicenza war hier, jeder Palaſt in den beiden Städten, jedes Landhaus in der Gegend hatte eine oder mehrere verwandte und befreundete Familien aus Venedig aufgenommen, um auch ihnen die Theilnahme an dem Feſte möglich zu machen. Mit dem Beginn des Balles waren alle Gemächer mit weißen Wachskerzen, die Gärten alle mit bunten Balloni erleuchtet worden. Die Luft war ſo mild, daß die Fenſter und Thüren weit geöffnet ſtehen konnten und man aus der weißen Helle frei in die farbige ſchaute. Wie ſchön iſt eine ſüdliche Nacht im Glanz eines ſolchen Feſtes! Wie ſchön ſind die Frauen zwiſchen der durchflichtigen Dunkelheit und den Maſſen der Flammen und des Scheines! Wie ſchön war beſonders Tereſa! Züge, die für die Melancholie gezeichnet wurden, entzücken in der Freude. Tereſa genoß heute einer ſolchen Freude, wie ſie ein Antlitz ganz umſchaffen kann: es war ihr erſter Ballabend, ihre erſte allgemeine Bewunderungsernte. Die zarte Farbe ihrer Wangen hatte ſich zu einer wundervollen

Gluth erhöht; ihre Haut blendete wie lebendig gewordener Alabaſter; ihre Augen waren nicht nur wie gewöhnlich voll goldenen Schillers, ſondern voll deutlicher goldener Strahlen. Als ſie ſo in dem Weihrauch der Huldigungen daſtand, kam ihr Gatte mit Antonio zu ihr. Da ſah ſie ihn endlich, den Mann ihrer Träume. In jeder alltäglichen Stimmung wäre ſie vor ſeinem Anblick erbleicht — in ihrer jetzigen Erregung ſtaunte ſie ihn nur mit großen Augen an. Sie erkannte ihn für unſäglich herrlicher, als ſie ſich je eine Vorſtellung gemacht. Die Geſtalt war plaſtiſch, kräftig, ohne hervortretende Muskeln, elegant und dennoch ohne alle Künſtlichkeit, voll von Adel und dabei doch von der größten Einfachheit; die Hand weiß und feſt, ganz eigentlich dazu geformt, die Stirn mit ihren großen Gedanken zu ſtützen. Der edle Kopf wurde von noch ganz dunklem gewalltem Haare eingerahmt. Das Antlitz voll reiner Regelmäßigkeit erſchien von einer innern Erleuchtung durchſchimmert, ganz wie auf dem Bilde Arioſto's vom Tiziano das unvergleichliche Geſicht des Dichters, nur daß bei Arioſto durch die Gluth des Genies geſchieht, was bei Antonio durch den klaren Geiſt geſchah. Tereſa betrachtete dieſe Meiſterſchöpfung, zu welcher ihre Phantaſie nicht ausgereicht, die Gott aber in der Wahrheit hingeſtellt, mit einer träumeriſchen Verſunkenheit. Aus

der Gegenwart entführt, dünkte es ihr, sie säße in dem grünen Garten zu Padua, und Antonio offenbarte sich ihr nun endlich wirklich, nachdem er sich bisher blos ahnen lassen. Als er sie anredete, hörte diese Entrückung auf; die junge Frau erinnerte sich, lächelte über sich selbst und antwortete passend. Dennoch fand sie das ganze übrige Fest hindurch den Frohsinn nicht mehr wieder, der sie vor diesen Augenblicken belebt. Immerfort drangen die Gemälde ihrer Kindheit zwischen die mannigfaltigen und prächtigen, welche sich in unaufhörlicher Abwechselung um sie her gruppirten und sich nur auflösten, um sich von Neuem noch glücklicher zu bilden. Thränen kamen ihr mehr als ein Mal in die Augen, ohne daß sie diese seltsamen Rührungen begreifen konnte. Die Contarina bemerkte die Umstimmung, welche in der jungen Frau vorgegangen und befragte sie mit theilnehmender Zärtlichkeit um den Grund. „Ich glaube, das ungewohnte Geräusch wird mir allmälig zu viel," erwiederte Teresa, „aber, bitte, sagt meinem Gatten Nichts." Und das Fest klang und glänzte fort.

Antonio hatte unterdessen den spanischen Gesandten begrüßt. Der Eindruck der Ueberraschung, den Teresa auf ihn gemacht, war bereits wieder der bisherigen großen Leidenschaft seines Lebens gewichen; Venedig war in seinen

Gedanken und die feinste Forschung in seinen Worten, die schärfste Beobachtung in seinen Blicken. Jedoch umsonst; der Spanier redete lebhaft, stritt, erhitzte sich sogar — mehrere Stunden währte das Gespräch — alle mögliche Gegenstände wurden nicht nur berührt, sondern behandelt, ergründet und erläutert — öffentliche und geheime Geschichte, Inquisition und Protestantismus, spanische und italiänische Kunst, spanischer und italiänischer Charakter, England, wie der Marquis es noch unter Elisabeth, der Foscarini unter dem ersten Stuart gesehen, die originelle Sicherheit, mit welcher Heinrich IV. von Frankreich sich zwischen seiner geschiedenen Frau, Margarethe von Valois, und seiner wirklichen, Maria von Medici, zu betragen gewußt — das Alles wurde besprochen, bewitzelt und bespottet, und gegen Morgen sagte Antonio doch zum Contarini: „ich gebe es auf."

Am nächsten Tage reisten die Gesandten wieder ab; der Contarini durfte ihnen länger keine Gastfreundschaft anbieten. Damit diese vom Gesetze dem Wirth aufgenöthigte Art weniger unfreundlich erscheinen möchte, schieden auch die venetianischen Gäste von den Gatten, und nur der Navager blieb auf die Bitten Beider, um mit ihnen die Villegiatura völlig zu verleben.

Teresa hatte die Contarina beim Abschiede unendlich

warm umarmt und geküßt, Antonio's indeſſen mit keiner Sylbe erwähnt. Die Contarina kam nicht mit leichtem Herzen auf dem kleinen, aber lieblichen Landſitze an, welchen ſie bei Padua beſaß. Sie fragte ſich, welche Empfindungen Tereſa und Antonio einander gegeben, welche Erinnerungen ſie gegenſeitig behalten. Antonio traf am andern Morgen gleichfalls in dem Palaſte ein, den er während der Ferien zu Padua bewohnte, oder vielmehr, in welchem er die Nächte ſchlief, denn die Tage brachte er ganz bei der Geliebten zu. Auch dieſes Mal war er in der Stadt nur abgeſtiegen, um ſich umzukleiden; dann fuhr er gleich zu Criſtina hinaus. Sie empfing ihn faſt mit Schüchternheit; er war von ungewöhnlicher Zärtlichkeit; Criſtina vermochte jedoch nicht recht, ſich darüber zu freuen. Nur mit Anſtrengung enthielt ſie ſich während der erſten Stunden der Erwähnung Tereſa's; am Abend konnte ſie es nicht länger. Antonio blieb völlig unbefangen und lobte die junge Frau weder zu wenig, noch zu viel. „Geſtehe, daß ich gut für Dich gewählt hatte," ſprach nun Criſtina. „Gewiß," erwiederte er gelaſſen, „kein Mann könnte ſich eine ſchönere Gattin wünſchen. Aber da ich nicht heirathen werde —" Die Contarina empfand den leidenſchaftlichſten Antrieb, ſich ihm in die Arme zu werfen und zu rufen: „da bin ich — nimm

mich als Frau, als Magd.“ Schmerzlich hielt ſie ſich zurück und ſprach: „es iſt nur Schade, daß gerade der Oheim ſie bekommen hat.“ — „Warum?“ fragte der Foscarini. „Gott gebe keiner jungen Frau einen ſchlechteren Gatten. Dein Oheim iſt unſer Aller Ehre.“ „Ich ehre ihn gewiß, aber Antonio, er iſt doch ein wenig von Metall.“

„Ganz, nur vom edelſten.“

„Theurer, Gold iſt darum nicht wärmer, als anderes Metall, weil es edler iſt. Ich bedaure Tereſa.“

„Ich nicht,“ ſprach Antonio lächelnd; „aber es iſt die Gewohnheit Deines Geſchlechtes, immer überflüſſiges Mitleid zu haben.“

„Madonna,“ fragte, als Antonio ſie verlaſſen hatte, die Contarina ſich ſelbſt, „wäre es möglich, daß ſie ihm nur gefallen hat, daß ſie ihm immer nur gefallen, nicht das Herz einnehmen wird? Wofür ſoll mein Glaube ſich entſcheiden — für Antonio's Ruhe, oder für die Bangigkeit in meiner Bruſt? Antonio belügt mich nicht, aber belügt er nicht vielleicht ſich ſelbſt? Denkt er nicht wider Willen an Tereſa und ſucht umher, ſich ihres Andenkens zu erwehren? O Herr, gib meinem Auge nur auf eine Minute die Gewalt, ganz deutlich in ſeinem Herzen zu leſen und darinnen ſelbſt das zu erkennen, was für ihn

noch durch Bewußtloſigkeit bedeckt wird! Gewähre mir dieſe übernatürliche Gabe — nein, nein — gib mir ſie nicht. Beſſer die Nacht, welche die Tiefe verbirgt, als der Blitzſtrahl, der ſie erhellt. Arme Thörin, Du brauchſt Dich gegen dieſe Gabe nicht zu ſträuben, — ſie wird Dir nie angeboten werden. Sey ruhig, an Betrug ſoll es Dir nicht mangeln. Dein eigenes Herz und die Zunge Anderer, die Einbildung Deiner Eitelkeit und die Schmeichelei der Freundſchaft, die Hoffnung jede Stunde — Alles wird ſich beeifern, Dir den gewünſchten Betrug zu verſchaffen. Betrogen werden, heißt das nicht gedemüthigt werden? O nein, nein; ich will es nicht. Antonio, liebſt Du jemals Tereſa, dann komm und geſtehe mir es freimüthig — ich will es Dir vergeben und ſterben. Doch ſpreche ich nicht im Fieber? Konnte Antonio allein denn die unvergleichliche Schönheit Tereſa's nicht ſehen? Sah er ſie nicht ruhig, nicht wie ein meiſterhaftes Gemälde? Wahr, aber er iſt es gewohnt, ſeine innern Bewegungen zu beherrſchen, und warum ſchnitt es mir denn ſo in das Herz, als er zuerſt das Auge auf Tereſa richtete? War das nur die gewöhnliche Furcht, die ich empfinde, wenn ich ihn einer neuen reizenden Gefahr gegenüber ſehe, oder war es Weiſſagung? O mein Gott, was für ſchwere Arbeit iſt die Liebe!“ Und die Contarina bettete den

blonden Kopf ermattet auf ihre gefalteten Hände, die auf dem Sammet des Betpults ruhten.

Antonio kam mit der gewohnten Regelmäßigkeit, las wie immer in dieſem Monat des Ausruhens der Freundin vor, hörte ſie ſingen, war ganz wie jeden Herbſt bisher, nur rückſichtsvoller und inniger, als in den letzten Jahren. Auf keine Art äußerte er eine Ungeduld, die Villeggiatura geendigt zu ſehen, nie vermied er es, von Tereſa zu ſprechen, ebenſo ſuchte er nie, das Geſpräch auf ſie zu bringen. Träumerei oder Zerſtreutheit unterbrachen ſo wenig jetzt, wie jemals, die geiſtreiche Klarheit, die ihn ſo liebenswürdig machte, wenn ſie nicht durch Staatsſorgen getrübt wurde. Genug, kein Mann gab minder Veranlaſſung, eine in ihm anbrechende Leidenſchaft argwöhnen zu laſſen.

Auch als mit dem November die Geſellſchaft ſich wieder in der Hauptſtadt vereinigte und Criſtina nicht umhin konnte, Tereſa mit zu ihren neu beginnenden Abendkreiſen einzuladen, als Antonio auf dieſe Weiſe unvermeidlich oft mit der jungen Frau zuſammentraf und ſich ebenſo natürlich veranlaßt fand, ſie als die Gattin eines ſo verehrten Freundes mit beſonderer Achtung zu behandeln, auch da konnte Criſtina mit aller ihrer Angſt in ſeinem ganzen Betragen nicht den geringſten gerechten Anlaß

zu Befürchtungen entdecken. Ebenſo einfach und richtig war das Benehmen Tereſa's gegen den Freund ihrer Freundin, unverändert unbefangen und wahr ihre Zärtlichkeit gegen dieſe, und dennoch vermochte Criſtina nicht, ſich zu beruhigen. Dieſe immerwährende Beklommenheit, die Anſtrengungen, ſie zu überwinden, die Vorwürfe, die ſie ſich wegen ihrer Zweifel an ſo treuen Herzen machte, erzeugten eine Niedergeſchlagenheit, die zu einer Krankheit zu werden drohte. Antonio beſchwor ſie, ſich ihm zu entdecken, aber lange verbarg ſie den Gram, deſſen ſie ſich ſchämte, den zu nähren ſie ſich wie einer Schuld anklagte, vor ſeiner liebevollen Zudringlichkeit. Es gibt jedoch für jedes Gefühl Stunden der Kraftloſigkeit, in denen es entweder phantaſirt oder weint und ſich ſo gut dadurch wie hierdurch preisgibt. Das Geheimniß hängt dann nur davon ab, ob wir allein ſind oder nicht. Die Contarina war es nicht. Antonio hatte ſie an ſeine Bruſt genommen und noch ein Mal mit bittendem Ernſt in ſie gedrungen, ihm das Geſtändniß zu thun, welches Leiden ſie ſo verändert habe. Das arme Geſchöpf widerſtand nicht länger, drückte ſich dichter an den Geliebten und ſchluchzte und ſtammelte ſein banges Herz aus. Antonio wandte weder Tadel noch Vorwürfe an, er liebkoſte und tröſtete ſo lange, bis er nach Hauſe fahren mußte, um ſich zur

Abendsitzung des Senates vorzubereiten, und Cristina, wenn auch nicht überzeugt, doch überredet auf ihrem Ruhebette allein blieb. Aber kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als auf seinem Antlitz eine völlige Umwandlung geschah. Die Heiterkeit verschwand davon und an ihre Stelle kam gleich einem Gewölk sorgenvolles Nachdenken. Auch der Schritt, mit welchem der Foscarini die glänzenden, glatten Stufen hinabstieg, war schwer, und er bemerkte seine Gondel nicht eher, als bis der erste Gondolier ihn fragte: „wohin, Excellenza?" Mechanisch antwortete er da: „nach Hause;" gleich darauf schien er jedoch zum Bewußtseyn erwacht, denn er fügte hinzu: „durch den Kanal, wenn es noch Zeit ist." — „Gewiß, Excellenza; wir haben Fluth," erwiederte der Gondolier, die Gondel abstoßend und dann über den Raum zwischen ihr und dem Palast hinweg an seinen Platz tretend.

Antonio hatte diesen Befehl ertheilt, weil er das Bedürfniß nach freien Athemzügen empfand und durch die innern Kanäle, auf welchen man die Stadt durchschneidet, nur Zugwinde, keine frische Luftströme ziehen können. Dennoch mußte die Gondel erst einen durchfahren, ehe sie in den della Paglia einbiegen konnte, welcher zwischen dem Palast und den Gefängnissen in das herrliche Becken

bringt, das eingeſchloſſen von der Stadt und begränzt vom Lido, einige der reizendſten Laguneninſeln enthält. Zwar zeigten noch nicht alle ſich ſo maleriſch bebaut wie jetzt: das Benediktinerkloſter auf San Servolo war im Jahre vorher von ſeinen Mönchen verlaſſen worden, weil es den Einſturz drohte, und auf San Lazzaro hatte das alte Hoſpital der Ausſätzigen mit ſeiner ſchlichten Kirche und ſeinem Garten ebenfalls die Erlaubniß erhalten, zu verwittern und zu verwildern. Dafür aber prangte die Giudecca mit Paläſten und Klöſtern, und die herrliche Kirche von San Giorgio Maggiore hatte noch den friſchen Schimmer eines kaum vollendeten Bauwerkes. Daß ſtatt der Dogana di Porto franco ein Benidiktiner-Kloſter mit ſeinen Gartenmauern ihr Geſellſchaft leiſtete, dürfte ſelbſt von unſerem heutigen praktiſchen Geſichtspunkte aus für ſchicklicher gelten. Zwei entſchiedene Schönheiten indeſſen beſaß dieſes einzige Gemälde damals weniger, als jetzt; die köſtliche Lagerung der öffentlichen Gärten, die den Silberduft des Morgens und das flüſſige Gold des Abends mit ſolcher Magie an ſich zu ziehen wiſſen, und die blendende Maſſe der Madonna della Salute. An der Stelle der Gärten lagen die Kirchen und Klöſter von San Domenico und San Antonio; ſtatt der Salute ſah man noch die Kirche der heiligſten Dreifaltigkeit,

deren Kloſter jetzt in das Prieſterſeminar umgewandelt iſt. Auf der Landſpitze zwiſchen dem großen Kanale und dem der Giudecca befanden ſich bereits wie heute die Salzmagazine und die Dogana des Meeres.

Antonio richtete ſich, als die Gondel unter der letzten Brücke hervorkam, etwas in die Höhe und athmete den kräftigen Oſtwind, der die Fluth durch den Hafen des Lido hereinbegleitete. Die Gondel wiegte ſich, nachdem ſie um die Ecke der Riva am Palaſte gebogen war, auf den eben erneuten Wellen gleichſam mit freudiger Gewalt dahin. Der Palaſt mit ſeiner unbeſchreiblichen Architektur blieb bald zurück, nicht minder die Piazetta mit ihren ruhigen Säulen, ihrem unruhigen Gedränge und den gezinnten Kornſpeichern, welche kaſtellartig den Raum behaupteten, wo jetzt hinter den vergoldeten Gittern des königlichen Gartens Roſen leuchten und Cypreſſen emporragen. Der Palaſt Giuſtinian, von deſſen drei Gallerien heute die Fremden entzückt oder gleichgültig herabblicken, erhob ſich ebenſo gebieteriſch, wie jetzt, aber in der Kirche von San Gregorio wurde noch nicht das Metall für die Münze gereinigt, und an den Paläſten Dario und Cavalli waren an jenem die koſtbaren Marmormedaillons noch nicht geſchwärzt, an dieſem noch keine Roſetten zugemauert. Die Carità beſtand nicht, wie jetzt, aus einer halb gothiſchen, halb modernen

und ganz und gar barbariſchen Akademie, ſondern aus einer Gruppe heiliger Gebäude, einer Kirche, einem Kloſter, einer Scuola und einem Hoſpital, alle der Liebe zu Gott und den Brüdern gewidmet. Wahr iſt es, daß noch nicht alle Paläſte ſtanden, durch welche heute die Ufer des Kanales verherrlicht werden, doch die ſchönſten boten ſich bereits faſt ſämmtlich der Bewunderung dar: die Contarini Dai Scrigni mit ihrer Feinheit und Eleganz, die beiden luſtigen Giuſtiniani, der prangende, fürſtliche Foscari, Corner-Spinelli, von zwei Meiſtern wie aus ſteinernen Schatten erbaut, ſo phantaſtiſch ſchaut er ſich an, der reiche Balbi, der ächtpatriziſche Piſani-Moretta, der große, prächtig-maſſenhafte Grimani a San Luca, Loredan, damals Corner, mit ſeiner dunklen offenen Halle auf den ſchlankſten Säulen ruhend, die möglich ſind, Ca Doro, dieſes Juwel vom Calendario, welchen ſein ganzes Genie nicht davor retten konnte, den Verräthertod mit dem Dogen Marino Falier theilen zu müſſen, und endlich Vendramin-Calerghi mit ſeinen reizenden Fenſtern und ſeiner vornehmen Ruhe — dieſe alle und noch viele andere gaben dem Kanale ihren Marmor, ihre Säulen, ihre Balkone, ihre Statuen und ihre Skulpturen zu ſpiegeln, und der Marmor flimmerte noch in ungetrübter Weiße, die durchbrochene Arbeit entzückte noch durch unangetaſteten Glanz, die Basreliefs

und die Fresken waren noch nicht halb verlöscht, und was noch mehr galt, an den Hallen und unter den Säulengallerien vorüber fuhren noch die Gondeln der Patrizier, die, im Senat versammelt, mit Königen und Kaisern als ihres Gleichen unterhandelten, und der Kanal war die Straße des Lebens in einer Herrscherstadt und nicht die der Erinnerungen in einer halb ausgestorbenen Palastwelt.

Antonio jedoch war nicht in der Stimmung, um der Majestät zu achten, welche ihn umgab. Die Contarina, seine sanfte Freundin, beschäftigte ihn, und weiter auch sein eigenes Herz und Vorwürfe, die er allein kannte, weil nur sein Gewissen sie ihm machte. „Ob ich mich denn verrathen habe?“ fragte er sich, vertieft in dieses schwerste und verfänglichste aller Räthsel: ein weibliches Gemüth mit seiner Thorheit und seiner Klugheit. Cristina — war sie klug und grämte sich aus Erkenntniß, oder war sie thöricht und zitterte vor Furcht, die sie sich schuf? Der Foscarini, der so geübt war, die feinsten Schärfen noch auseinanderzutheilen, mußte sich dieses Mal bekennen, daß es ihm an Scharfsinn mangele. Die Anstrengung, sich sein ganzes Betragen seit dem Feste prüfend zu überlegen, erwies sich als zu groß. „Ich vermag es nicht,“ sprach er ablassend, „das Errathen ist auch unmöglich — an welches Mittel soll ich mich wenden, daß es mir bei

der Entdeckung beiſtehe? Bin ich denn auf ein Mal ſo unwiſſend und ungeſchickt? Der Diplomat, der ſeine Freundin nicht von ſeiner Aufrichtigkeit überzeugen kann, muß ſich eigentlich vor ſich ſelbſt ſchämen."

Antonio verſuchte den Spott als eine Heilkraft gegen die Neigung, welche ihm wie eine Krankheit in das Herz hineinwachſen wollte. Criſtina ahnte ganz richtig; die Fühlfäden, mit denen ſie jeden Augenblick in die angebetete Bruſt hineintaſtete und darinnen ſelbſt das Unwillkührliche entdeckte, hatten ſie das fremde Gefühl empfinden laſſen, welches ihr dieſes Beſitzthum ſtreitig zu machen verſuchte. Daß Antonio bis jetzt ihr Recht anerkannte, war für die arme Criſtina kein Troſt; für wen wir bei der Liebe ſprechen müſſen, deſſen Güter ſind ſchon halb verfallen, und was von ihnen etwa noch gerettet werden kann, das iſt kaum der Mühe werth — für wen die Liebe bei uns ſpricht, dem holen wir geſchäftig alle unſere Schätze herzu, bringen ihm all' unſer Gold auf, ſchütten ihm alle unſere Koſtbarkeiten in den Schooß. Noch war es bei Antonio nicht ſo weit; noch bewahrte er der Freundin ſeine Treue, aber beſaß ſie noch ihn ſelbſt? Der Zauber, den Tereſa über ihn ausgeſtrahlt, hatte ſich noch nicht als Bezauberung um ihn zuſammengeſchloſſen, aber war er gewiß, daß es nie geſchehen würde? Criſtina's Geſtalt rief er zu ſich — Tereſa's Erſcheinung

mußte er von ſich weiſen. An die Freundin dachte er, wenn er ſich ſeiner ſelbſt bewußt war, — an die Frau des Freundes, wenn er ſich ſelbſt vergaß. Eben jetzt fuhr er an dem Palaſte Grimani vorüber, wo die letzte gekrönte Dogareſſa als Wittwe gewohnt hatte und im Jahre vorher geſtorben war. Das Feſt ihrer Krönung fiel ihm ein und die Bewunderung, mit welcher er, der damals ſiebenundzwanzigjährige Mann, die Mädchen ihres Gefolges angeſehen; doch von allen den reizenden Geſichtern, die ſich plötzlich wie in einer Garbe von Schönheit vor ſeinem innern Auge aneinanderdrängten, erſchien keines ſo überirdiſch, wie das der jungen Frau, die er nicht lieben wollte. Mitleidig, verächtlich faſt bemerkte er, wie viel Kraft ſeine Schwachheit ſchon gewonnen hatte. „In meinem Alter!“ ſprach er mit einer Geringſchätzung, wie er ſich gegen ein Nebengeſchöpf nie erlaubt. Als könnte ein Mann von ſechsundvierzig nicht die Leidenſchaft noch kennen lernen!

„Aber ich will ſie nicht kennen lernen,“ ſprach er, indem er die Treppen ſeines Palaſtes ebenſo in ſich gekehrt hinaufſtieg, wie er die im Palaſte der Freundin hinabgeſtiegen. Der ſeinige lag am großen Kanale, durch einen kleinen Rio von dem Campo getrennt, auf welchem noch jetzt die Kirche von San Euſtachio, oder auf venetianiſch

San Staë ſteht. Eine Brücke führte aus dem Palaſt durch zwei Thüren auf das Campo; eine gewölbte Pforte ließ die Gondeln anfahren; das Gebäude war groß, aber von außen weder elegant noch regelmäßig. Dagegen entſprach es im Innern dem Anſehen der Familie; beſonders wurden die Fresken geſchätzt, welche Zelotti, ein Freund des Veroneſe, im Hofe gemalt. Antonio trat in ſein Gemach, machte faſt mit Geräuſch das Fenſter auf und lehnte ſich über den Balkon. Die Weihnachtsferien waren nahe, der Tag und die Luft wohl klar, doch kalt genug; aber Antonio bedurfte der Abkühlung. Der ruhige Antonio, der ſich ſelbſt den Sommer über in mäßiger Wärme erhielt! Gewiß, die Gedanken mußten ihm unter der Stirn brennen. Anſcheinend mit großer Aufmerkſamkeit ſah er die Scuola der Goldſchläger und den Palaſt Priuli an, welche, jene dicht neben der Kirche, dieſer jenſeits des Campo lagen. Aber anſtatt dieſes Campo, dieſer Schule, dieſes Palaſtes, anſtatt des großen Kanales zu ſeiner Rechten, erblickte er den Tanzſaal in der Villa Contarina, erfüllt von weißem Glanz, durchfunkelt von Diamanten und Blicken. Die erleuchteten Gärten warfen ihre Farben herein, die Frauen tanzten und in ihrer Mitte ſchwebte die ſchlanke, blendende Tereſa. Antonio konnte dem Seufzer nicht gebieten, der vor dieſem Bilde unwillkührlich aus ſeinem Herzen aufſtieg.

„Wenn ſie minder ſchön wäre," ſprach er und lächelte, wie man bei einem empfindlichen Schmerz lächelt, den man äußerlich unterdrücken will, und der ſich dafür in das innerſte Mark zurückzieht. „Nun wohl, was iſt's weiter?" fuhr er dann, ſich ermuthigend fort. „Etwas mehr Gedanken daran, nicht an ſie zu denken. Bis jetzt, in ſolcher Freiheit gelebt, in ſolchem vollkommenen Genuß aller meiner Fähigkeiten, und jetzt auf ein Mal dieſe Freiheit beeinträchtigt, den Gebrauch dieſer Fähigkeiten gehindert zu ſehen, und wodurch? durch ein Geſicht. Nein, das ſoll nicht ſeyn, der Foscarini iſt nicht daran gewöhnt, ſich zu ſchämen. An alle Gefühle, an alle Gefahren, auch an alle Reize gewöhnt man ſich, — an die Scham vor ſich ſelbſt kann ein edler Geiſt es nicht. Auch an alle Reize gewöhnt man ſich — ja wohl. Ich habe Tereſa noch zu wenig geſehen, das macht es. Deßwegen, weil es mir noch neu iſt, verfolgt ihr Antlitz mich ſo. Ich werde es ſtudiren; was dem Unwiſſenden wunderbar vorkommt, das betrachtet der Meiſter als alltäglich. Wenn ich, wie Criſtina es wollte, dieſes Mädchen geheirathet hätte, ſo würde mir die Schönheit, die jetzt ſolche Gewalt über mich auszuüben ſucht, bereits gleichgültig ſeyn." — Eine Stimme in ſeinem Bewußtſeyn erhob ſich gegen dieſes Glaubenwollen, doch er unterdrückte ſie und fuhr fort:

„ja, es wäre beſſer geweſen. Eine kurze Berauſchung hätte mich ergriffen; die vorüber, wäre meine Vernunft wieder zu ſich gekommen und ich abermals mein eigen und Criſtina's geweſen. Aber Tereſa — hätte ein ſolches Geſchöpf es verdient, allein zu bleiben, wenn der Beſitztaumel in mir abgekühlt geweſen wäre?" Abermals und noch lauter erhob hier die Stimme von innen ſich und verſicherte: es würde ja ganz anders gekommen, Tereſa als Gattin niemals allein geblieben ſeyn. Antonio jedoch wollte ſo wenig jetzt, wie vorhin hören, ſondern warf ſich ſeine Eigenſucht vor. „Ein ſolches Geſchöpf," ſprach er unwillig, „verdient wahrlich einen Gatten, der es als das Madonnenbild ſeines Hauſes verehre. Dazu iſt es zu gut, um der launenhaften Begierde zu dienen, und mit einem andern Namen kann ich doch nicht beehren, was ich für ſie empfinde; denn meine eigentliche Neigung wird immer ausſchließlich Criſtina in Anſpruch nehmen. Bis jetzt glaubte ich allerdings dergleichen Lüſternheiten meines Geſchlechtes nicht fürchten zu dürfen, indeſſen ſehe ich nun ein, daß meine moraliſche Geſundheit nicht größer iſt, als die, deren die allgemeine Tugend ſich erfreut — eine Erinnerung für mein bisher gar zu ſpaniſches Selbſtvertrauen." Der Kammerdiener trat hier ein und ſagte halb flüſternd: „ich erlaube mir, Excellenza zu erinnern — es

iſt die höchſte Zeit zum Ankleiden." Daß er die Stunde der Staatspflichten vergeſſen, war für den Foscarini eine neue Demüthigung. „Bin ich denn ſogar nicht mehr Senator?" fragte er ſich mit bitterer Schärfe.

Glücklicher Weiſe war die Sitzung dazu geeignet, ihn ganz in Anſpruch zu nehmen, der Doge machte dem Senat den Vorſchlag, die Unterhandlungen, welche ſie der ungezogenen Forderungen des Toledo wegen hier abgebrochen, in Madrid durch ihren dortigen Geſandten, Pietro Gritti, von Neuem eröffnen zu laſſen. Der Miniſter durfte minder ſtarrſinnig gehofft werden, als der Gouverneur. Da der Feldzug für die Republik günſtig geweſen, konnte man bei ihr an keine Schwäche, ſondern nur an eine lobenswerthe Liebe zum Frieden glauben, wenn ſie gleich die erſten Schritte that. Paolo Contarini ſprach heftig dagegen. Immer mehr zur Handlung, als zur Unterhandlung geſchickt und geneigt, lag es ihm beſonders am feurigen Herzen, dem gehaßten Spanien nicht zu viel nachzugeben. Und das geſchähe, meinte er, wenn die Venetianer jetzt abermals mit der beſcheidenen Anfrage anklopften, ob es dem Herrn Erzherzog aufzuhören gefällig ſey. Die Geduld der Republik habe gerade lange genug gereicht — ſie dürfe nicht noch weiter gehen, oder ſie erreiche die Herabwürdigung. Der Contarini liebte das

Vaterland eben ſo wie Antonio, aber nicht ebenſo gut. Antonio bewunderte, wie wir ſchon wiſſen, die Geſetzgebung um ihrer ſelbſt willen, als Meiſterwerk der Staatsmathematik. An ſich perſönlich dachte er nie, ſobald es ſich um den Staat handelte; ja, er entkleidete ſich mit der vollkommenſten Selbſtverläugnung aller perſönlichen Gefühle, die ihn etwa für die oder jene Meinung hätten beſtechen können. Der Contarini dagegen betrachtete die Geſetzgebung nur darum als unübertrefflich, weil ſie die Patrizier für bevorrechtet erklärte und er mit unter den Patriziern war. Antonio wäre, hätte er die Ariſtokratie als ſchädlich für den Staat anerkannt, gegen ſeine Neigung augenblicklich Demokrat geworden, — der Contarini hätte eher die ſämmtliche Bevölkerung der Stadt, ja, das ganze Reich zu Grunde gehen ſehen, ehe er ein Haarbreit von ſeinen ererbten Rechten abgelaſſen hätte. Sprach er für den Staat, ſo that er es immer nach der Anſicht, die ſeinem Charakter am angemeſſenſten, folglich ſeinen Neigungen am meiſten genehm war. Die Neigung der Unbeugſamkeit war bei ihm die ſtärkſte — deßhalb ſollte auch die Republik wo möglich immer unbeugſam ſeyn, ganz gewiß aber in dem Falle, der heute dem Senat vorlag. „Warum dem Erzherzoge zur Strafe für ſeine Wortbrüchigkeit, durch die wir ſo vielen Schaden gehabt,

nicht Gradisca nehmen, warum nicht Görz, ja, den ganzen Friaul?“ Der Contarini blieb mit seiner Meinung nicht allein — Mehrere redeten nach ihm dieselbe Sprache, und da der Stolz den Stolzen gefällt, schien der Senat auf die Seite des Krieges neigen zu wollen. Die Augen der gemäßigten Partei wandten sich alle gleichzeitig auf Antonio, der sich bisher schweigend verhalten. Es hatte seinem Zartgefühl widerstrebt, gegen den Freund aufzutreten, den heimlich in seinen Gattenrechten gekränkt zu haben, er sich mit solcher Beschämung vorwarf. Als jedoch die stumme, aber beredte Aufforderung seiner Gleichgesinnten an ihn erging, sprach er sich selbst in seinem Gewissen davon frei, daß keine Stimmung gegen den glücklichen Gatten ihn zu der Bekämpfung des Senators antreibe, und durch diese Ueberzeugung beruhigt, erhob er sich und redete mit seiner gewöhnlichen Kunst so überzeugend für den Grundsatz: die erste Pflicht einer Staatsverwaltung sey der Friede, daß der Senat ihm einstimmig Beifall rief, die Vollmacht für Gritti sogleich beschlossen wurde und selbst der Contarini sich damit begnügte, gutmüthig-mürrisch zu sagen: „Du solltest der Greis und ich sollte der Mann seyn.“

Diese Sitzung war die letzte vor dem neunzehnten Dezember, mit welchem Tage die Ferien begannen. Während also die Staatsmänner für eine kurze Ruhezeit die Geschäfte

niederlegten, ließen die Frauen und die jungen Patrizier ihre prächtigſten Anzüge vorbereiten, denn mit dem Weihnachtsfeſte kamen einige von den Feierlichkeiten heran, welche Giulietta Memo, ihrem freimüthigen Bekenntniſſe nach, dazu benutzte, den Foscarini an den heiligen Stätten zu bewundern, wo er im Gefolge des Dogen erſchien. Die erſte Gelegenheit zu dieſem unſchuldigen Genuß bot ſich ihr am Weihnachtsabend bei der Meſſe dar, welche der Doge mit ſeiner gewöhnlichen Begleitung und dem in Scharlach gekleideten Senat in San Marco anhörte. Die gute Giulietta ermangelte nicht, ihre überputzte Einfalt zur Schau zu bringen, konnte jedoch ihre Augen nicht ganz nach Genüge an dem ſchönſten Senator weiden, indem ein ärgerlicher Anblick ſie mit der magnetiſchen Gewalt anzog, welche das Ungefällige auf manche Organiſationen ausübt. Der Anblick, um den es ſich hier handelte, war allerdings nur für Giulietta ein verdrießlicher, für alle andern Augen dagegen höchſt angenehm, indem er aus den ſchönen Geſtalten der Contarina und Tereſa's beſtand. Beide knieten entfernt von Giulietta, aber dicht neben einander, und das war eben der Aerger der guten Paduanerin. „Immer zuſammen und immer, als ob ſie an einander genäht, geſchmiedet, gewachſen wären,“ murmelte ſie, anſtatt zu beten. Das erboste Geſchöpf

hatte Recht: nie zeigte Teresa sich öffentlich anders, als mit der Contarina, und schon war diese Eigenthümlichkeit aufgefaßt worden; denn was würde von einer neuen Schönheit nicht bemerkt? Die jungen Patrizier redeten davon, daß der Tag und die Nacht nicht länger geschieden, sondern im Gegentheil unzertrennlich zu schauen wären. Der blonde Tag, so ward Cristina genannt, Teresa die braune Nacht, und jede Schönheit unter ihrer Benennung in ihren besondern Ansprüchen verfochten. Gewiß der glücklichste Beweis für die Reize der Contarina, daß sie einer so frischen Erscheinung entgegengesetzt werden konnte und zwar nicht von der geringeren Anzahl. Im Geschmack der damaligen Liebespoesie waren die Gründe, mit denen für und wider den Tag und die Nacht gekämpft wurde. Erotisch genug auch. Einer äußerte: „der Tag ist süßer zum Lieben, die Nacht besser zum Schlafen." Andere behaupteten nun gerade das Entgegengesetzte. Einige wollten lieber sehen, als fühlen, die Meisten hingegen lieber fühlen, als sehen. Die waren für den verborgenen, Diese für den entschleierten Genuß, und so ward der Streit fortgesetzt, ohne je zu einer Einigung zu gelangen, doch auch ohne die Erbitterung zu erreichen.

Cristina machte die junge Frau öfter mit feinem Lächeln aufmerksam auf die Blicke, deren Gegenstand sie

bildeten. Teresa antwortete dann nur durch eine freundliche, aber gleichgültige Miene. Cristina verwunderte sich Anfangs stillschweigend; aber allmälig ward sie neugieriger und fragte endlich an diesem Abend: „seyd Ihr wirklich schon über das Vergnügen hinaus, Euch bewundert zu sehen?“ Die junge Frau erwiederte ein aufrichtiges Ja. „Man wird es so bald gewöhnt,“ setzte sie hinzu. „Was macht Euch denn noch Vergnügen?“ forschte Cristina weiter. „Geistreiche Gespräche anzuhören, wie sie bei Euch geführt werden,“ entgegnete Teresa unbefangen. Cristina lächelte ihrer jungen Freundin beifällig zu, konnte sich indessen des Gedankens nicht erwehren, daß es Antonio sey, den Teresa so gern reden höre.

„Morgen Abend nach San Giorgio,“ mit diesen Worten nahm Cristina an der Thür ihres Palastes, wohin nach der Messe Teresa sie gebracht, von dieser Abschied.

„Ich freue mich,“ versetzte Teresa und fuhr hinunter nach Cannaregio, wo der Palast ihres Gatten an der Fondamenta von San Giobbe lag.

Am Vorabend des Stephanstages hatte nämlich der Doge die Verpflichtung, nach San Giorgio Maggiore überzufahren und dort den Körper des ersten Märtyrers zu verehren. Es war dieses der einzige Besuch, den er

bei Nachtzeit machte, und folglich zeichnete die Feierlichkeit ſich durch einen ungemeſſenen Fackelnpomp vor allen andern aus, ja, beinahe wurde ſie als die prächtigſte anerkannt. Das Gefolge des Dogen beſtand an dieſem Abend aus der Signoria, den Savi und den Einundvierzig, die ihn gewählt. Alſo begleitet, hörte der Fürſt am Nachmittage zuerſt die Predigt in San Marco, und dann ſchritt er im Triumph über die Piazetta und beſtieg eine der goldenen Barken, welche ihn dort erwarteten.

Das Alles geſchah denn auch in dem Jahre, von welchem ich erzähle, und ſelten hatte die Feſtlichkeit eine ſo begünſtigende Nacht gefunden. Ganz ſchwarz und dabei doch klar und ſtill, erlaubte ſie den Flammen ungeſtört zu brennen und gewährte ihnen zugleich einen hervorhebenden Grund. Langſam glitten die prachtvollen Peatoni durch das blitzende Gewäſſer; die beſtimmten Erleuchtungsbarken ſchwammen voraus, ein zahlloſes Gewimmel von Gondeln und Booten aller Geſtalt drängte ſich mit lodernden Fanalen hinterdrein. An beiden Seiten erhoben ſich aus der Fluth kräftige Feuer, die Ludri genannt und von theergetränkten Sailmaſſen unterhalten wurden. Weithin warfen ſie ihre Scheine in die Kanäle, während die großen Gebäudemaſſen rings umher als Dunkelheiten in der Dunkelheit

ruhten. Das ganze Gemälde war aus blendenden Lichtern und mächtigen Schatten gemiſcht.

An der Riva der Inſel empfing den Fürſten die kriegeriſche Muſik der dalmatiſchen Schaar, und eine zierliche bedeckte Gallerie leitete bis an den Haupteingang der großartigen Kirche, wo der Abt in Pontificalibus des erlauchten Beſuchers harrte. Nachdem ſie einander mit würdevoller Höflichkeit gegrüßt, betraten ſie das hohe Schiff, welches an Erhellung die Gewäſſer noch überſchimmerte. Die Begleitung des Dogen folgte nach; Antonio und der Contarini befanden ſich darunter, indem ſie von den Einundvierzig waren.

Unten verließen inzwiſchen, ſo eilfertig es bei dem Gedränge möglich war, die vornehmen Venetianerinnen ihre Gondeln, alle der Gewohnheit gemäß in ſchwarze Schleppkleider und gleiche Schleier gehüllt und an Kopf, Bruſt und Hals mit den koſtbarſten Juwelen geſchmückt. Die Contarina und Tereſa konnten mit zuerſt landen. „Geſchwind," drängte die Contarina, „hier kommt es auf eine Sekunde an." Tereſa, die noch nie ein ſolches Gewühl geſehen und gehört, fühlte ſich vor Betäubung ganz unſicher und wäre vielleicht ausgeglitten, hätte nicht Criſtina ſie gefaßt und durch die Gallerie vorwärts geführt. Als ſie die Kirche erreicht und durch die Bemühungen einiger

Anbeter bald einen Platz in der Nähe des Fürsten gefunden hatten, erholte Teresa sich allmälig. Der erste deutliche Gedanke gehörte dem heiligen Ort; sie beugte den Kopf und betete fromm. Dann erhob sie das Antlitz, welches den feinen Schleier mit Schönheit durchschien und schaute voll Bewunderung umher. Der Contarini erwartete längst ihren Blick; auch sie suchte den Gatten, erkannte ihn und grüßte mit holder Innigkeit. Aber gleich darauf erbleichte sie unter ihrem schwarzen Schleier. Unweit von ihrem Gatten saß Antonio und betrachtete sie mit einem ungewöhnlichen Ausdrucke. Die junge Frau richtete die Augen auf den Dogen und schien sich in das Anhören der Vesper zu verlieren, welche von den Sängern aus San Marco vorgetragen wurde; doch Antonio bemerkte wohl, daß der Flor vor ihrem Munde bebe. Auch er athmete bewegt. Zum zweiten Male erschien Teresa ihm gleichsam in einer Glorie. Er verhehlte sich nicht länger, daß er die Gewalt dieser Erscheinung ganz empfinde. Man muß die Giorgione's, denen die junge Frau glich, angestaunt haben, um zu begreifen und zu entschuldigen, wie ein Staatsmann so überwältigt werden konnte. Antonio begriff es ebenfalls, aber er entschuldigte sich darum nicht. Eisern faßte er den Entschluß, sich von nun an der Versuchung zu entziehen. „Da ich nicht zu widerstehen vermag, will ich

lieber weichen, als unterliegen," ſprach er zu ſich ſelbſt und wendete ſich von Tereſa, welche ihm noch nie wundervoller gedünkt als in dem heutigen geheimnißartigen Anzuge, nach der armen Criſtina, die bisher mit namenloſer Angſt an ſeinen Zügen gehangen. Antonio tröſtete ſie mit der ganzen ſtummen Beredſamkeit, welche in einem ausdrucksreichen Anſchauen enthalten ſeyn kann. „Fürchte nicht — ich bewahre mich Dir;" das ſagte ihr ſein redlicher Blick. „Gott, ich danke Dir," murmelte Criſtina, „er wird mich nicht verlaſſen, auch wenn er ſie lieben ſollte." Die arme Contarina war bereits bis zur Beſcheidenheit gekommen.

Dennoch gewann ſie es nicht über ſich, auf der Rückfahrt mit der jungen Frau zu reden. Tereſa ſchwieg gleichfalls; ob aus Argloſigkeit, ob aus Scheu — wer weiß das? Antonio hätte geantwortet: „aus Scheu, denn ſie hat mich errathen." Die Contarina glaubte das nicht minder. Gewiß iſt es, daß Tereſa der Freundin faſt unhörbar gute Nacht ſagte. Die Trennung bereitete ſich zwiſchen den beiden ſchönen Geſchöpfen vor.

Der Fürſt mußte am folgenden Morgen ſeinen Beſuch in San Giorgio wiederholen und zwar mit gleicher Pracht und mit demſelben Gefolge. Bei ſeiner Rückkehr in den Palaſt behielt er Alle, die ihn begleitet, zum Speiſen.

Dergleichen Bankette wurden von ihm fünf im Jahre gegeben, und zu jedem andere Magiſtrate eingeladen. Schon am Abend vorher deckte man die Tafeln und beſetzte die Credenztiſche mit dem auserleſenen Silbergeſchirr, welches theils dem Dogen, theils der Regierung gehörte. Die Aufſätze in buntem Glaſe wurden aus Murano geliefert und ſtellten jedes Mal irgend einen Sieg der Republik vor. Dieſes Mal war es der bei den Curzolari, und das Volk, welchem es geſtattet war, den glänzend erleuchteten Saal zu beſuchen, drängte ſich mit der Kinderluſt der Italiäner um das ſchmeichelhafte Schauſtück. Nicht minder zahlreich und entzückt fand es ſich bei dem Beginne des Banketts ein. Es war dieſes ein Vorrecht, welches es ebenſo eifrig, wie beſcheiden, benutzte — ohne alle Störung konnte der Doge mit ſeinen Gäſten des Mahles genießen, obgleich dicht umher Schulter an Schulter ſtieß und Kopf über Kopf blickte. Die naive Neugier gefiel dem Fürſten und den Vätern ſogar recht wohl, denn ſie bewies ihnen, daß ihr gutes Volk ſie ohne Neid die köſtlichſten Gerichte von Silber ſpeiſen ſah, während es ſeinerſeits eben von Thon Reis, Polenta und Fiſche verzehrt hatte. Daher betrachteten die Sitzenden und die Stehenden ſich gegenſeitig mit dem lebendigſten Wohlmeinen, und das ganze Mahl war allerliebſt gemüthlich.

Dennoch konnten die Neugierigen nicht so auf einander gedrängt bleiben, ohne die Dienerschaft in ihren Verrichtungen zu behindern. Deßhalb schüttelte, als der erste Gang enden sollte, ein Thürsteher des Palastes ein Bund Schlüssel, und das ganze Gemisch, welches die Tafel umgeben, gehorchte augenblicklich dem leisen Geklimper, ließ den Saal für die einziehende Musik frei und eilte, sich in dem noch größeren Gewühl auf der Piazza zu verlieren, wo mit dem Abend der Carneval begonnen hatte und alle Welt, Patrizier, Cittadini und Volk, Einheimische und Fremde, Frauen und Männer in der unbezahlbaren Maskengleichheit auf- und abspazierte.

Mit der Musik zugleich erschienen in dem Bankettsaale die Damen, welche die Gatten, die Brüder, die Väter oder auch nur Verwandte und Freunde an der Tafel hatten. Sie wurden so schmeichelnd begrüßt, wie zahme Vögelchen, und ungefähr gleich diesen mit Früchten und Naschwerk vom Nachtisch gefüttert. Teresa kam mit geräuschloser Schüchternheit zum Gatten, der ihr alle die Süßigkeiten reichte, an welchen er selbst keinen Geschmack fand. Der Doge nahm die Gelegenheit wahr, die schöne junge Frau seines geehrten Freundes zu begrüßen. Teresa war ihm bereits vor ihrer Hochzeit vorgestellt worden und antwortete ohne Befangenheit, wenn gleich mit Erröthen.

Der Foscarini mußte ſich wirkliche Gewalt anthun, um nicht dem Beiſpiel des Fürſten zu folgen. Daß er ſich zurückhielt, bewies die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er ſich an Criſtina gebunden erachtete. Dankbar zitternd, als werde ſie vom Hungertode errettet, empfing dieſe arme Frau die kleinen Gaben, welche der Freund für ſie auswählte. Ach, er gab ihr nicht nur Früchte, ſondern Hoffnungen und Verſicherungen! So lange er ſich mit ſolcher Güte gegen ſie betrug, glaubte ſie ſich ſeines Beſitzes ſicher. Die Arme, die das Mitleid nicht erkennen wollte, oder vielmehr, die es annahm!

Giulietta Memo, die eigens gekommen ſchien, um einen Avogador, welcher das Unglück hatte, der Vetter ihres Mannes zu ſeyn, in gelinde Verzweiflung zu ſtürzen, forderte ſich ganz keck die Näſchereien, die ſie reizten, nicht allein von dem unglücklichen Avogador, ſondern von allen ihr bekannten Gäſten und aß mit der größten Begierde. Man hätte denken ſollen, ſie ſey mit ihrer Naſchhaftigkeit einzig und allein auf dieſe Almoſen angewieſen. Tereſa ängſtigte ſich nicht wenig, als ſie die unerbittliche Schwätzerin mit geſchäftigem Gebiß und übervollen Händen auf ſich zukommen ſah: „Gefällt es Dir?“ fragte Giulietta und arbeitete mächtig mit dem Munde. Tereſa bejahte und hielt ihr in der Verlegenheit eine ſehr ſchön überzogene

Frucht hin, obgleich ſie nicht hätte angeben können, wie Giulietta ſie nehmen ſollte. Giulietta machte es aber doch möglich, ſtopfte ſich den Mund noch voller, kaute noch eilfertiger und zwickte die Frucht zwiſchen den kleinen und den vierten Finger der linken Hand ein. „Ja," ſagte ſie dabei, „ich eſſe hier gar zu gern. Ich ſage Dir, es ſchmeckt mir beſſer, als irgend anderswo. Das muß der Gedanke machen, daß ich im herzoglichen Palaſte eſſe. Denke Dir aber, der Foscarini hat mir Nichts angeboten, und ihn anzugehen, getraute ich mir nicht. Alſo werde ich von ihm allein keinen Biſſen bekommen haben, und gerade von ihm hätte ich lieber einen Biſſen gehabt, als von allen Andern zehne. Aber er gibt nur der Contarina — iſt das nicht empörend? Dabei fällt mir ein — ich wollte Dich ſchon immer im Geheimen befragen, fand jedoch nie eine paſſende Gelegenheit dazu — biſt Du nicht auch in den Foscarini verliebt? Du wirſt roth? Du biſt es! Geſteh' es nur ein — ich weiß es ja doch."

„Da ſoll man nicht roth werden, wenn Du ſolche Fragen thuſt, und noch obenein ſo öffentlich!" erwiederte Tereſa gereizt.

„Oeffentlich? das nennſt Du öffentlich? Ich bitte Dich, wer hört denn hier auf uns? Geſtehe es mir — geſtehe es; Du kannſt ja nichts dafür."

„Gott, Giulietta, Du biſt recht albern.“

„Meine Theure,“ ſprach Giulietta, einen Augenblick im Kauen innehaltend, „mäßige Deine Ausdrücke, daß wir Geſpielinnen waren, berechtigt Dich nicht, mir mit Grobheiten zu kommen. Die laſſe ich mir ein für alle Mal nicht gefallen, das erkläre ich Dir.“ Hier fuhr ſie fort zu eſſen und ſetzte hinzu: „übrigens bin ich ſchrecklich neugierig, wie viel Körbe ich geſendet erhalten werde.“

„Was meinſt Du mit den Körben?“ fragte Tereſa.

„Ei, weißt Du das noch nicht? Ich dachte, Du wäreſt ſchon über Alles von Deiner Contarina belehrt worden. Du läſſeſt Dich ja überall von ihr begleiten — wozu hilft Dir denn ihre Begleitung, wenn ſie Dich in ſolcher Unwiſſenheit läßt? Ich muß Dir überhaupt ſagen, ich wundere mich über Dein Betragen. Ich habe Dich doch hinreichend von der Lebensart der Contarina unterrichtet, nicht wahr? Nun, und doch bittieſt Du nie um meine Geſellſchaft, die ganz anſtändig iſt, ſondern begnügſt Dich immer mit der ihrigen, die es nicht iſt. Ich muß Dir geſtehen —“

„Um des Himmels willen, ſchweige jetzt nur davon,“ unterbrach die gepeinigte Tereſa ihren Quälgeiſt mitten in der Rede. „Morgen werde ich Dich erwarten und allein ſeyn, um Dich zu empfangen; da kannſt Du alle

Deine Beſchwerden über mich ausſchütten, aber jetzt ſchweige und erzähle mir dafür von den Körben, auf die Du hoffſt."

„Gut," ſagte Giulietta etwas beſänftigt, „ſo ſey es — ich werde morgen kommen; aber dann ſollſt Du mir auch keinem Geſtändniß entgehen, darauf verlaſſe Dich. Die Körbe," fuhr ſie dann ohne irgend einen Uebergang fort, „die ſind ganz voll Confekt und werden von den Scudieri des Dogen hereingebracht, ehe der die Tafel aufhebt, und jeder Gaſt bekommt einen Korb, und während dann die Herren den Fürſten nach ſeinen Gemächern begleiten, kommen ihre Gondolieri herein, und jeder Gondolier nimmt den Korb ſeines Herrn an ſich, und dann gibt der Herr ihm den Befehl, welcher Dame er den Korb bringen ſoll. Natürlich ſchickt jeder Herr den Korb der Dame, welche ihm am theuerſten iſt, und deßwegen erwarte ich mehrere Körbe."

Die Contarina näherte ſich eben und fragte Giulietta: was ſie mit ſolchem Eifer erzähle.

„Von den Körben — wie es mit den Körben iſt," verſetzte Giulietta. „Die Arme wußte noch nicht, wie es mit den Körben ſey — Sie hatten ihr noch nicht davon erzählt, Madonna Criſtina?"

„Nein," entgegnete Criſtina freundlich; „ich wollte

meinem Oheim die Freude laſſen, ſeine Braut mit dieſem hübſchen Geſchenk zu überraſchen."

„Ach ſo," meinte Giulietta, ohne ſich eine weitere Aeußerung zu erlauben. Tereſa machte, wie ſchon mehrmals, die Bemerkung, daß Giulietta ſich der Contarina gegenüber immer ganz kleinlaut verhalte. „Beſäße ich doch auch das Geſchick, ſie ſo abzuhalten," dachte ſie. Die junge Frau begehrte zu viel von ihrer noch ſo geringen Geſelligkeitkenntniß. Wodurch die Contarina mit ſolcher Sicherheit die geſchwätzige Giulietta im gehörigen Schweigen erhielt, das war die faſt unſichtbare und doch unüberwindliche Grenzlinie des Benehmens, und die konnte Tereſa mit ihrer ungeübten Hand natürlich noch nicht ſo ziehen, wie die ausgebildete Contarina.

Die Scudieri des Fürſten erſchienen jetzt und boten die Körbe dar, von denen jeder mit dem Wappen des Dogen verziert war. Nach dieſer Austheilung erhob der Fürſt ſich, und alle ſeine Gäſte folgten ihm nicht nur hierin, ſondern begleiteten ihn auch aus dem Saale und bis an ſeine Zimmer. An dem Eingang derſelben angelangt, wandte er ſich um und machte eine entlaſſende Kopfneigung, welche durch gleichfalls ſchweigende Grüße erwiedert wurde. Darauf beeilten die Patrizier ſich, die Damen an ihre Gondeln zu geleiten. In den ihrigen

ſtanden bereits die umfang- und inhaltreichen Körbe, auf welche nicht Giulietta Memo allein hoffte. Mit leiſen Worten wurden Verabredungen gemacht, ſich ſpäter auf der Piazza wiederzutreffen. Der Contarini ſagte zur Tereſa: „ich fahre mit Dir.“ — „Verzeiht,“ antwortete ſie etwas ſchüchtern, „ich habe meine Maske bei der Criſtina; da will ich mich anziehen.“ — „Gut,“ ſprach er ohne die geringſte Spur von übler Laune, „ſo fahre ich allein und nehme den Korb mit; denn Du weißt wohl, daß ich ihn keiner andern Frau ſchicken werde? Oder wüßteſt Du es nicht?“ Tereſa lächelte dem ſcherzenden Gatten dankbar zu und ſtieg mit Criſtina in deren Gondel. Die Uebereinkunft, ſich im Palaſte der Contarina zu maskiren und dann auf der Piazza gemeinſchaftlich von dem erſten Schaum des Carnevals nippen zu wollen, war ſchon vor dem Abend auf San Giorgio getroffen worden; nach demſelben hätte Criſtina ſie ſchwerlich angeregt. Criſtina war nicht mehr jung genug, um ſich Unmöglichkeiten abzufordern — länger mit Tereſa in ſo enger und häufiger Berührung zu leben, ging über ihre Selbſtbeherrſchung, das wußte ſie und darum hatte ſie an dem ſo bedeutungsvollen Abend gleich beſchloſſen, ſich von ihrer Freundin, die zu einer zwar unſchuldigen, doch darum nicht minder furchtbaren Feindin geworden, allmälig zurückzuziehen. Aber auch

nur allmälig, wo möglich ganz unmerkbar. Cristina offenbarte sich dem Geliebten allein in ihrer Demuth. Der Welt gegenüber behauptete sie den Stolz, zu welchem Geburt, Schönheit und Geist sie berechtigten. Darum sollte die Gesellschaft wenigstens nicht errathen, daß Teresa den Freund der Contarina wankend zu machen vermocht. Die junge Frau mußte ihre Beweggründe durchschauen, das fürchtete Cristina mit peinigender Gewißheit, doch verließ sie sich auf ein edles Schweigen. Daß Teresa keine Schuld habe, erkannte Cristina selbst in den Augenblicken des heftigsten Schmerzes an. „Nur zu schön ist sie," sprach sie, Teresa ansehend, während diese die Maskentracht anlegte. Die junge Frau zeigte sich auch wirklich in dieser graziösen schwarzen Verkleidung mit einem ganz neuen Scheine. Cristina machte mit wehmüthiger Freundlichkeit die Bemerkung. „Ihr besitzt mehr denn eine Schönheit," sprach sie. „Sprecht nicht so," bat Teresa mit einer rührenden Aengstlichkeit. „Wie sie mich versteht und zu schonen sucht," dachte die Contarina. „O, Herr Gott, bin ich genug erniedrigt?" Die Augen wollten ihr übergehen, sie raffte ihren ganzen weiblichen Muth zusammen und erhielt sich die Wimpern trocken. Jedoch noch immer zögerte sie, obwohl sie bereits vor Teresa mit ihrem Anzuge fertig gewesen. Der Korb konnte in

jeder Minute anlangen, und ihn wollte ſie, bevor ſie an die Piazza fuhr, noch muſtern und berühren. Nicht daß ſie zweifelte, ob er überhaupt kommen werde, — ſie war ſo daran gewöhnt, ihn zu empfangen, daß ihr eine andere Möglichkeit gar nicht einfiel; nur hätte ſie gern recht bald dieſe Huldigung entgegen genommen, erſtens um eine Botſchaft von Antonio, und dann, um gegen die junge Frau einen Beweis zu haben, daß ſie doch die eigentliche Beſitzerin von dem Herzen des Foscarini ſey, auch wenn es eben zwiſchen ihnen Beiden zu ſchwanken geſchienen. Aber der Gondolier, deſſen Amt, wie ſchon bemerkt, dem allgemeinen Gebrauche nach die Darbringung des Korbes war, ließ ſich immer noch nicht melden; es wurde ſpäter und ſpäter, und Criſtina fragte mit einer Bewegung des Unmuthes die junge Frau, ob ſie nun fahren wollten. Tereſa, der das Alleinſeyn mit der Contarina drückend genug geworden, äußerte ihre völlige Einſtimmung, und die erleuchtete Gondel glitt nach wenigen Augenblicken von den etwas feuchten Stufen ab.

Daß der Korb noch nicht angelangt, wäre der armen Criſtina auf eine ſchreckliche Art erläutert worden, hätte eine ihrer vielen Neiderinnen in dieſer Stunde den Foscarini zu belauſchen Gelegenheit gehabt. Ganz ermattet von der Anſtrengung, deren er bedurft, um ſich von Tereſa entfernt

zu erhalten, hatte der ſchöne Senator kaum ſeine Gondel beſtiegen, als er ſich mit geſchloſſenen Augen in die Kiſſen zurücklegte. So blieb er lange ohne Bewegung und auch ohne Denken, nur mit einer dumpfen Empfindung von Qual, da erinnerte er ſich plötzlich des Korbes, der vor ihm ſtand. Auffahren und das zierliche Gefäß voll Süßigkeiten faſt erſchrocken anſtarren, war eins. Dann wandte er gewaltſam die Augen weg und ſagte abgeſtoßen: „nein — nein — es wäre Unſinn.“ Ueberraſchend, unwiderſtehlich faſt hatte der Antrieb ihn ergriffen, dieſen Korb nicht wie alle früheren der, welche ihn erwartete, ſondern der zu ſenden, welche ihn weder erwarten konnte, noch durfte. Die Vernunft und die Billigkeit mahnten gleich dringend von dieſem Beginnen ab; die unterdrückte Neigung drängte bittend dazu hin. Der ernſte Mann kämpfte, wie ein Knabe mit ſeiner erſten Verſuchung ringt, und das um eines Korbes mit Bonbons willen! Aber die Liebe kennt keine Kleinigkeiten und nicht allein in der morgenländiſchen Bilderſprache gibt ſie dem geringfügigſten Gegenſtande die tiefſte Bedeutung. Der Korb war für Antonio durchaus nicht blos eine zierliche Gabe, ſondern die ſtumme Erklärung ſeines wahrſten Gefühles. Daß er die auch jetzt noch an Criſtina richten ſollte, dünkte ihm unleidlich. Nicht ſich ſelbſt wollte er ihr entziehen, nur

dieſe eine ausdrucksvollſte Huldigung. Ein jeder Patrizier, der in den Beſitz eines Korbes kam, benutzte die Berechtigung der Gewohnheit, um dieſes Geſchenk der geliebteſten Schönheit zu weihen, und nur Antonio ſollte ſich das nicht erlauben dürfen? Seinem Herzen auch dieſe einzige Freude nicht gewähren dürfen? Tereſa würde, ſollte nie ahnen, daß er dieſen Korb geſendet; aber er würde doch der heimlichen Genugthuung genießen, ſich ihr ein Mal erklärt, ein Mal ihre Macht über ihn anerkannt zu haben. Dann ſtellte er ſich wieder vor, welche Nacht ſeine arme Criſtina durchleben würde, wenn ſie den Korb nicht empfinge, und mit wirklichem Edelmuthe hatte er eben beſchloſſen, ſeiner Treue auch dieſes ſchwerſte Opfer zu bringen, als die Gondel an ſeinem Palaſt anfuhr. Mit Aufregung trat er unter das Portal; der erſte Gondolier folgte ihm und fragte, in die Gondel auf den Korb deutend: „wie gewöhnlich, Excellenza?“ Antonio ging raſch in die Halle hinein und ſprach: „komm her.“ Der Gondolier war da. „Nach Cà Contarini — Du weißt, vom Meſſer Paolo,“ ſagte nun Antonio übermannt von ſeiner Sehnſucht. „Nicht ein Wort von wem, und daß man Dich nicht erkenne. Du verſtehſt?“ Der Gondolier verſtand nicht nur, was ſein Herr ihm ſagte, ſondern auch, was ſein Herr ihm nicht ſagte. „Ich werde nicht die

Barke nehmen, ſondern zu Lande hingehen," antwortete er dienſtfertig. „Ganz in den Mantel gehüllt, werde ich dem erſten Diener, den ich treffe, den Korb hinreichen und murmeln: der Dame. — Und dann fort wie der Blitz. Oh, wir wiſſen es anzufangen, Excellenza, wir wiſſen es anzufangen." — „Gut, gut," ſagte Antonio abwehrend und durch dieſe Bereitwilligkeit ſo angewidert, als hätte ſie ſich ihm aufgedrungen. Als er die Treppe erreicht hatte, erfaßte die Reue ihn ſo ſtark, daß er bereits die Bewegung machte, umzukehren und den Gondolier zurückzurufen. Aber er fragte ſich: „was wird er denken?" Die Scham vor dieſem Menſchen hielt ihn ab, die Ausführung der beabſichtigten Untreue zu verhindern. Antonio hatte noch nie ſolche Scham vor ſich ſelbſt empfunden. Herriſch wies er die Maske zurück, welche ſein Kammerdiener ſchon für ihn bereit hielt. Er durfte nicht auf die Piazza; wie konnte er ſeiner beleidigten Freundin begegnen, wie der makelloſen jungen Frau, die er eben ſeinem Gondolier preisgegeben? Heftig ſprach er zu ſeinem Spiegelbilde: „nicht vor das Angeſicht des Tages ſollteſt Du eigentlich mehr kommen, Antonio, geſchweige denn vor die Augen dieſer auserleſenen Geſchöpfe, die du Beide heute ſo entheiligt haſt." Der ſtolze Foscarini konnte nicht geduldig die erſte ſittliche Niederlage erfahren. „Das

iſt ein elendes Gefühl," dachte er, „welches ſolchen Erniedrigungen ausſetzt." Das Wort, um jeden Preis frei zu werden, welches er ſich ſelbſt nun gab, beruhigte ihn in etwas. An ſeinem Schreibtiſch niederſitzend, nahm er Berichte, Briefe und Erlaſſe vor, und allmälig verſchwand das Antlitz, das ihn peinigte, vor ernſten und heilſamen Erwägungen zum öffentlichen Beſten.

Inzwiſchen wanderten die Contarina und Tereſa auf der Piazza mit der Maskenſtrömung dahin, aber der Abend, der ſo von Luſt und Licht ſprühte, dünkte ihnen ein matter. Als ſie ſich verabredet, ohne alle männliche Begleitung in das Gewühl ſich einzuſchleichen, da waren ſie gegen einander noch voll Unbefangenheit oder doch wenigſtens noch voll Herzlichkeit geweſen, und hatten ſich mit Recht auf allerlei geiſtreiche Neckereien vorbereiten können, die ſie ausüben oder erfahren wollten. Jetzt gingen ſie gezwungen neben einander her; Criſtina fühlte ſich unglücklich und Tereſa geängſtigt — woher ſollten ihnen da die Carnevalseinfälle kommen? Auch machten ſie gar nicht erſt einen Verſuch zur Heiterkeit. „Ich hatte mir den Carneval ſo allerliebſt ausgemalt," bemerkte Tereſa, „und nun entdecke ich gar Nichts daran." — „Das iſt ſonderbar," antwortete die Contarina, obwohl ſie es durchaus nicht ſonderbar fand. „Ich kann das allenfalls

ſagen, da ich ihn ſchon ſo auswendig weiß, doch Ihr, die Ihr noch nie Masken geſehen?" — „Dennoch iſt es ſo," verſicherte Tereſa. „Ich weiß nicht, wer Schuld hat, ob ich, ob der Carneval." Die Contarina erwiederte verbindlich: „unzweifelhaft der Carneval. Aber wenn Ihr keine Unterhaltung hier findet," fügte ſie hinzu, „wollen wir, da ich ſehr ermüdet bin, vielleicht fortfahren?" Tereſa ergriff das Anerbieten eifrig, und da ihre Gondel am Palaſte der Contarina bereits harrte, befand ſie ſich zu ihrer unausſprechlichen Erleichterung baldigſt auf ihrer Heimfahrt.

Als die Contarina ihr Schlafgemach betrat, ſpähte ſie mit dem erſten Blicke verlangend nach dem Korbe. Dieſe liebliche Sendung des Freundes wollte ſie ſich neben ihr Bett ſetzen laſſen, wenn ihr Schlaf unruhig ſeyn ſollte, manchmal die Hand danach ausſtrecken und den Geliebten in ſeiner Gabe ſich nahe wähnen. Der Nachttiſch war leer, und das Kammermädchen ſah ihre Gebieterin verſtohlen und bekümmert an. Criſtina wandte ſich um und heftete ihre weit geöffneten blauen Augen mit fragendem Entſetzen auf das Mädchen. Dieſes ſchlug die Augen nieder und verneinte mit einer leiſen, betrübten Kopfbewegung. Die vernichtete Contarina erreichte kaum das Bett. Da fiel ſie halb bewußtlos hin und ächzte, anſtatt

zu athmen. Das erſchrockene Mädchen wollte fortſtürzen und nach Beiſtand ſchreien; Criſtina ergriff es krampfhaft am Kleide und hielt es ſo zurück. Das anhängliche Geſchöpf warf ſich neben dem Bett auf die Kniee und rang die Hände. Dann kam ihm die Eingebung, mit rechter Inbrunſt die Jungfrau für die arme, hintergangene Gebieterin anzurufen. Criſtina vernahm die nur halb laut gemurmelte, aber leidenſchaftliche Beſchwörung, und die Rührung über die treue Geſinnung des guten Kindes gewährte ihr Thränen. Als das Mädchen ihr Schluchzen hörte, dankte es der Jungfrau. „Sie weint — ſie wird nicht ſterben — ſey geſegnet — hilf ihr ferner — tröſte ſie — beſtrafe ihn —“ ſo betete das redliche Geſchöpf. Criſtina weinte lange leiſe und ſchweigend; endlich erhob ſie ſich ſchwach und wollte entkleidet ſeyn. Das Mädchen bat, bei ihr wachen zu dürfen, doch das lehnte ſie ab, wenn auch mit dankbarer Sanftmuth. „Mir iſt beſſer allein ſeyn,“ ſprach ſie, mühſam auf einige Augenblicke gefaßt. „Erkranke ich etwa, werde ich Dich rufen; aber jetzt laſſe mich. Ich danke Dir darum nicht minder. Gott belohne Dich! wären alle Herzen ſo treu wie Deines, dann —“ Die Contarina brach hier ab und überließ ihre Hand dem Mädchen, welches dieſelbe mehrmals heftig küßte. Sich vor dieſem guten Geſchöpfe zu verſtellen,

das hätte Criſtina für thöricht gehalten, auch wenn es möglich geweſen wäre. Aber nicht das Mädchen allein, auch die ganze andere Dienerſchaft mußte durch die Nichtſendung des Korbes darüber aufgeklärt werden, daß ihre Gebieterin nicht länger die ausſchließliche Geliebte des Foscarini ſey. Criſtina wußte das; es beſchämte ſie indeſſen nicht. Der ganze Haushalt hing mit ſolcher Ergebenheit an ihr, daß ſie keinen Spott, nur das aufrichtigſte Bedauern zu erwarten hatte. In der That kam das Mädchen kaum heraus, als es auch ſchon umgeben und nicht von Neugier, ſondern von ſchmerzlicher Theilnahme befragt wurde. Auf den von ihm herausgeſchluchzten Bericht drückte eine allgemeine Erbitterung ſich ohne alle Umſtände aus. „So ſchön und ſie zu verlaſſen! — Iſt ſie etwa nicht länger gut genug für ihn? — Oh, er iſt hochmüthig; er will die Braut des Herrn, die heilige Katharina! — Sie wird ihm zu alt — er iſt ſo jung, er. — Seine Hunde von Barcaroli ſollen ſich nur blicken laſſen.“ So und noch rückſichtsloſer lautete das Murren der getreuen Diener, welche in ihrer Gebieterin ſich ſelbſt beleidigt ſahen.

Criſtina lag unterdeſſen als der Schmerz in ſeiner lieblichſten Geſtalt auf ihrem Bette, das Antlitz in die Kiſſen gedrückt, das blonde Haar herabfallend. Geräuſchlos weinte ſie; Criſtina war ſanft, ſelbſt in Krankheit und in

Leid. Daher zürnte ſie auch nicht auf Antonio, haßte Tereſa nicht, ſondern weinte und wehklagte nur. „Allein, allein,“ ſo klang ihre melodiſche Stimme rührend aus den Thränen hervor, „es iſt gekommen — es hat ſich erfüllt. Meine Träume werden wahr — o, wäre ich doch lieber vorher geſtorben! Mir bleibt doch jetzt nichts, als Sterben, denn er kommt nicht mehr wieder. O, ich hätte es nicht gedacht — heute noch blickte er mich ſo liebevoll an. Antonio, da Du mich doch aufgeben wollteſt, warum täuſchteſt Du mich noch im letzten Augenblick? Beſſer vorbereitet, hätte ich es vielleicht beſſer ertragen. Ertragen, Deinen Verluſt — nein, nein, dieſe Erfahrung erträgt ſich nicht; darunter erliegt das Herz. Armes Herz mein, klopfe doch nicht weiter; Du haſt auf Erden kein Geſchäft mehr — Antonio will ſich von Dir nicht länger lieben laſſen. Ach, Antonio, wird die Tereſa Dich denn lieben wollen? Doch Dir kann nicht widerſtanden werden, wo Du einnehmen willſt — auch ſie wird ſich Dir ergeben; aber wird es zu Deinem Glücke ſeyn? Die Tereſa wird nicht ſo beſcheiden ſeyn, wie Deine anſpruchloſe Criſtina war; die Tereſa wird Dich beherrſchen wollen — ja, ja, Du wirſt es ſehen — wie wird Dir das gefallen? Ach, vielleicht bedauerſt Du noch, daß Du aufgehört, die arme Criſtina mit ein ganz klein wenig Liebe am Leben zu

erhalten; aber Dein Bedauern wird zu spät beginnen — die arme Cristina wird dann schon längst begraben seyn, und Du wirst sie getödtet haben. Gib Acht, also wird es kommen; nein, es soll nicht so kommen — Du sollst mich nicht beklagen — Du sollst mich vergessen, wie eine arme Blume, auf die Du achtlos getreten, daß sie verwelkt und entblättert. An der Cristina ist ja nicht länger etwas gelegen — Du liebst sie ja nicht mehr — es ist ein unnützes Geschöpf, die Cristina — der liebe Gott mag immerhin ihrer auch nicht weiter gedenken — die Teresa muß der liebe Gott begnaden, die Teresa, welche von Dir geliebt wird — die Dich glücklich machen soll. O ja, sie wird Dich beglücken, himmlisch beglücken — ach, wie selig wirst Du von ihren Lippen Liebe trinken, während die unnütze Cristina einschläft, um nicht mehr aufzuwachen." Dieses Gewimmer währte in dem matt erhellten Schlafzimmer, in welches der Schlaf nicht kam, eintönig die ganze noch übrige Nacht fort, halb Fieberphantasie, halb Irrsinndämmerung, und ganz Qual. Daß Antonio die getroffene Geliebte nicht jammern hörte, war ein Glück für ihn. Erst als der Morgen anfing, schlief sie aus Ermattung ein.

Den Gegenstand, welchen Cristina mit so herber Enttäuschung umsonst auf ihrem Nachttische gesucht, erblickte

Tereſa mit der größten Befremdung auf dem ihrigen. Anfangs zwar achtete ſie nicht auf ihn, denn ſie hatte den Gatten zu begrüßen, der etwas mürriſch in einem Lehnſtuhl ſaß und nicht begreifen wollte, warum ſeine Frau ſo früh zurückkomme. Als Tereſa ihn endlich mit ihrer Erklärung befriedigt, ſagte er: „Da ſteht noch ein zweiter Korb — weißt Du, von wem er iſt?“

„Ein zweiter Korb?“ fragte überraſcht Tereſa und beſchaute mit einem Erſtaunen, das nicht angenehm war, das unerwartete und ungewünſchte Geſchenk.

„Weißt Du, von wem er iſt?“ wiederholte der Contarini.

„Nein,“ erwiederte ſie, die Augen freimüthig auf ihn gewandt. Ein glühendes Erröthen folgte jedoch unmittelbar auf dieſe Entgegnung, denn der Name des Foscarini hatte blitzend die Gedanken der jungen Frau durchſchnitten.

„Warum erröthest Du ſo?“ forſchte der Contarini, nicht rauh, nur etwas aufgeregt.

„Ein Name fiel mir ein.“

„Welcher?“

„Nein — es kann nicht der richtige ſeyn.“

„Dennoch nenne mir ihn.“

„Wozu?“ fragte Tereſa ernſt.

„Ich wünſche nicht, daß Du einen Anbeter außer mir habeſt.“

„Auch ich wünſche es nicht.“

„Warum da nicht den Namen nennen?“

„Warum ihn nennen? Zweifelt Ihr denn ſchon an mir?“

„An Dir?“ — nein;“ antwortete bewegt der Contarini. „Du liebſt den Greis, der Dich hält, wie eine Hoſtie. Auch wäreſt Du das erſte Geſchöpf, das mich je getäuſcht hätte,“ ſetzte er kräftiger hinzu.

„Euch kann man nicht täuſchen — Ihr erlaubt es nicht.“

„Du meinſt, ich ſpiele den Gebieter?“ fragte der mächtige Greis mit einem Lächeln des Bewußtſeyns.

„Glaubt Ihr, daß ſich nicht geehrt fühle, wen Ihr zu ergreifen geruht?“ verſetzte Tereſa ihn mit Ehrfurcht anſehend. „Dieſes Euer Geſchöpf empfindet noch immer die innerlichſte Beſchämung über die unverdiente Beehrung, welche Ihr ihm erwieſen.“ Sie neigte ſich und küßte ſeine Hand.

Auf Augenblicke ward der Greis jetzt zum wilden Liebhaber, wie es, nebenbei geſagt, nicht ſelten geſchah. Tereſa ruhte mit hingebender Grazie an ſeiner Bruſt, doch ohne ſelbſt leidenſchaftsthätig zu ſeyn. Auch bedurfte der

Contarini keiner eigentlichen Erwiederung, indem seine Leidenschaft ohne Erregung schon gewaltig genug brauste. Wer weiß, wäre es ihm sogar gefällig gewesen, wenn es die jugendliche Gattin ihm gleichgethan. Gewöhnt, ein großmüthiger Quell zu seyn, möchte er vielleicht nur mit Widerstreben empfangen haben. Da Teresa sich immer nur mit der vollkommensten Keuschheit betrug, bleibt es unentschieden, was dem feurigen Greise besser gemundet hätte, die klare, kühle Schale, oder ein schäumender Becher mit Flammen darinnen. Gewiß ist es, daß die kühle Schale ihn ebenso erhitzte, wie nur der heißeste Becher es vermocht.

Die größte Kraft erschöpft sich indessen in ihren Aeußerungen. Auch der Contarini mußte ablassen, sich seines köstlichen Besitzes durch Kuß und Andrücken zu erfreuen. Aufathmend gab er die junge Frau von seiner Brust frei, obgleich er sie noch auf den Knien behielt. Also fragte er, die Augen mit dem ihnen eigenthümlichen funkelnden Ausforschungsblicke dicht auf die ihrigen geheftet: „glaubst Du, Teresa, daß irgend ein anderes Herz Dich redlicher lieben könne, als das Deines alten Mannes?“

„Ich habe mich noch nicht darum befragt,“ antwortete Teresa mit Empfindlichkeit.

„Sey gut,“ sprach er, ihr ungeschickt schmeichelnd.

„Sey gut und ſage mir — Du glaubſt alſo nicht, daß der Anbeter, der den Korb geſchickt, Dich mehr lieben könne?“

„Denkt doch nicht mehr an den Korb,“ rief ſie unmuthig.

„Frau mein, es iſt wahrlich nicht meine Schuld. Der Gedanke, daß ein venetianiſcher Patrizier unverſchämt genug geweſen, Dich mit einer ſo offenbaren Huldigung zu beläſtigen, gefällt mir ganz und gar nicht. Einem fremden Cavalier verzeihe ich es allenfalls, denn er kannte nicht Dich und nicht mich — aber einem Freunde —“

„Muß es denn ein Freund geweſen ſeyn?“ äußerte Tereſa etwas unſicherer, als vorher.

„Die heute beim Bankett ſaßen, ſind Alle mehr oder minder meine Freunde.“

„Dann iſt die Sendung ſicherlich nur ein Scherz,“ rief die junge Frau plötzlich lebhaft, als ergriffe ſie dieſen Gedanken mit Begier. „Glaubt mir, jetzt errathe ich es erſt. Das Ganze iſt ein Scherz, eine Carnevalsneckerei. Wie wir es auch nur einen Augenblick als Ernſt annehmen konnten,“ ſetzte ſie lachend hinzu.

Dem alten Gatten wollte dieſe Erklärung nicht ſo recht einleuchten, und abermals drang er in die junge Frau, ihm den Namen zu nennen, der ſie ſo getroffen habe.

„Nein," ſprach Tereſa geſetzt und beſtimmt; „das thu' ich nicht."

„Aber wenn ich es Dir befehle?" fragte der Contarini. Das erſte Mal, daß dieſes Ehewort hörbar wurde.

„Auch dann nicht," entgegnete Tereſa mit Beſcheidenheit.

Der Contarini gerieth in eine ſo ſichtbare Bewegung, daß Tereſa ſich genöthigt ſah, von ihrem Sitz auf ſeinen Knien aufzuſtehen. Sie fügte ſich dieſer Nothwendigkeit mit der freundlichſten Gelaſſenheit und blickte ebenſo den Gatten an. Der Contarini empfand dunkel, daß es ſich darum handle, wer künftighin mehr Gewalt haben ſolle, ob dieſes ſchlanke, zerbrechliche Geſchöpf, ob er, der ehern gebildete Greis. Dennoch machte er keinen zweiten Anſatz zum Zorne. Die jugendliche Gattin hielt ihn bereits unter ihrer Botmäßigkeit. Allzuſehr beſtrickt durch ihren Reiz, getraute er ſich nicht, ſein Glück vielleicht zu wagen. Obgleich er ſich nicht ſehr mit dem ſchwachen Geſchlechte beſchäftigt, erinnerte er ſich doch einiger Belehrungen, die er in ſeiner Jugend über die Behandlung deſſelben empfangen, die lauteten: daß es ſchwer vergeſſen und ſehr ſtark in der Abneigung ſeyn könne, daß man es deßhalb, um es nicht zu verletzen, immer wie Glas anfaſſen müſſe. Nicht ohne Anſtrengung überwand daher der rauhe Greis

ſich und ſprach mit einer gewiſſen mürriſchen Milde: „ich will Dich nicht weiter beunruhigen; aber gefällt es Dir nicht mindeſtens, mich den Grund zu Deinem Schweigen wiſſen zu laſſen?“

„Gewiß, mein verehrter Gatte,“ erwiederte die junge Frau ehrerbietig. „Sandte Der, von Dem dieſer unglückliche Korb iſt, ihn aus Scherz, ſo wird er ſelbſt ſich zu erkennen geben — ward das Geſchenk in ernſtlicher, alſo unredlicher Abſicht geſchickt, könntet Ihr unmöglich mit dem Freunde, der ſich auf eine ſolche Art vergangen, länger in guter Geſinnung und Eintracht leben. Sprecht, iſt es nicht alſo?“

„Gewiß,“ bekräftigte der Contarini nachdrücklich.

„Nun wohl, wie könnte ich es da wohl verantworten, Euch einen Namen zu nennen und Euch dadurch in Zwieſpalt zu verwickeln? Glaubt mir, ich habe ſchon begriffen, was Feindſchaft ſey. Bis jetzt kanntet Ihr nur Freunde, und um meinetwillen ſolltet Ihr nun den erſten Feind kennen lernen? Nein, dazu iſt Euer Friede mir zu heilig.“

„Ueberlege Dir es aber, Tereſa — nennſt Du mir den einen Namen nicht, ſo heftet mein Mißtrauen ſich an alle andern, und ich werde fortan ein Laurer auf alle Freunde werden, die heute mit mir Brod gegeſſen, werde ſpähen, wie ſie Dich anſehen, wie zu Dir ſprechen.“

„Das thut nicht, um Gotteswillen!“ rief ernſtlich und eindringlich die junge Frau. „Was wäre das auf ein Mal für ein Leben? Alle meine Unbefangenheit dahin, dahin alle Eure große, ſchöne Ruhe! Die Späherei — wäre ſie Eurer etwa würdig? Erſprießlich ebenſowenig; denn angenommen auch, Ihr erhaſchtet es, wer von Euern Freunden mich auf eine ſo widerwärtige Art beehrt — welchen Gewinn enthielte dieſe Entdeckung? daß da doch geſchähe, wogegen ich eben alle Beſonnenheit aufbiete, daß Ihr in Euerm ehrenvollen Alter noch die Erfahrung der Feindſchaft machtet. Dann — glaubt Ihr denn, es ſey ehrend für die Frau, wenn der Gatte ſich eiferſüchtig zeigt?“

„Ich bin nicht eiferſüchtig. Gott hört mich — keiner meiner Gedanken ſündigt an Dir, Frau mein. Aber darum mag ich es doch nicht leiden, daß irgend ein Anderer ſich erlaube, Dein Anbeter zu ſeyn.“

Tereſa lächelte mit weiblicher Ueberlegenheit. „Dergleichen feine Unterſcheidungen dürften unſere jungen Patrizier nicht aufſtellen, wenn ſie über die Angelegenheit verhandelten, und ich bekenne es Euch, mit Bitterkeit empfände ich es, meinen Namen ihren Scherzen verfallen zu wiſſen.“

Der Contarini dachte nach. „Du haſt Recht,“ ſprach

er dann mit Entſchiedenheit; „das darf nicht geſchehen. Reden wir nicht weiter von dem einfältigen Korbe. Auch der Abſender wird ſchweigen, und Du — Du iß die Süßigkeiten, welche darinnen ſind.“

„Nein, das werde ich nicht,“ erwiederte Tereſa mit ihrer anmuthigen Gemeſſenheit. „Da iſt unſere gute alte Muhme — die empfängt keine Körbe mehr und mag doch noch gar gern Süßes ſpeiſen — der ſchicke ich ihn morgen. Ich begnüge mich mit dem meines Gatten.“

Der Contarini zog ſeine junge Gattin an ſich und ſchaute ihr mit zärtlicher Erkenntlichkeit in das ſchöne Antlitz.

„Ihr ſeyd doch eiferſüchtig,“ ſprach ſie, ſanft verweiſend.

„Warum biſt Du ſo ſchön?“ fragte er. Die arme Criſtina hatte im Geiſt dieſelbe Frage gethan. In der That, warum war Tereſa ſo ſchön? Es konnte weder zu fremder, noch zu ihrer eigenen Beglückung gereichen, denn eine Frau wird durch Schönheit nur glücklich, wenn ſie entweder gleich einer Gottheit ſich mit Weihrauch begnügt, oder wenn ſie ihre Schönheit nehmen und als eine ſeltene köſtliche Blüthe dem Geliebten ſchenken kann. Dem Beſitz eines Geliebten nun hatte Tereſa entſagt, als ſie ſich einem Gatten anvermählte, der nie ihr Geliebter werden konnte.

Dieſes Geſchick war ihr bereits deutlich. Seit dem Balle auf dem Landhauſe gab es in ihrem Innerſten eine Stelle, die ſie vermied, indem ihr dort ein Bild erſchien, welches ihr durch Liebenswürdigkeit Schrecken einflößte. Die junge Frau begegnete dem Foscarini ſelbſt mit weit mehr Faſſung, als der Erinnerung an ihn. Die Einbildungskraft beſitzt in der Jugend ſolche Gewalt, daß da ſie es iſt, die uns die größten Verlockungen bereitet; ſpäter erſt treffen wir die Gefahren auf unſern Spaziergängen und in unſern Gemächern an. Tereſa bebte in kindlicher Angſt vor ihrem eigenen noch ſo unſchuldigen Selbſt; das Echo, mit welchem ihr Herz antwortete, ſo oft der Name des Foscarini ausgeſprochen wurde, machte ihr unbeſchreiblich bange. Darum beſchäftigte ſie ſich ohne alles Ausruhen, und hätte ſie den alltäglichen Huldigungen, die das männliche Geſchlecht jeder neuen Frau zu erweiſen immer bereit iſt, irgend Geſchmack abzugewinnen gewußt, ſie hätte ſich ihrer als einer andern Zerſtreuung bedient; doch die allgemeine Vergötterung langweilte ſie ſeit dem Augenblicke, wo ſie ihn geſehen, deſſen beſondere Anbetung ihr nicht gegönnt war.

Denn daß Antonio ihr ſeine Verehrung widmen, Criſtina um ihretwillen vernachläſſigen, ihr mit Beſtrebungen nahen ſollte, dieſe Gedanken gingen nicht über

ihre innere Lauterkeit. Den Blick, mit welchem in San Giorgio ſein Auge ſie erſchüttert, bemühte ſie ſich als eine augenblickliche Verirrung ſeiner Phantaſie zu entſchuldigen und zu vergeſſen. Ebenſo lebhaft ſuchte ſie, als der Gatte neben ihr entſchlummert, ſich ſelbſt darzulegen, daß Antonio unmöglich den Korb geſchickt haben könne. Dazu ſchätze er ihren Gemahl zu hoch, achte Criſtina's Neigung zu theuer und ſie, Tereſa, hoffentlich auch genug. Aber wer konnte da den Korb geſchickt haben? Die junge Frau zwang ſich zum Nachdenken darüber; kein Name wollte ihr einkommen. Antonio ſey es doch, behauptete dazwiſchen ihr Herz. Sie gerieth in Heftigkeit gegen ſich ſelbſt, empörte ſich gegen ihre Schlechtigkeit, weinte über ſich. Eigenſinnig beſtand ihr Herz dennoch darauf, Antonio ſey es. Die Beunruhigung ließ ſie endlich in das flehendſte Gebet ausbrechen. „Daß er mich nicht verſuche, beſchwör' ich Dich, o mein Gott," murmelte ſie mit kaum bewegten Lippen, um den ſchlafenden Greis nicht zu erwecken; „daß er nie ſpreche: ich liebe Dich — daß er ſie liebe — Criſtina — nach wie vor und immer und immer in ſchöner Treue — daß ich meinem Gatten eine Krone ſey, blühend und makellos — daß ich nie erröthen müſſe vor einer wirklichen Schuld — darum Alles bitt' ich Dich, o Du guter Gott, und auch, daß Du dieſe unwillkürlichen

Gedanken mir vergebeſt." Das Beten beſchwichtigte allmälig den jungen beklommenen Buſen; einen langen Blick noch ließ ſie auf dem ehrwürdigen Schläfer neben ihr ruhen, dann legte ſie den reinen, blaſſen Kopf auf den weißen Arm und entſchlief auch.

Am andern Tage war kaum in möglichſter Frühe der Gegenſtand aller dieſer Aufregung an die vornehme alte Dame, Barbara Balbi, abgeſandt worden, als Giulietta ſich anmelden ließ und mit einer tugendhaften Miene und einem ganz ungewöhnlich erhabenen Anſtand in Tereſa's Schlafzimmer hereinrauſchte.

„Entſchuldige," ſprach Tereſa, ohne gerade das Mißbehagen zu verheimlichen, welches ein ſo unzeitiger Beſuch ihr verurſachte, „aber ich muß Dich hier empfangen, da ich noch nicht angekleidet bin."

„Das ſtört mich durchaus nicht," erwiederte Giulietta mit Betonung.

„Und was ſtört Dich denn?" fragte Tereſa mit einiger Schärfe, weil das vorbereitete Geſicht ihrer liebenswürdigen Beſucherin ſie reizte.

„Nachher," lautete die feierliche, Geheimniß athmende Entgegnung, „wenn Du angekleidet biſt. Kleide Dich erſt an; dann wollen wir ein Geſpräch mit einander haben. Du erlaubſt, daß ich mich niederlaſſe?"

„Auf zwei Seſſeln, wenn es Dir ſo gefallen ſollte,“ erwiederte Tereſa mit eben ſo großer Höflichkeit, wie Giulietta gefragt. Giulietta ließ ſich daher mit Gemeſſenheit nieder und ſaß in unbeſchreiblicher Großartigkeit da, als hätte ſie ihre Haltung eben ganz geſteift und geglättet angezogen. Tereſa fand das Ankleiden in Gegenwart dieſer bunten Bildſäule mit dem gekniffenen Ausdruck äußerſt unangenehm; die alte Wärterin bekundete durch halblautes Murmeln dieſelbe Anſicht. Giulietta ſaß unbeweglich und ſah mit großen, bedeutungsvollen Augen zu. Das Kleid wollte nicht ſchließen, keine Schleife gut fallen, der Haarputz nicht werden. Tereſa gab den Anzug endlich auf. Anna erklärte, alſo könne die Gebieterin unmöglich vor andern Augen erſcheinen. „Auch will ich es nicht,“ ſprach die junge Frau, „ich werde nachher einen andern Anzug anlegen — dieſer iſt mir ganz unerträglich geworden — aber die nächſte halbe Stunde muß ich noch darinnen aushalten, damit ich nur zuvörderſt erfahre, was meine liebe Freundin mir zu ſagen hat.“ Und mit ſpöttiſcher Ergebung nahm ſie Giulietta gegenüber einen andern Seſſel ein.

Anna ſchielte die ſtörende Beſucherin von der Seite an und fragte die Gebieterin: „ſo ſoll ich alſo nicht hier bleiben?“

„Du ſiehſt ja, daß die Signora mit mir von Geheimniſſen zu reden hat,“ antwortete Tereſa.

„Du haſt Recht,“ bemerkte Giulietta, als Anna ſich mit Katzenknurren entfernt. „Ich habe mit Dir von beſondern Dingen zu reden, darum wartete ich, bis wir allein wären.“

„Damit wir allein bleiben möchten, ſchickte ich die Anna fort,“ ſagte Tereſa. „Jetzt ſind wir es — willſt Du nun die Güte haben, Dich zu erklären?“

„Ja, ich werde mich erklären.“

„Ich warte.“

„Eine Erklärung iſt unumgänglich nöthig.“

„Deßhalb warte ich eben.“

„Ich muß Dir nur ſagen, daß ich unerhört empört bin,“ ſprudelte Giulietta, mit einer lebhaften Bewegung beider Hände völlig aus ihrer angenommenen Rolle herausfahrend. „Ja, ganz empört, ganz unerhört empört. Wer ſoll auch nicht empört ſeyn? Es muß ein Jeder allgemein empört ſeyn, denn es iſt empörend.“

Giulietta hatte ſich für ihr bisheriges übernatürliches Schweigen durch eine ſolche Geſchwindigkeit entſchädigt, daß ſie nicht mehr Athem genug fühlte, um ihre Empörung noch nachdrücklicher verſichern zu können. Deßhalb ſchnappte ſie eilig erſt ein Mal nach Luft, wie ein Fiſch,

wenn er an die Oberfläche emporſchießt, und dann fuhr ſie unaufhaltſam in den Fluthen ihrer Rede fort:

„Es iſt unerhört, ganz unerhört,“ ſagte ſie, und betrachtete dabei Tereſa, als wäre deren Anblick auch unerhört. „Ich hätte es nie geglaubt — ich hätte es nie für möglich gehalten — es konnte auch Niemand es für möglich halten — es war eine Unmöglichkeit, und doch iſt es geſchehen. Oktober, November, Dezember — drei Monate erſt, ja, ich ſage, drei Monate erſt verheirathet, und ſchon —“ Giulietta brach ab, tragirte mit den Händen und fragte: „wie ſoll das werden? Tereſa, ich beſchwöre Dich, wie ſoll das werden? Du, die Tochter Deines Vaters und Deiner Mutter, Du, erzogen von Deiner Tante, Du, eine Paduanerin? Ich bitte Dich, warum machſt Du mir ſolchen Gram? Bedenke die grauen Haare Deines Vaters und die weißen Deines Gatten — nein, die grauen Deines Gatten und die weißen Deines Vaters. Bedenke, graue und weiße Haare bedeckſt Du mit Erröthen, daß Du Dich überall hervordrängſt, daß Du die Anmaßung haſt, für die größte Schönheit gelten zu wollen, obgleich Du eigentlich nur eine Gewöhnlichkeit biſt, denn um ungewöhnlich zu ſeyn, dazu muß man ganz andere Reize beſitzen, das glaube mir, meine Theure, — aber dennoch ſage ich Dir — es gefällt mir nicht, denn

ich liebe die Beſcheidenheit — ich ſelbſt bin ſehr beſcheiden, und wo ich die Beſcheidenheit mangeln ſehe, da, ich ſage Dir — genug — indeſſen das wollte ich Dir noch vergeben, denn Du biſt jung und mit der Jugend iſt Nachſicht zu hegen, aber daß Du der Tugend entweichſt und jetzt ſchon — ich ſage — ich verſtumme. Ich, die ich bereits zwei Jahre Frau bin, ich habe geſtern auch nicht einen einzigen Korb bekommen, und Du, die Du erſt vor drei Monaten geheirathet haſt, Dir werden zwei dargebracht, einer von Deinem Manne und einer von — o, das Von wem, das iſt noch furchtbarer, als alles Andere — ich ſage Dir, Tereſa, wehe den Frauen, die Dich zur Freundin haben, denn — der zweite Korb iſt vom Foscarini."

Giulietta hatte dieſen Namen als einen zerſchmetternden Schlag fallen laſſen, und gewiß ſchauderte Tereſa bis in die Seele, als ſie ihre geheimſte Furcht ſo ohne alle Schonung von dieſen kreiſchenden Lippen verkündigt hörte. Aber getreu der weiblichen Natur hielt ſie ſich nur um ſo trotzender aufrecht, je mehr ſie getroffen war. Hatte ſie während des Anfalls vom Aerger zum Lachen und wieder vom Lachen zum Aerger geſchwankt, je nachdem Giulietta alberner oder beleidigender geworden, ſo nahm ſie jetzt eine vollkommene Gleichgültigkeit an und fragte: „dürfte ich Dich bitten, mir zweierlei zu erläutern: zuerſt,

wie Du bereits von der Ankunft des zweiten Korbes unterrichtet ſeyn kannſt, da es noch ſo früh am Morgen iſt — dann —"

„O, meine Gute, Du denkſt wohl, daß Deine Liebſchaften ganz in Verſchwiegenheit eingeſchloſſen werden ſollen?" fuhr Giulietta mitten in ihre zweite Frage, denn Giulietta war erbittert, daß Tereſa nicht verlegen geworden war; Giulietta war im Grunde abermals empört, und Giulietta mußte ausbrechen, wenn ſie voll Erbitterung und Empörung war, denn ſonſt war die größte Gefahr für Giulietta zu befürchten, indem Giulietta durch ihre Gefühle geſprengt werden konnte — alſo verſicherte ſie wenigſtens entweder vor oder nach jedem außergewöhnlich dramatiſchen Ausbruch.

Tereſa maß ihre liebe Freundin jetzt denn doch mit einiger Befremdung. Giulietta indeſſen betheuerte ihr: „Du magſt mich meſſen, wie Du willſt — ich mache mir aus Deinem Anſehen gar Nichts, ich ſage es Dir, aber auch gar Nichts. Das ſind denn doch etwas zu übergroße Anſprüche, daß man nur aus Deinem Palaſte keine Neuigkeiten erfahren ſoll. Ich ſage Dir, Deine Gondolieri haben ebenſo gut Zungen und Stimmen, wie andere Gandolieri, — ja, meine Theure, und andere Gondolieri haben ebenſo gut Ohren, um zu hören, was Deine Gondolieri erzählen,

wie Deine Gondolieri Ohren haben, um zu hören, was andere Gondolieri erzählen. Auf der Piazza können ſo gut Gondolieri aufeinander ſtoßen, wie Pater und Patrizier — nicht wahr, meine Gute? Du ſiehſt ein, daß Dein Iſacco auf meinen Benetto treffen konnte? Und daß mein Benetto fragte: wo iſt denn Deine Dame? Und daß Dein Iſacco antwortete: die iſt ſchon lange zu Hauſe — ſie wußte wohl, warum ſie ſo bald ankam, denn es war unterdeſſen ganz geheimnißvoll ein fremder Korb angelangt. Nicht wahr, Du ſiehſt das ein?"

„Deine Erläuterung iſt völlig genügend, doch bleibt mir noch die zweite Frage: warum ſoll dieſer Korb gerade vom Foscarini geſandt worden ſeyn?"

„Warum er vom Foscarini geſandt worden ſeyn ſoll? Ich ſage, von wem ſoll er denn anders ſeyn, als vom Foscarini?"

„Das begreife ich keineswegs."

„Aber ich begreife es, und was noch mehr, ich bin deſſen ganz verſichert, denn Du biſt die Freundin ſeiner Geliebten, und ich ſage Dir, jeder Mann wird ſeiner Geliebten mit ihrer Freundin untreu — das iſt eine allbekannte Geſchichte. Ich bin auch die Freundin von der Mocenigo, deren Mann in mich ſo verliebt iſt. Glaube mir, meine Theure, ich bin nicht ſo einfältig — der Betrug

glückt Dir nicht. Du magſt Dir geſchmeichelt haben, daß ich Dich nicht erkennen und nach wie vor durch meine Freundſchaft auszeichnen würde, indeſſen ich ſage Dir ein für alle Mal: ich wähle meine Bekanntſchaften, Du wirſt mich darin entſchuldigen — ich bin das meiner Stellung in der Geſellſchaft ſchuldig. Ich muß den Namen meines Mannes erhalten und ebenſo den meiner Eltern, Du wirſt mich entſchuldigen; aber ich bin meinen Kindern einen reinen Ruf ſchuldig. Eine Mutter muß daran denken, denn ihr reiner Ruf iſt die koſtbarſte Erbſchaft für ihre Kinder. Ich bedaure, ich bedaure aufrichtig, aber die Verpflichtungen einer Ehefrau und einer Mutter ſind heiliger als die Rückſichten einer Jugendfreundſchaft.“ Giulietta ſprach von den Kindern, die ſie noch nicht hatte, gewiß eine vorſorgliche Mutterliebe. Dann fuhr ſie fort: „ich hätte es allerdings nicht von Dir geglaubt, meine Theure; Du äußerteſt Dich immer mit Sittſamkeit und hatteſt mir nach Deiner Ankunft hier ſo ernſtlich gelobt, Dich meiner würdig zu beweiſen. Indeſſen es ließ ſich wohl erwarten, daß Deine Eitelkeit nicht ruhen würde, bevor Du nicht den Foscarini zur Aufmerkſamkeit bewogen hätteſt. Es war eine gar zu ehrenvolle Eroberung, der Foscarini. An die Gefühle der verlaſſenen Geliebten wird dabei weiter nicht gedacht — natürlich. Ha, die Tugend iſt ſo herrlich,

und Du entſagſt ihr, um einer erbärmlichen Eroberung willen! Glaubſt Du denn, meine Theure, daß der Foscarini auf Dich geharrt haben würde, wenn es mir eingefallen wäre, mich um ihn zu bemühen? Ich kann Dir verſichern, daß Du Dich da täuſcheſt. Und wenn Du Dir einbildeſt, daß Du Dir den Foscarini erhalten werdeſt, ſo, meine Gute, ſo irrſt Du Dich noch weit gewaltiger. Ich ſage Dir, der Foscarini wird untreu, ſo oft die Sonne untergeht; ja, meine Theure, das wird er, dann möcht' ich Dein Geſicht ſehen — es wird ein Jammerbild ſeyn; indeſſen wie man ſäet, ſo erntet man. Ich wünſche nur, daß es ſchon morgen geſchehe, damit die Scham Dich zu Deinem Gatten zurückführe. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er — möge er Dich züchtigen, und zeige mir doch ein Mal den Korb."

„Ich habe ihn nicht mehr," entgegnete Tereſa, die zuletzt mit mitleidigem Lächeln zugehört hatte. „Da ich keine Geſchenke von unbekannten Gebern annehme, ſandte ich dieſes an die Muhme meines Mannes, an die alte Madonna Barbara."

„Aber Du haſt ihn doch erſt durchſucht?" ſchrie Giulietta.

„Nein — wozu?"

„Gott behüte uns, Tereſa, was biſt Du dumm,

kriegſt einen Korb vom Foscarini geſchickt, und ſuchſt nicht nach, ob nicht ein Billet da ſey! Ich ſag' es ja — Deine Unſchuld ging immer über alle Begriffe. Das Billet liegt ſicherlich drinnen, und da ergreift es nun die alte Balbi, die das leibhaftige Geſchwätz ſelbſt iſt. Ich ſorge, das wird eine ſchöne Geſchichte werden!"

Giulietta ſchlug in Rathloſigkeit die Hände zuſammen. Tereſa bezwang kräftig einen augenblicklichen Schrecken und ſprach: „gut, wenn ein Billet ſich im Korbe findet, ſo mag die Muhme es leſen und dann an meinen Gatten ſenden."

„Du biſt eine Närrin!" mit dieſer Verſicherung empfing Giulietta die ſtolze Erklärung, „Du willſt mit Gewalt in Dein Verderben hinein. Danke Du Gott, daß ich gekommen bin. Da ich die Güte ſelbſt und immer bereit bin, mich aufzuopfern, ſo werde ich jetzt den Augenblick zu der alten Balbi hinfahren und das Billet mit Geſchicklichkeit zu entwenden ſuchen. Auf dieſe Art wirſt Du ein Mal wenigſtens noch gerettet werden; ich ſage Dir, Du verdienſt es nicht, indeſſen daran denke ich nicht, wenn es auf Menſchenliebe ankommt. Darum danke Du Gott und mir, und beruhige Dich."

Giulietta bereitete ſich mit großem Geräuſch zum Aufbruch vor, als ſie Tereſa's Hand auf ihrem Arme

fühlte. „Halte mich nicht auf," ſprach ſie gebieteriſch, „damit ich noch vor der alten Balbi das Billet erwiſche." — „Erlaube," entgegnete Tereſa mit ruhiger Eindringlichkeit. „Erſtens bedarf es Deines Beſuches bei unſerer Muhme gar nicht, indem ich Dir nochmals verſichere, daß ſie alle an mich etwa gerichteten Billette ganz nach Belieben öffnen kann. Zweitens erinnere ich Dich, daß der Foscarini ein ſehr einflußreicher Senator iſt und Du Dich daher mit Erfindungen auf ſeine Koſten ein wenig in Acht nehmen mögeſt; drittens endlich erſuche ich Dich, Deine Gegenwart nicht öfter an mein armes Haus zu verſchwenden."

Giulietta machte ein ſo ungläubiges Geſicht, als habe ſie ihren ganzen Beſuch nicht dazu angewendet, die ſtolze Tereſa mit Beleidigungen zu überhäufen. „Du redeſt irre, denke ich," ſprach ſie voll Hochmuth. „Durchaus nicht," entgegnete Tereſa kühl. „Aber überlegſt Du denn, daß Du mir Dein Haus verbieteſt?" ſchrie Giulietta. „Das iſt vollkommen meine Abſicht," lautete die gefaßte Antwort.

Das ärgſte Gewitter tobte los. Giulietta lieferte die überzeugendſten Beweiſe, daß ſie ſich mit jedem Barcarol zanken dürfe, ohne die geringſte Beſorgniß, im Schimpfen überſchrien zu werden. Tereſa hörte all' ihr Gezeter mit

boshaftem Genuß an. Giulietta ſo außer allen Gränzen raſen zu ſehen, war ihre Rache. Die gute Paduanerin gab ſich der Freundin ſo lange zum Beſten, bis ihre Kehle kein Geſchrei mehr hervorzubringen vermochte. Dann brach ſie in gewaltſame Thränen aus und ſchluchzte: ſie werde das Opferlamm ihrer Befliſſenheit. Mit den edelſten Abſichten angelangt, werde ſie ſo empfangen und behandelt. Das ſey der ſchwärzeſte Undank, von welchem je die Sonne ſich abgewendet. Ob Tereſa denn glaube, daß auf der ganzen Erde eine zweite Giulietta aufzufinden ſey? Tereſa antwortete ein beiſtimmendes Nein. Giulietta kehrte plötzlich zu ihrem erhabenen Zorne zurück und gab Tereſa feierlich für ewig auf. Tereſa begleitete ſie mit Höflichkeit bis an die Thür des Gemaches, befahl die verdrießliche Wärterin und kleidete ſich mit aller Ruhe um. Dann erwartete ſie den Gatten, der vor dem Ausfahren immer Abſchied von ihr nahm. Freimüthig bekannte ſie ihm, was ſie gethan. „Die Giulietta brachte mich gar zu ſehr auf," ſprach ſie, ſich entſchuldigend. „Denkt Euch aber auch — nicht nur, daß ſie mir alle die Grobheiten in das Geſicht warf — ſie erlaubte ſich auch die Behauptung, der Foscarini habe den verwünſchten Korb geſchickt." — „Der Antonio!" ſagte der Contarini und zuckte die Achſeln. Tereſa athmete auf: der

Gatte hatte alſo gegen Antonio keinen Argwohn, und Giulietta's Geſchwätz, erreichte es ihn auch, fand ihn ungläubig. Darüber beruhigt, verſicherte ſie dem Gatten ohne Täuſchung, daß ſie ſich von dem Aerger bereits ganz wieder erholt. Den Gondolier augenblicklich aus dem Hauſe zu jagen, erlaubte ſie nicht. Allerdings mache die Verſchwiegenheit erſt den wahren Gondolier, „indeſſen,“ fügte ſie mit ſelbſtbewußtem Lächeln hinzu, „ich bedarf ja dieſer Eigenſchaft nicht. Glaubt mir, entlaßt ihr ihn jetzt, ſo lügt Giulietta, daß ich auf ſeiner Entfernung beſtanden, weil er mein erſtes verliebtes Geheimniß verrathen.“

Giulietta fuhr inzwiſchen doch zu der alten Balbi. Aus Großmuth erklärte ſie gegen ſich ſelbſt, um trotz der eben erfahrenen Beſchimpfung der Tereſa doch die Beſchämung durch das Billet zu erſparen. Die alte Dame, deren Gebiß ſich wunderbar erhalten hatte, ſpeiste gerade mit dem größten Behagen aus dem verhängnißvollen Korbe. Die Beſorgniß, der Beſucherin von ihrem ſüßen Schatze mittheilen zu müſſen, ergriff ſie ſo ängſtigend, daß ſie die angenehme Beſchäftigung für den Augenblick aufgab und die Minute zwiſchen der Ankündigung und der Ankunft von Giulietta benutzte, um den Korb in das anſtoßende Gemach tragen zu laſſen. Giulietta aber wurde

durch die Abweſenheit des Korbes nicht irre gemacht. Sie wußte, der Korb war hergebracht worden, und ſo galt ihre erſte Erkundigung dem Befinden der alten Dame, ihre zweite dem Korbe. Die arme alte Balbi erſchrack troſtlos; dieſes Geſchöpf beſuchte ſie alſo in der ganz entſchiedenen Begierde nach den lieben Näſchereien. Beinahe wäre ſie bis in eine Lüge gerathen; ihr Gewiſſen jedoch warnte gar zu ängſtlich, und ſo antwortete ſie mit einem Seufzer: daß ihre junge Muhme ihr dieſen Morgen ein ſchönes Geſchenk geſchickt. „Das weiß ich," ziſchelte wichtig Giulietta. „Das weiß ich — darum komm' ich her. Ihre Muhme iſt außer ſich — beſchwört Euch, ſie ruft Sie an, ſie nicht dem Verderben zu übergeben. Der Korb iſt ihr geſtern Abend durch den vertrauten Gondolier des Meſſer Antonio Foscarini überbracht worden. Damit ihr Gatte nun Nichts davon erfahren möge, weil er ſo furchtbar eiferſüchtig iſt, ſchickte ſie ihn heute in aller Frühe zu Ihnen, damit Sie ihn aufeſſen möchten, denn ich ſage Ihnen, er iſt gräßlich eiferſüchtig — die unglückliche Frau zittert bei ſeinem Nahen. Da beſuche ich ſie nun dieſen Morgen — denn wir ſind ein Herz und eine Seele, ich und ſie — natürlich, da wir beide Paduanerinnen ſind. Da weint ſie ſchrecklich, und als ich in ſie dringe — ach Gott! und: Barmherzigkeit!

und: ich habe meinen liebſten Korb fortgeſchickt, von meinem Antonio — und weint und weint. Ich weine aus Weichmüthigkeit mit, denn ich kann es allerdings nicht entſchuldigen, wenn eine ſo kürzlich Vermählte bereits einen Geliebten hat; indeſſen iſt es der armen Tereſa wohl zu verzeihen, da Meſſer Paolo alt genug zu ihrem Großvater wäre, und ſo weine ich denn mit. Sie fällt mir um den Hals und kann ſich gar nicht wieder beruhigen. Ich frage ſie: was hat Dir denn Dein Geliebter in dem Korbe geſchrieben? Geſchrieben? antwortete ſie — geſchrieben hat er mir nicht. Du haſt doch den Korb durchſucht? frage ich. Nein, ſchreit ſie; o ich Unglückliche — gewiß war ein Billet darinnen. Damit zerraufte ſie ſich das Haar, dann fällt ſie vor mir auf die Kniee nieder und ruft: Giulietta, ſey meine Retterin — Du biſt immer ſo gut geweſen, als wäreſt Du aus dem Himmel unter uns herab gekommen — fahre zu meiner geehrten Muhme, beſchwöre ſie mit Deiner ſüßen Beredſamkeit — bringe mir von ihr das Billet zurück. Sie war in Verzweiflung — ich habe noch nie eine Frau in ſolcher Verzweiflung geſehen, und ich weiß doch auch, was Verzweiflung heißt, denn in einer unglücklichen Ehe da lernt man verzweifeln, und was eine unglückliche Ehe iſt, davon weiß ich zu klagen. Aber wenn das Herz nicht gefragt und die Hand

gezwungen wird, da entſtehen dergleichen Ehen. Ich ſagte: beruhige Dich doch — Du kennſt mich ja, und Deine geehrte Muhme iſt ja allgemein berühmt ihrer Herzensgüte wegen — beruhige Dich doch. Sie beruhigte ſich nicht — auf den Knien lag ſie und bat: Giulietta, Du biſt ſo gut, als wäreſt Du aus dem Himmel gekommen — Giulietta, rette mich. Aus Erſchöpfung fiel ſie endlich in Ohnmacht — ich ließ ſie in der Ohnmacht — ach, ich hätte faſt beten mögen, daß es der ewige Schlummer ſeyn möchte, und da bin ich nun, und rufe Sie an, theuerſte Madonna Barbara — Sie ſind von einer ſo erhabenen Güte, von einer ſo göttlichen Großmuth — erbarmen Sie ſich meiner armen, unglücklichen Freundin. Sie iſt ſchuldig, aber verzeihen Sie ihr. Sie verdient es nicht, aber üben Sie Barmherzigkeit. Vertrauen Sie mir das unſelige Billet an. Empfängt es Meſſer Paolo, dann bringt er die verbrecheriſche Gattin um. Geben Sie es mir, damit ich die Arme, die es noch nicht geleſen hat, damit erfreuen könne. Erinnern Sie ſich — gewiß haben Sie jedes Billet, welches an Sie gerichtet wurde, gern geleſen. Ich bin nun ein Mal ſo gutmüthig — die arme Seele thut mir leid — geben Sie mir das Billet — ſie bekommt es ganz geheim — der Gatte ſoll Nichts davon merken — geben Sie mir das Billet.“

Die alte Balbi gewährte das Billet nicht, ſondern äußerte im Gegentheil den ächten, unwiderruflichen Entſchluß einer alten Muhme. Das Billet mußte uneröffnet und ungeleſen an den beleidigten Gatten geſandt werden.

Getäuſcht in den Hoffnungen ihrer Neugier, labte Giulietta ſich doch an der Genugthuung, daß Tereſa Verdruß mit dem Gatten bekommen werde. Der Korb wurde geholt, Giulietta benutzte die Gelegenheit, um einige der beſten Biſſen in ihren Mund zu bringen, die alte Dame ſuchte dieſen Eingriffen möglichſt zu begegnen, indem ſie die andern beſten Biſſen ſelbſt mit Gefahr für ihren Athem zu ſich nahm. Der Korb ward auf dieſe Art eiligſt und endlich ganz ausgeleert, durchgeſucht, umgekehrt, ausgeſchüttelt und ausgeklopft, und kein Billet kam heraus.

Die gute Muhme, der es um die Familienehre ſo großer Ernſt war, und die gute Freundin, welche ſo beſorgt um die Schonung eines verirrten Herzens geweſen, ſchauten einander mit leeren Blicken an.

„Er muß nicht geſchrieben haben," ſprach die alte Balbi mit Kopfſchütteln. „Ausgeartete Gewohnheiten, die jetzigen!"

„O, Madonna, es gibt noch feurigere Anbeter," verſicherte Giulietta.

„Ich bedaure, daß Ihre großen Bemühungen umſonſt geweſen ſind, gute Madonna Giulietta.“

„Entſchuldigen Sie, daß ich Sie ſo früh am Morgen geſtört habe, verehrte Madonna Barbara.“

„Meine Muhme wird Ihnen hoffentlich alle Erkenntlichkeit ausdrücken, wozu ſie Ihnen verpflichtet iſt.“

„Die Erkenntlichkeit begehr' ich nicht — mir genügt an meinem Bewußtſeyn.“

„Gewiß die beſte Belohnung.“

„Auch Meſſer Paolo würde ſicher die größte Dankbarkeit empfinden, wüßte er, was Sie thun wollten, wenn das Billet ſich gefunden hätte.“

„Ja, es thut mir leid, daß ich es nicht in meiner Hand gehabt, ihm meine verwandtſchaftlichen Geſinnungen zu beweiſen. Vielleicht gelingt es Ihnen, einem andern Billet auf die Spur zu kommen. Dann bringen Sie es mir nur, theure Madonna Giulietta, und ich befördere es den Augenblick.“

„Glückt es mir, irgend etwas Geſchriebenes zu erhaſchen, ſo verlaſſen Sie ſich auf mich — ich liefere es in Ihre Hände. Bis dahin jedoch das größte Geheimniß — nicht wahr?“

„Das verſteht ſich — die tiefſte Verſchwiegenheit.“

„Nicht eine Sylbe?“

„Nicht einen Laut! Natürlich.“

„Natürlich — ja, natürlich.“

Nach dieſen äußerſt ſchnell gewechſelten Reden erfolgte der Abſchied; Giulietta empfahl ſich der ehrwürdigen Balbi nicht ohne einen letzten Blick des Begehrens auf den ehemaligen Inhalt des Korbes — die ehrwürdige Balbi geleitete Giulietta nicht ohne Bangigkeit wegen eines letzten Anſpruches auf die Schale, in welche dieſer Inhalt gethan worden war. Als ſie wirklich geſchieden waren, dachte Giulietta: „ich hätte gern noch mehr gegeſſen, aber die Alte iſt gräulich geizig;“ und die ehrwürdige Balbi murmelte: „eine recht brave junge Frau, nur iſt ihre Naſchhaftigkeit erſchreckend.“

Während die alte Dame den Schaden berechnete, welchen die Beſucherin in ihrem Schatze von Süßigkeit angerichtet, traf Giulietta vor der Thür in der Perſon des ſchönen Anzolo einen unerwarteten Erſatz für ihre noch nicht geſtillte Eßluſt. Der junge Cavalier landete eben, um ſeiner verehrten Großtante, deren Nachlaß einſt nicht unbeträchtlich zu ſeyn verſprach, einen zärtlichen Beſuch abzuſtatten. Giulietta hielt ihn an, als er mit einer ſteifen Begrüßung an ihr vorüberſchritt. Ernſtlich bat ſie ihn, den beabſichtigten Beſuch noch um eine halbe Stunde aufzuſchieben und für dieſe in ihre Gondel zu ſteigen, indem

ſie ein wichtiges Geheimniß, das ſeinen Oheim und deſſen junge Frau betreffe, ihm unumgänglich eröffnen müſſe. Anzolo gab eben nur wie aus Herablaſſung nach, aber Giulietta triumphirte dennoch. Den ſchönen Anzolo in ihre Gondel zu locken und mit ihm eine ganze halbe Stunde draußen in der Laguna ſpazieren zu fahren, während ſeine Barke leer nachfolgte, das glich ganz einem Abenteuer, oder wenigſtens dem Anfange zu einem. Auch gebot Giulietta mit einer Miene, aus der allerlei gefolgert werden konnte, ihrem Gondolier, die Thür des Felce oder des kleinen ſchwarz behangenen Verdecks zu ſchließen. Der Gondolier gehorchte, ſchnitt ſeinem Gefährten ein Geſicht, welches dieſer gegen die Barcaroli Anzolo's wiederholte, und beide Gondeln glitten befohlenermaßen dahin, wo die Laguna nach Meſtre zu in ziemlicher Einſamkeit ruhte. Anzolo kam ſich in ſeiner Einſperrung äußerſt albern vor — Giulietta bemühte ſich, verſchämt zu erröthen. Als Anzolo darauf gar nicht achtete, ſondern ſie nur mit Höflichkeit erſuchte, ihm nunmehr ihre Mittheilungen zu machen, begann ſie die Geſchichte, womit ſie die ehrwürdige Balbi erbaut, zum zweiten Male und trug ſie mit noch gewaltigerer Tragik vor, als das erſte Mal. Dieſer ausführlicheren Beſchreibung nach zerraufte Tereſa ſich nicht nur das Haar, ſondern zerſchlug ſich auch Bruſt und Antlitz,

bekannte Giulietta, daß ſie bereits heimlich mit Antonio zuſammengekommen, wollte ſich vom Balkon ſtürzen und wurde zwei Mal ohnmächtig. Auch Giulietta ſank, als ſie ihre Gondel wieder erreicht, in der Bewußtloſigkeit des allzu aufgeregten Mitgefühls dahin und erholte ſich nur, um ihre Beſchwörungen bei der ehrwürdigen Balbi anzufangen. Anzolo ſchwieg und ſann mit ungewöhnlicher Schärfe nach. Die Glaubwürdigkeit der Berichterſtatterin war gering; die Erzählung an und für ſich klang nicht nur albern, ſondern abgeſchmackt unglaublich. Dennoch hegte Anzolo den Grundſatz, zwiſchen den beiden Geſchlechtern gebe es keine ſittliche Gränze; eine bereits ausgeſprochene Neigung war hier zwar äußerſt unwahrſcheinlich, immer aber möglich. Wenn nun der Foscarini und Tereſa ſich gegen einander ſchon erklärt — welchen Gewinn erwartete Anzolo aus dieſem Fehltritte? Erſtens, daß ſein Oheim, der ihn in der Eitelkeit gekränkt, in der Ehre gekränkt werde, zweitens, daß Tereſa, aus ihrer Seraphshöhe herab geſtiegen, auch ihm erlangbar werde. Der junge Geck verzieh ſeiner ſchönen Tante eben ſo wenig das Verſchmähen ſeiner Bewerbung, wie ſeinem Oheim die Frechheit, ſich in ſeinem Alter noch ein ſolches Gut anzueignen. Je mehr Anzolo die Reize ſeiner neuen Tante erheben hörte, deſto erbitterter empfand er, und was noch

mehr und ärger war — er verliebte ſich in ſie, wie ihm das immer begegnete, wenn eine Frau von ſeinen Freunden gerühmt wurde. Beide Gefühle erzeugten in ihm eine wahre Beſitzeswuth, die er ſelbſt jedoch bis jetzt unſinnig geſcholten; denn wie ſollte er es anfangen, ſich der keuſchen jungen Frau anzutragen? Blieb aber Tereſa nicht länger keuſch, ſo durfte Anzolo mit Hoffnungen beginnen.

Demnach waren ſeine Beweggründe, die Angelegenheit ganz zu erforſchen, weit lebhafter als die Giulietta's. Die gute Paduanerin befriedigte nur ihre Bosheit und ihre Neugier. — Der junge Patrizier ſtrebte danach, ſeine Rache und ſeine Sinnlichkeit zu ſättigen. Das Bündniß zwiſchen Beiden ward alſo geſchloſſen, und da Anzolo, von der bequemen Gelegenheit veranlaßt, Giulietta hübſch zu finden geruhte, wurde es auch noch beſiegelt. Giulietta verhehlte ihr Entzücken nicht — wohl hatte ſie ſich ſchon mehr als einer Anfechtung erfreut, doch noch nie von einem ſo jungen und ſchönen Anbeter, und dann tröſteten die Zudringlichkeiten Anzolo's ſie doch wenigſtens in etwas über die Beſchämung, daß auch nicht ein einziger Korb zu ihr gekommen. Die halbe Stunde war zu anderthalb Stunden geworden, als Beide ſich mit gegenſeitiger Zufriedenheit und der Verabredung von einander losriſſen, am nächſten Abend heimlich zuſammen zu kommen und ſich

wechſelſeitig die Erfahrungen mitzutheilen, welche ihre Nachforſchungen über ſämmtliche ausgewanderte Körbe ihnen eingebracht haben würden. Auch trafen ſie ſich zu der beſtimmten Stunde, unkenntlich durch die Masken, mit lobenswerther Pünktlichkeit in der Merceria hinter dem Urthurme, wo das Gedränge ihnen gerade ſo viel Raum ließ, daß ſie, ohne den Erſtickungstod befürchten zu müſſen, die Früchte ihrer Anſtrengungen austauſchen konnten. Leider ergab es ſich, wie außer dem Foscarini noch drei Patrizier ihre Körbe ſo geheimnißvoll verſendet, daß es allen Beſtechungen nicht gelungen war, nur die geringſte Spur derſelben zu entdecken. Giulietta hielt die Patrizier, welche ihre Herzensneigungen ſo glücklich zu verbergen wüßten, ſo ziemlich für Betrüger der Geſellſchaft; Anzolo ärgerte ſich mit mehr Anſtand, obgleich nicht mit weniger Aufrichtigkeit. Ein Glück, daß er mehr Faſſung behielt, als ſeine Gefährtin; denn Giulietta erklärte in ihrem Grimm: es ſey doch der Foscarini geweſen, welcher der Tereſa den Korb zu ſchicken gewagt, und ſie werde das überall ausbreiten. „Das werden Sie nicht, Signora," ſprach Anzolo mit gebieteriſcher Art. „Sogar wenn wir Gewißheit gefunden hätten, würde ich Sie um das tiefſte Schweigen bis zu dem rechten Augenblick für meine Abſichten erſucht haben, aber jetzt nun gar, wo es gänzlich ungewiß iſt,

welcher von den vier Cavalieren ſich der Sendung ſchuldig gemacht —"

Giulietta unterbrach ihn heftig: es ſey doch der Foscarini und kein anderer Patrizier, und ſie wolle auf einem glühenden Roſt gebraten werden, wenn es nicht der Foscarini ſey.

„Das iſt Ihr Glaube, Signora; aber haben Sie Beweiſe?"

„Die ganze Geſellſchaft wird es errathen, wenn der Foscarini nicht mehr zur Contarina kommt, und wenn —"

„Und wer ſagt Ihnen, daß er nicht mehr zu ihr kommen werde? Wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich ſelbſt ihn heute dort angetroffen habe?"

Giulietta riß die Augen auf. „Den Foscarini!" ſchrie ſie ohne alle Gedanken an den Ort.

„Sachte, Signora, bei San Marco, ſachte," flüſterte Anzolo zornig. „Wollen Sie uns verrathen? Ich ſage Ihnen, daß ich mit dieſen meinen beiden ſehenden Augen den Senator und Cavaliere Antonio Foscarini bei meiner ſchönen Muhme Criſtina Contarina getroffen habe, als ich ihr einen Beſuch machen wollte, um ſie in ihrer Verlaſſenheit zu tröſten."

„Und es iſt doch der Foscarini geweſen, und ich

werde es doch überall erzählen," trotzte Giulietta, aufgebracht durch die Rauhheit Anzolo's.

„Dann, Signora," sprach Anzolo mit mühsam gehaltener Heftigkeit, „dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nie mehr mit Ihnen rede und nie mit Ihnen geredet habe."

„Gott!" stotterte ganz erschrocken Giulietta, die sich daran gewöhnt hatte, Siege des Eigensinns über das Phlegma ihres Mannes davonzutragen und daher durch eine so entschiedene Antwort ebenso überrascht, wie verblüfft wurde.

„Ich habe es gesagt," bekräftigte der junge Patrizier. „Ich werde mich da der Rache meines Oheims und der Feindschaft des Foscarini aussetzen, blos weil Sie nicht schweigen können," setzte er mit einer Unhöflichkeit vom besten Geschmack hinzu.

Giulietta lenkte ein. „Ich meinte es ja gar nicht böse," versicherte sie weinerlich.

„Ganz gleich, wie Sie es gemeint haben — meine Bedingung bleibt dieselbe: entweder Sie geloben mir Stillschweigen, oder ich habe nicht mehr die Ehre, Sie zu kennen."

„Ach Gott, was für einen schrecklichen Geliebten habe ich angenommen!" wehklagte sie pathetisch.

„Wollen Sie mich nicht mehr? Mir iſt es recht. Wollen Sie mich aber noch, ſo müſſen Sie ſich durch einen Schwur zum Schweigen verpflichten.“

„Behandeln Sie alle Ihre Freundinnen mit ſolcher Grauſamkeit?“ erkundigte ſie ſich mit jämmerlicher Stimme.

„Alle, die da ihr Geſchwätz nicht aufgeben wollen — ja.“

„Ach, ich will es ja aufgeben!“

„Verſprechen Sie Schweigen?“

„Ja doch, ja, nur ſeyen Sie wieder gut!“

„Schwören Sie es mir?“

Giulietta gelobte in einem Athem bei San Marco und San Pietro und würde auch noch bei San Antonio geſchworen haben, hätte Anzolo ihr nicht Einhalt gethan.

„Genug, genug,“ ſagte er, wider Willen zum Lachen gebracht. „Sie werden Ihre Seele nicht verſchwören, auch wenn Sie Ihre Gelübde blos bei zwei Heiligen thun. Ich bin ſchon nicht mehr böſe, und denken Sie daran, daß der ſchöne Antonio nach wie vor die ſchöne Criſtina beſucht, daß wir alſo unſern Argwohn kaum uns ſelbſt eingeſtehen dürfen, bis wir Beweiſe für ihn haben. Dann wollen wir nicht nur reden, ſondern auch handeln.“

Auf welche Weiſe Anzolo handeln wollte, wenn er die Beſtätigung von ſeinem und Giulietta's Glauben

gewonnen, ahnte die hübſche Einfalt allerdings nicht, ſonſt hätte ſie, trotz ihrer Dummheit, ihm wohl ſchwerlich Beiſtand verſprochen. Sie dachte nicht anders, als daß Anzolo ihre ehemalige Freundin ganz ſo, wie ſie, geradezu und ohne weitern Hinterhalt haſſe; deßwegen beſtand ihre einzige Beſorgniß darin, ob Anzolo ſie auch noch lieben werde. Anzolo ſicherte ihr dieſe Gnade zu, und in größter Eintracht begaben ſie ſich gemeinſchaftlich durch den Urthurm auf die Piazza.

Alſo Antonio beſuchte nach wie vor ſeine Criſtina? Ja wohl; ſchon am Abend nach dem Bankettage war er geräuſchlos und gedämpft bei ihr eingetreten, die eher die Erſcheinung eines Engels, als ſein Kommen erwartet hätte. Auch empfing ſie ihn wie einen Engel, verſtummend vor freudigem Erbeben, geneigt in Demuth. Vorwürfe zu machen, daran dachte ſie nicht; war er doch wieder da, blickte ſie voll Innigkeit an, ſprach ſo ſanft mit ihr. Alles Andere vergaß ſie, und hätte ſie auch an ihre Berechtigung zu Klagen denken, ſich des Erlittenen in der geliebten Gegenwart noch entſinnen können, Antonio würde ſie durch ſeine rührende Art entwaffnet haben. Das Bewußtſeyn eines Fehlers entſtellt und adelt, je nachdem die Naturen es aufrühreriſch oder unterwürfig annehmen. Antonio fühlte ſich durch die Reue gebeugt, und dadurch bekam

ſein ganzes Betragen den fremden und unbeſchreiblichen Reiz der Bitte. Alſo wetteiferten Beide in der liebenswürdigen Erniedrigung der Liebe, und die letzten Monate des Winters und die erſten des Frühlings ruhten gleichſam, angeſchwellt von einem ſchweigenden unbekannten Glücke. Tereſa unterbrach den gegenſeitigen Genuß der beiden neu berauſchten Herzen nicht; die junge Frau entzog ſich der Geſellſchaft ganz und gar. Die Abſicht dazu hatte ſie unmittelbar auf die Korbangelegenheit gefaßt, über die Ausführung aber mit ſich noch Rath gehalten, als ein Erkranken des Navager, welches ſich ohne Ernſt, aber voll ſchleppender Langweiligkeit ankündigte, ihr auf ein Mal die einfachſte und erklärlichſte Veranlaſſung darbot. Sie konnte nun dem Foscarini ausweichen und auch die Beſuche bei deſſen Freundin vermeiden, ohne daß Criſtina ſich der Artigkeit halber zu beſchweren brauchte, indem alle Stunden, denen der Gatte entſagte, dem Vater gewidmet werden durften, ſogar gewidmet werden mußten. Die bloße Dämmerung einer Neigung wandelt ſchon alle Anſchauung um. Der jungen Frau dünkte das Leiden des Vaters eine Errettung — das düſtere Krankenzimmer eine Zuflucht. Allerdings beſuchte der Foscarini den geehrten Freund und konnte nicht immer die Abweſenheit Tereſa's treffen, aber da ſein Gefühl für ſie durchaus keine

Schwärmerei der Seele, ſondern eine reine Leidenſchaft des Blutes war, ſo wurde ſie ihm in dieſer Beſchränkung, wo ſie weit weniger ihre Reize, als ihre Eigenſchaften entwickeln konnte, lange nicht ſo gefährlich, wie bei den Gelegenheiten, wo ihre Schönheit in voller Beleuchtung erſchien. Die kindlichen und aufopfernden Eigenſchaften verehrte er an ihr auf das Aufrichtigſte; ſie gewann an ſeiner Achtung, aber verlor an ſeinen Gedanken. Antonio hatte immer nur gegen die Wirklichkeit zu kämpfen gehabt, nie gegen die Einbildung — die Abgeſchiedenheit der jungen Frau beruhigte ihn, während ſie die arme Tereſa in aller Hülfloſigkeit dem eigenen Herzen Preis gab. Tereſa war nur, um kein Anſtoß für Criſtina zu werden, in die Einſamkeit geflüchtet — ihr ſelbſt entſprang hier kein Heil, vielmehr gab ihre Stärke mehr und mehr nach, und ſchon konnte ſie ſich nicht immer der Schmerzen erwehren, welche abzuweiſen ſie bisher vermocht. Criſtina ahnte etwas von dieſer Aufopferung, und nie war ihre Zärtlichkeit gegen die junge Frau wärmer geweſen, als jetzt, wenn ſie gemeinſchaftlich am Bette des Navager ſaßen; denn die Contarina glaubte ſich, trotz der Gegenwart der holden Tochter, nicht überflüſſig bei dem theuern Kranken. Alſo war es auch; der Navager begrüßte ihren lieblichen Eintritt jedes Mal mit ſeinem mildeſten Lächeln, Tereſa ihrerſeits

erwiederte die Hingebung der Freundin beinahe mit Anbetung; ihr schien, als könne keine wahre Schuld über sie kommen, so lange die Contarina sie noch liebe.

Demnach nahmen die innern Gewitter den Schein eines allmäligen Abwärtsziehens an, und die Gemüthsruhe hauchte ihren Balsamathem aus. Antonio erkannte sich wieder und hatte sein Ich noch nie so ansprechend gefunden. Die öffentlichen Angelegenheiten gewährten ihm weitere Beförderung seiner augenblicklichen Gesundheit, indem sie abermals alle seine Aufmerksamkeit forderten und seinen ganzen Geist für ihre Geschäfte verlangten. Denn allerdings hatten in Madrid zwischen dem Gritti und dem Herzog von Lerma die von der Republik vorgeschlagenen Unterhandlungen angefangen, doch aufgehalten durch die vielfältigsten Schwierigkeiten, welche Spanien immer und immer wieder vorschob, bewegten sie sich so langsam vorwärts, daß die Werbungen in Holland entschieden abgeschlossen wurden und im Frühjahr die Grafen von Nassau und von Löwenstein dem venetianischen General, Antonio Lando, achttausend Mann holländischer und wallonischer Truppen zuführten. Vorstellungen des Pabstes gegen diese Verbrüderung mit Ketzern erfolgten nun; dann die Belagerung Vercellis durch den Toledo und die Einschließung Gradisca's durch den Lando. In Frankreich wechselte mit

der Ermordung des Marschall d'Ancre und der Entfernung Maria von Medicis die politische Gesinnung gegen Spanien abermals, und der junge König äußerte: er finde sich zur Aufrechthaltung des Vertrages von Asti verpflichtet. Dieses Auf- und Abwogen der günstigen und ungünstigen Ereignisse war Beschäftigung genug, um Antonio ganz sich selbst zu entrücken. Da er natürlich zugleich der Fieberschauer vergaß, die sein Herz ausgehalten, so war es erklärlich, daß er seine Genesung vollendet wähnte und zu seiner gewöhnlichen, etwas stolzen Ruhe zurückkehrte.

Bald jedoch warnten ihn Empfindungen, die er nur zu gut als gefährliche wieder erkannte, daß er sich nicht mit allzu großem Vertrauen auf diese scheinbare Genesung verlassen möge. Die Frühlingsfeste hielten, ungestört von allen innern und äußern Beunruhigungen, ihren gewohnten Einzug in die Markusstadt: der Tag des heiligen Beschützers, Himmelfahrt, Frohnleichnam schmückten nach einander die Erde mit ihren Prozessionen und Masken, die Gewässer mit ihren Gondelfahrten. Der Navager ward für hergestellt erklärt, Teresa sah sich gezwungen, wieder in der Gesellschaft aufzutreten. Bleich und ernst, wie sie geworden, begrüßte man sie doch als ein neues Gestirn; ihre Bläße bezauberte noch mächtiger, als ihre Frische vorher, und sie feierte Triumphe, die sie beklemmten,

Giulietta roth vor Neid und den schönen Anzolo blaß vor Aerger machten, und die arme Cristina abermals mit Beben um ihr Glück erfüllten.

Und Antonio?

Die Leidenschaften haben ihre Geschicke zugetheilt erhalten. Die Antonio's für Teresa war dazu geweiht, ein ganzes, volles Daseyn mit seinem Anbruch und seinem Erlöschen, mit allen Qualen, Wonnen, Hoffnungen, Ermattungen, Rasereien und Verzweiflungen durch- und auszuringen. Darum erhob sie sich langsam, bereitete sich vor, hielt immer wieder inne, schöpfte aus der Luft eines überirdischen Aethers immer noch tiefer Athem. Dieses Athemholen hatte eben Antonio getäuscht. Er meinte die Leidenschaft in ihm unter dem Marmor seines Willens begraben, und sie faßte sich nur in Sammlung, um den Kampf ihrer Bestimmung nun wirklich anzuheben. Der Genius, der ihr beigegeben, wälzte den Grabstein ab; die Brust, in welcher das Grab lag, ward erschüttert; Antonio empfand wieder die fremde, gewaltige Gegenwart in sich, die seinem Geiste gebieten wollte. Aber Antonio beugte sich ihr noch immer nicht.

Der Martatag kam heran und mit ihm ein neues Fest, das, ächt und alt, an den Fischerursprung der fürstlichen Republik erinnerte. Man beging damit den Fang

der Sohle, welche Fiſchart während des Juli am artigſten in die Netze ſchwimmt. Mit dieſem Fange beſchäftigte ſich in der Anfangszeit wohl ziemlich die ganze Bevölkerung der Laguna und lagerte ſich dann Abends an irgend einem Ufer, um auszuruhen und zu eſſen. Als die Stadt anwuchs und das Patrizierthum ſich bildete, überließ man den Fang den Fiſchern allein, aber das Speiſen des leckern Fiſches machte noch immer allgemeines Vergnügen, und ſo gerieth man allmälig auf eine Abendmahlzeit, gemeinſchaftlich eingenommen, wie ehemals, von welcher der geliebte Fiſch das hauptſächlichſte Gericht ausmachen ſollte. Eine Brühe, ganz beſonders erfunden und Saor genannt, würzte den Fiſch und das ganze Mahl. Auf der Piazza von Santa Marta erwartete ſie in geſchmückten und erleuchteten Bottegen ihre Anbeter. Bewegliche Küchen boten gebratene Hühner an. Auf den Zattere, der langen, luftigen Riva, welche der Giudecca gegenüber liegt, kauerten Männer neben Kochherden, die aus zwei Reiſigbündeln gekreuzt auf zwei Steinen gebildet wurden. Die Kohlen auf dem Reiſig glimmten, die Pfanne war mit ſiedendem Oel gefüllt, laut klang der Aufforderungsruf, verführeriſch luden die mit Sohlen gefüllten Körbe ein, die auf der Erde um die einfachſten aller Kochherde geſchaart waren. Die vorbei drängende Menge ward aufgehalten, überwunden, ließ ſich

nieder, ließ Sohlen in die Pfanne thun, ließ sich die gebratenen Sohlen darreichen und aß. Weiterhin vor den Schenken und Botteghen, gleich denen zu Santa Marta geschmückt und geöffnet, waren vornehmere Tische ebenfalls mit Speisen und Speisenden besetzt. Auch in erhellten Barken längs beider Ufer dampfte das Oel, verzehrte man die Sohle, bisweilen mit Musik, überall aber mit gleicher Lust. Daß von allen sonstigen Leckerbissen, welche venetianischen Gaumen munden können, nicht einer mangelte, daß alle venetianische Gaumen fanden, um sie zu genießen, daß endlich der Wein floß, als würde er unmittelbar aus den Kanälen geschöpft, das brauchte ich meinen Lesern nicht erst zu versichern, hätten sie das gute Volk von Venedig ein einziges Mal bei einer solchen offenen Tafel schmausen sehen. Aber es speist sich auch köstlich so am kleinen Tisch mit der freien Luft unter dem Nachtzelt, bei den Ampeln der Sterne, Musik hier und dort, Freude allenthalben, Glanz nebenan auf dem breiten, geraden, großen Kanal der Giudecca. Der phantastische Geist der Erleuchtung, den wir Sterbliche zu Hülfe rufen, wenn wir ein nächtliches Fest wollen, sprüht in solchen venetianischen Nächten seine ganze elektrische Genialität aus. Welche Phantasmagorieen, welche Funkenkoketterien, welche Feereien! Dabei lauter Absichtlosigkeit, nichts als Augenblicklichkeit

und Glücken. Die Gewässer gehorchen seinen capriciösen Geboten, seinen bacchantischen Improvisationen — das ist seine ganze magische Macht, mit welcher er in solchen Nächten alle Köpfe und alle Herzen berauscht.

Dennoch entbehrt er jetzt sehr die Patrizier, welche ihren Reichthum seinen Launen hingaben, und des Goldes, das in Schein schmolz, gering achteten. Damals schienen die Peoten eine die andere an Geschmack und Pracht zu überstrahlen, die prächtigste dünkte einem immer die, welche eben schwanenstolz, wie ein Gefährt aus mährchenhaften Gewässern, vorüberglitt. Die Tartanen, die einst zum Fischfange dienten, zogen mit ihren Seilen ganz voll farbiger Ballone dahin. Auf ihnen und den Peoten klangen Musikchöre. Kleinere Barken trugen Gezelte, Bogen von Laub und Kränzen, auch die allerkleinsten wenigstens einen Ballon zwischen Grün. Und in allen saßen die Familien der Bürger und der Fischer bei ihrer Mahlzeit zu Tische, und in allen flimmerte oder flammte das Licht, und der ganze Giudeccakanal bot von der Piazza von Santa Marta aus das Schauspiel einer unaufhörlichen Bewegung von Glanz.

Antonio liebte dieses wahrhafte Heimathfest ungemein. Die Peota, worin er Cristina zum Corso begleiten wollte, lag unten am Palaste der Contarina. Ueberspannt mit

einem reizenden Gezelt von Weiß und Gold, gekränzt mit Lorbeergrün und Geißblattblüthe, erleuchtet von dunkelrothen und silberkristallnen Lampen aus Murano, erwartete sie, eine schöne Muschel, ihre blonde Göttin. Cristina wandte ihre schmachtenden Augen auf Antonio und fragte süß: „willst Du kommen?“ Da erblickte sie den Freund völlig außer Fassung und erbleichte erschrocken.

Sie standen eben an der Gallerie des Saales. Antonio kam rasch zu einem Entschlusse und fragte: „Cristina, wenn ich Dich nun bäte, den Corso um meinetwillen aufzugeben?“

„Bist Du krank?“ fragte sie langsam und angstvoll.

„Nein, aber es weht wie der Scirocco durch meine Seele.“

Cristina rief dem Mädchen, welches auch im Saale war. „Geh' sagen, ich fahre nicht — mir ist plötzlich unwohl geworden.“

Das Mädchen kniff die Lippen ein und entfernte sich zögernd. Draußen sprach es unwillig: „das wird wieder etwas Schönes seyn.“

„Du bist gut,“ sprach drinnen Antonio mit Wehmuth zur Contarina.

Beklommen athmend erwiederte sie: „ich log nicht,

Antonio, fühle;" und ſie legte ſich ſeine Hand auf das Herz, welches abgebrochen klopfte.

Der aufgeregte Mann drückte die rührende Geſtalt mit Heftigkeit an ſich. „Du weißt, was mir iſt!" rief er.

„Ja wohl," ſagte Criſtina mit der Ergebung der Entmuthigung. „O, ſprechen wir nicht davon," flehte ſie, als er den Mund öffnete, die Hände an ſeiner Bruſt mit Leidenſchaftlichkeit in einander faltend.

„Nein, laß uns davon ſprechen," erwiederte er halb beſtimmt, halb bittend. „Das Gefühl verzehrt, verborgen, mehr vom Herzen. Das Schweigen trennte mich von Dir — laß das Geſtändniß eine Brücke darüber bauen, auf welcher ich mich an Deine Bruſt flüchten könne. Das Geſchöpf Gottes, welches geſündigt hat, oder welches Furcht fühlt, daß es ſündigen könnte, zu wem flieht es um Hülfe? — zu dem Gott, gegen den es ſich vergangen oder ſich zu vergehen nahe iſt. Warum ſoll ich da nicht zu Dir eilen, Criſtina, da ich doch gegen Deine Liebe gefehlt und noch zu fehlen fürchte?"

Die beiden Arme wand Criſtina um den Geliebteſten. „Sprich, was Du willſt, wenn es Dich lindern kann," ſagte ſie mit muthiger Innigkeit. „Armer, ich habe Dich ja längſt als leidend erkannt; aber ich konnte Dir keine

Erquickung reichen. Ich konnte nicht anfangen, davon zu reden. Vergib mir, daß ich auch vorhin noch um Schweigen gefleht. Das Herz iſt ſchwach, aber die Liebe iſt ſtark, mein Antonio; denn Du biſt noch immer etwas mein, nicht wahr?"

„Ganz Dein," betheuerte er, „mit jeder Abſicht, mit meinem ganzen Willen. Die Thorheit meiner Sinne allein will mich von Dir hinweg führen. Liebe kann es nicht ſeyn — wie würde ich ſonſt noch mit ſolchem Bewußtſeyn an Dir hängen? Alſo Bethörung — Taumel — jedenfalls ein überflüſſiges, erbärmliches Gefühl —"

„Dein Erbarmen gegen mich hält Dich noch an mir."

„Aber nein! Erbarmen gegen Dich, ein ſo ſchönes, edles Geſchöpf!"

„Dennoch ein kläglicher Gegenſtand des Erbarmens, da Du mich nicht mehr liebſt."

„Ich liebe Dich nicht mehr?" fragte er bekümmert und zornig. „Wie kannſt Du das ſagen, Criſtina? Wer liebt Dich, wenn nicht ich?"

„Ja, Du biſt ſehr gut."

„Schweige doch! Ich bin nicht gut, ich liebe Dich ganz einfach ohne alle Güte und Großmuth. Meine ſüße, treue Seele Du, wie ſollte ich Dich nicht länger lieben?"

„O, ich hoffe es, Du wirſt mir immer ſehr wohl wollen —“

„Criſtina!“ unterbrach er ſie voll Vorwurf.

„Antonio mein, warum Dich denn noch täuſchen wollen?“ fragte ſie ſanft. „Du wirſt doch bald oder ſpäter zum Bekenntniß gegen Dich ſelbſt gezwungen werden.“

„Nein, das werde ich nicht,“ ſprach er mit Ruhe. „Dir gehöre ich an, Dich allein will ich lieben.“

„Aber Du kannſt nicht,“ ſagte ſie ſchlicht und melancholiſch.

„Ich kann es wohl.“

„Beruhige Dich, Antonio,“ ſprach ſie voll Ernſt, als ſie ſeinen Stolz ſo aufgewühlt ſah; „Tereſa iſt es werth, daß Du gezwungen biſt, ſie mehr zu lieben, als mich.“ Ohnerachtet ihrer Selbſtverläugnung fröſtelte ſie bei dem Namen.

Antonio ſchien erleichtert, als der Name endlich ausgeſprochen war. Criſtina an ein Ruhebett führend und neben ſich niederziehend, ſagte er: „Du erniedrigſt Dich nicht zu der Geſchicklichkeit, Deine Nebenbuhlerin zu loben — Du biſt nur aus Beſcheidenheit irriger Anſicht. Glaube mir, Tereſa iſt durchaus nicht ſo ſchön, wie Du.“

„Oh?“ fragte die Contarina mit traurigem Lächeln.

„Nein. Dein Auge entzündet mehr. Der Anblick

bei ihr lockt sonnig, aber der Schnee ruht darunter. Du bist innerlich ganz Glut, äußerlich ganz Schmelz. Viel weiblicher, als Teresa mit ihrer allzu schlanken Gestalt. Auch ihre Bewegungen sind noch immer ungelenk; und endlich Dein bezauberndes, anmuthiges Mienenleben — Du bist unendlich mächtiger in Deiner Schönheit."

„Antonio, ahnest Du denn nicht, welche tiefe Demüthigung Du mir jetzt eben anthust?"

„Auf meine Ehre, Cristina, ich finde Dich schöner."

„Sie gefällt Dir nur besser."

„Sie gefällt mir nicht besser — im Gegentheil, eigentlich gefällt sie mir nicht. Du weißt, ich begehre bei Euerm Geschlecht Grazie noch vor der Schönheit, und Grazie entbehrt Teresa ganz, gleich allen Gestalten dieser schlanken dünnen Bildung. Ein unerklärlicher Eigensinn meiner Natur allein beharrt darauf, sie zu begehren; mir dünkt, als würde ich im Traum durch einen unsichtbaren Sturm auf sie losgetrieben."

Cristina nickte, die Augen niedergeschlagen, leise mit dem reizenden Kopfe.

„Wie ich mich Dir genähert habe, mit freudiger, freiwilliger Huldigung, mit glühenden Wünschen, um die ich wußte, deren ich mich vor der ganzen Erde gerühmt hätte, so begehrte ich Teresa's noch niemals."

„Nein, Du erlaubſt Dir es nicht — Du ehrſt die Gattin.“

„Criſtina, wärſt Du gleich Tereſa noch verheirathet geweſen, als ich Dich kennen lernte, um Dich würde ich doch geworben haben.“

„Ja, das glaub' ich,“ ſagte ſie, wieder mit einem Lächeln des Schmerzes und die Augen noch immer niedergeſchlagen.

„Daraus ſiehſt Du, daß Du mir wünſchenswerther und auserleſener erſchienen biſt; denn nicht das dumpfe Verlangen, welches mich jetzt nach Tereſa lechzen macht, das bewußtvolle Begehren drückt die wahre Liebe aus. Wie ſollte ich auch anders als in ſinnlicher Verblendung dieſe junge Frau wollen? Meine Freundin, wie Du, könnte ſie nie werden; ein Geſpräch mit ihr würde mich weit eher langweilen, als unterhalten. Sie iſt in der größten Einſamkeit aufgewachſen, arm an aller Ausbildung — ich glaube ſogar, ſie beſitzt keinen Geiſt.“

„Das iſt möglich.“

„Alſo warum ſollte ich ſie da über Dich, oder auch nur neben Dir lieben?“

„Aus Liebe, Antonio.“

„Sprich nicht ſo — Du reizeſt mich. Thörichte Frau, wozu mir denn durchaus ein Gefühl aufreden wollen,

welches ich weder anerkennen mag, noch kann. Als ich dieſe ſo gefährliche Schönheit zum erſten Male erblickte, hat ſie mich gar nicht ergriffen. Aus dieſer Gleichgültigkeit entnehme ich doch nicht gerade ein unüberwindliches Verhängniß, das mich von Anfang zu ihrem Verehrer beſtimmt habe?"

„Du wirſt durch ein Anſchauen nie augenblicklich überwältigt werden, Theurer, und wäre es ſelbſt Armida, die Dich bezaubern wollte. Der geübte Körper erliegt nicht einer leichten Ermüdung, der geſtählte Geiſt gibt nicht mit ſeidener Gefügigkeit einer erſten Empfindung nach. Du biſt ſtark von Geburt; das Nachdenken iſt Dein Bad geweſen, der Edelſinn Deine tägliche Nahrung; Du kämpfeſt kräftig, ſey es mit einem Schickſal, ſey es mit einer Verſuchung — der Liebesdämon ſelbſt kann Dich nicht im Spott zu Boden werfen; Du würdeſt ſogar, gleich dem Erzvater, mit Gott ringen, wenn Dir es nicht größer dünkte, Dich vor ihm in den Staub zu neigen. Aber, mein Geliebter, unüberwindlich biſt Du darum doch nicht, denn Du biſt ein Sterblicher, und die Sterblichkeit überwindet nimmer, nicht die Schwäche, nicht die Krankheit und das Elend, nicht die Sünde und endlich nicht den Tod, ſondern immer und immer wird ſie überwunden, alſo hat Gott es gewollt, und das Geſchick

Deiner Brüder und Schweſtern aller wird auch über Dich kommen.“ Die Contarina hatte mit wehmüthiger Feierlichkeit geredet; jetzt ſetzte ſie in einem einfacheren Tone hinzu: „an jenem Abend warſt Du zu ſehr auf den Bedmar geſpannt, aber trotzdem, bekenne es mir, vergaßeſt Du Tereſa's Erſcheinung?“

„Nein, die Erinnerung daran verfolgte mich, doch nur wie wir ein Bild, das uns getroffen, auch nicht wieder aus dem Gedächtniß bringen.“

„Du liebſt ſie ſo, daß Du Scheu vor ihr hegſt,“ ſprach leiſe und deutlich Criſtina. „Daß Du Dir nicht erlaubſt, ihrer zu begehren, daß Du nur wider Deinen Willen dazu getrieben wirſt, das iſt Leidenſchaft, wie es nur je Leidenſchaft gegeben hat. Um mich würdeſt Du in jedem Fall geworben haben, ſpracheſt Du. Allerdings, mich haſt Du nie genug geliebt, um mich anzubeten.“

„Bete ich ſie denn an?“ fragte der Foscarini beinahe überreizt. „Ich baue ihr wohl einen Altar in meinem Herzen und bringe ihr Blumen dar und brenne Kerzen vor ihrem Bilde? Criſtina, ich bitte Dich, gib dieſen Eigenſinn auf. Faſt nie denke ich an ſie, wenn ich Beſchäftigung habe; an Dich aber erinnere ich mich während der Arbeit, inmitten des Schreibens, grüße Dich innerlich, erquicke mich an der Gewißheit Deines lieben

Beſitzes. Ja, als ich die unverzeihliche Schwachheit gehabt, ihr den Korb zu ſchicken, da ward die Erinnerung an ſie mir ſogar widerwärtig. Ich habe Dir nie eine Abbitte wegen dieſer Kränkung gethan," ſprach er ſanfter; „aber Du haſt mir längſt verziehen — nicht wahr?"

„Theurer, laß doch das," fiel ſie mit himmliſchem Abwehren ein.

„Du haſt ein furchtbares Leiden darum ausgehalten?" fragte er bewegter, als noch während des ganzen Geſpräches.

„Ja, und was weiter?" erwiederte ſie mit ergebungsvoller Sorgloſigkeit. „Im Gegentheil, es war recht gut für mich, daß ich ſo auf ein Mal Alles litt, was ich zu überdauern vermochte. Denn ein ſolches Erſchöpfen des Bitterſten macht das Herz ganz müd und mürb, und kommt der Schmerz wieder, ſo bricht das Herz entweder ganz entzwei, oder es weicht in Erſchlaffung."

„Ich verdiene das," ſprach er nachſinnend, „Arme, warum haſt Du mich geliebt?"

„Ich möchte doch nicht Dich nicht geliebt haben," entgegnete ſie voll Hingebung. „Antonio, Du biſt ſo gut geweſen, noch jetzt ſo gut — Gott ſegne Dich immer

und immerdar!“ Sie führte ſeine Hand an ihren heißen, blaſſen Mund.

„Glaube mir doch nur,“ bat er, ſie umfaſſend und in ihre Augen blickend, als wollte er mit erneuerter Glücksüberzeugung in ihr Herz bringen. „Dann ſoll ja unſer Bündniß ſich noch mehr verranken und verwachſen, als je bisher. Sind wir in den letzten Monaten nicht glücklich geweſen, Criſtina mein?“

„O, ſelig,“ ſprach ſie, die Augen in Verzückung aufſchlagend. „Gott ſey gebenedeit für dieſe letzten Monate. Doch, mein Antonio, es waren auch wirklich die letzten Monate, die letzten Blüthen unſers Bündniſſes, die letzten Geſtirne unſers gemeinſamen Geſchickes.“

Antonio drückte ſeine Lippen faſt feierlich auf die weiße Stirn an ſeiner Bruſt. „Und ich gelobe Dir, dieſen einzelnen Blüthen ſoll noch ein ganzer Frühling folgen, und nach den Geſtirnen erſt die Sonne aufgehen. Seit ich mit Dir unbefangen über meine Thorheit geredet, dünkt ſie mir, wie ein Nebel, der da ſchwindet. Das Vertrauen zu Dir war es, was mir zur wahren Geneſung mangelte. Criſtina mein, blicke nicht ſo auf den Boden, nicht weg von mir. Sieh mich an — bin ich nicht noch immer Dein Antonio?“

„Ja,“ antwortete ſie, lächelnd durch einen feuchten Schleier.

„Und Du — biſt Du immer noch mein?“

Sie nahm ſeine Hand und legte ſie ſich auf den Scheitel.

„Gott ſey gelobt,“ ſprach er aufathmend. „Jetzt ſcheidet uns nur noch das Grab.“

Druck der J. B. Metzler'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.